

LITERATUR, KRITIK, KLASSENKAMPF

*Achternbusch, Bosch, Dorroch, Konjetzky, Kroetz,
Ritter, Schöfer, Schramm, Schütt, Stössel, Timm*

Martin Walser: Theater als Öffentlichkeit

Gerd Fuchs: Schreiben und Arbeit

Günter Herburger: Über die Zukunft des Romans

Anna Seghers: Bewahrung und Entdeckung

Frank Benseler: Anna Seghers-Treffen

Elisabeth Simons: Sozialistischer Realismus

Romane im Umbruch — *Gruppenbild mit Dame; Der Sturz; Stellenweise Glatteis; Beringer und die lange Wut* — Beiträge von Hitzer, Neumann, Högemann-Ledwohn, Plötz; Realismus-Diskussion im Werkkreis

REALISMUS

Aufgabe und Probleme

kürbiskern

LITERATUR · KRITIK · KLASSENKAMPF

DIE KLEINE ARBEITERBIBLIOTHEK

Eine neue Reihe ab Herbst '73 im KÜRBISKERN

Otto Gotsche:

Sturmsirenen über Hamburg und andere Erzählungen - aus der Geschichte der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung.

Aus Otto Gotsches Nachwort zu diesem Band:

„Bei der Erinnerung an den Genossen Willi Bredel und andere Kampfgefährten des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller ist etwas klarzustellen: In einigen Nachdrucken wird versucht, durch Kommentare und gezielte Auswahl von Dokumenten die Autoren und ihre Werke in die Nähe heutiger ‚ultralinken‘ Gruppierungen zu rücken. Aber wir haben nicht dafür geschrieben und gekämpft, daß unsere Bücher heute für kommerzielle und politische Geschäftemacher als Alibi herhalten sollen. Die revolutionäre Tradition der KPD ist völlig unvereinbar mit dem von den Ultralinken praktizierten Antisowjetismus, mit Verleumdungen gegen die DDR und die SED, mit der Diffamierung der SEW in Westberlin und der DKP in der Bundesrepublik, mit gewerkschaftlicher Spaltungstätigkeit und kriminellen Provokationen.“

Sowjetische Erzählungen - 20er Jahre

Aus der großen Malik-Anthologie: Isaak Babel, Ilja Ehrenburg, Konstantin Fedin, Fjodor Gladkow, Valentin Katajew, Leonid Leonow, Michail Scholochow, Jewgenij Samjatin, Sergej Tretjakow u. a.

Begleitwort: Gerd Deumlich

Geplant: Karl Grünberg: Brennende Ruhr

Nikolai Bogdanow: Das erste Mädel

Grigori Bjelich/Leonid Pantelejew: Schkid, die Republik der Strolche

Kurt David: Die Überlebenden

Valentin Katajew: Es blinkt ein einsam Segel

kürbiskern

Literatur, Kritik, Klassenkampf

Herausgegeben von

Walter Fritzsche, Friedrich Hitler, Oskar Neumann,
Conrad Schuhler, Hannes Stütz

Damnitz Verlag München

REALISMUS
AUFGABE UND PROBLEME

Zu diesem Heft	635
<i>Roman Ritter:</i> Lyrisches Tagebuch (für die alte, die in der mensa den abfall wegräumt 650; Nachruf 651; als ob man den tag vor dem abend loben könnte 653; Ein Genosse 655; Einige Sätze zur revolutionären Arbeit 659)	650
<i>Godehard Schramm:</i> Denkmal für Nikolaj Gogol	662
Gontscharow geht mit Oblomow spazieren	663
Ich entdecke Francisco Goya	665
Ist das der Mann, der vieles über Jahre kann und blutig-bläue Feigen frisst?	667
<i>Klaus Konjetzky:</i> Gedicht an meinesgleichen	670
<i>Uwe Timm:</i> Die Durchsuchung	672
<i>Heiner Dorroch:</i> Kranführer	683
<i>Herbert Achternbusch:</i> Im Tal des Todes	691
<i>Manfred Bosch:</i> Der Zugang	703
<i>JP Stössel:</i> Ein Held, wie er im Buch steht	712
 KRITIK	
<i>Martin Walser:</i> Theater als Öffentlichkeit	719
<i>Gerd Fuchs:</i> Schreiben und Arbeit — Die Arbeit des Schreibens	728
<i>Günter Herburger:</i> Über die Zukunft des Romans	734
<i>Anna Seghers:</i> Bewahrung und Entdeckung	738
<i>Frank Benseler:</i> Anna Seghers-Treffen	742
<i>Elisabeth Simons:</i> Theoretische Positionen des sozialistischen Realismus in der Literaturbewegung der revolutionären deutschen Arbeiterklasse	753
<i>Romane im Umbruch</i> — Gruppenbild mit Dame, Der Sturz, Stellenweise Glatt-eis, Beringer und die lange Wut	
<i>Friedrich Hitzer:</i> Verweigerte Größe oder große Verweigerung?	769
<i>Oskar Neumann:</i> Ein Schluß, geschrieben in der Zukunft	786
<i>Elvira Högemann-Ledwohn:</i> Ein proletarischer Held 1972	790
<i>Dagmar Plötz:</i> Auf dem Weg zur Arbeiterklasse	795
 KLASSENKAMPF	
<i>Franz Xaver Kroetz:</i> Münchner Kindl	801
<i>Erasmus Schöfer:</i> Kollegin Zander greift ein	817
<i>Peter Schütt:</i> Beim Schriftstellerverband der DRV	825
 DOKUMENT	
Realismus-Diskussion im Werkkreis	829
Anmerkungen	840

Zu diesem Heft

Niemand soll sagen, die Beziehungen von Kultur und Gesellschaft könnten unter den herrschenden Verhältnissen nicht oder nur mühsam erkannt werden. Der Siemenskonzern, gewiß keine Randerscheinung der bundesdeutschen Gesellschaft, hat mit wünschenswerter Klarheit das Seine zur Kultur äußern lassen. „Typische Errungenschaften von Literatur, Kunst und Philosophie seien“, so sprach A. Gehlen einleitend auf der im Juni 1973 von der Siemensstiftung veranstalteten Tagung zum Leistungsprinzip, „untrennbar verbunden mit dem System des Absolutismus, der äußersten sozialen Ungerechtigkeit, ja sogar der größten Gewalt.“ . . . „Auf solchem Boden floriert Kultur.“ (SZ, 9. 7. 1973; demnächst das Ganze als Taschenbuch.)

Zweifellos hielten es die Veranstalter hier und jetzt für angezeigt, eine so euphorische Apologie der Klassengesellschaft als eines fruchtbaren Kulturbodens vortragen zu lassen — und ihr aufwendiges Drängen in die Öffentlichkeit beweist, daß hier nicht zufällig ausgeplaudert wurde, was besser im intimen Kreise Gleichgesinnter geblieben wäre. Hier wird bewußt die Gegenposition zu Tendenzen bezogen, die den Stiftern der Tagung nicht ins Konzept passen.

Die letzten Jahre der Kultur- und insbesondere der Literaturentwicklung in der BRD haben eine Fülle neuer Themen, Figuren, Zukunftsentwürfe ans Licht der Öffentlichkeit befördert, sie haben stellenweise die Verbindung zu Traditionen geschlagen, die uns in der restaurativen Nachkriegsperiode abhanden gekommen waren. Die Entdeckung der Lebenslage der Millionenmehrheit der arbeitenden Menschen als eines literarischen Gegenstands, die dabei unvermeidliche Darstellung realer Interessenkonflikte, die dem Autor ein weitergehendes Engagement abfordert als jede noch so düstere allegorische Endzeitstimmung, Gesellschaftskritik nicht mehr punktuell, sondern prinzipiell, mit einem unmittelbar wirklichkeitsbezogenen humanen Anspruch — trotz unterschiedlicher thematischer Ansätze und Darbietungsformen läßt sich bei einer großen Zahl von Autoren heute etwas aufspüren, das ihre neuesten Produktionen eint. Man könnte das allgemein und ohne voreilige Einebnung des Verschiedenen die vertiefte Suche nach der Wirklichkeit nennen, das Bestreben, die umgebende Realität erkennbarer als in den Jahren vorher in Literatur zu fassen. Synchron damit geht der Wunsch, sich ein neues, demokratischeres Publikum für das eigene Werk zu erobern.

Die indignierte Äußerung Emil Staigers vor wenigen Jahren, der in der neuesten Kunst nur eine Anhäufung von Scheußlichkeiten sah und als deren Ursache den liederlichen Umgang der Autoren vermutete, traf genau am Wesen der Entwicklung vorbei. So kann sich die Alternative von „sauberer“ und „schmutziger“ Literatur höchstens noch für den Volkswartbund darstellen.

Der Kern der Sache wird dort offenbar – und darin liegt das relative Verdienst der Unverbülmtheiten bei der Siemensstiftung – wo die Klassengegensätze in der Gesellschaft zur Sprache kommen. Gehlens ewige Wahrheiten – Leistung in Form von Unterdrückung und Ausbeutung für die einen, gleichzeitige Hochblüte der Kultur für die anderen – wenden sich präzis gegen die heutige kritische Auseinandersetzung vieler Autoren mit der bundesrepublikanischen Wirklichkeit, in der Ausbeutung und neue wie alte Formen der Unterdrückung vorkommen. Sie zielen vor allem auf die ganz neuartige ideelle und materielle Solidarisierung von Autoren mit den Arbeitenden, da dieses Bündnis die Stifterfiguren am meisten erschreckt.

Gerade aber diese im besten Sinn demokratische, zum Teil auch sozialistische Richtung in der Literatur erscheint uns als das in die Zukunft weisende Element ihrer Entwicklung. Lenins These von den „zwei Kulturen“, die in jeder auf Ausbeutung beruhenden Gesellschaft existieren – die Kultur der Herrschenden und die demokratische, sozialistische Kultur, die die Interessen der Volksmassen spiegelt – liefert hier einen hilfreichen Begriff, um die gegenwärtige kulturpolitische Wirklichkeit allgemein zu fassen, wenn man sie nicht schematisch mit der Vorstellung zweier abgegrenzter Bezirke gleichsetzt, in denen die schwarzen und die weißen Lämmer säuberlich voneinander geschieden sind. Die unter den gegenwärtigen Umständen unvermeidliche Auseinandersetzung zwischen der demokratischen und der die Ausbeutung rechtfertigenden oder bestätigenden Position kann sich in jedem Verlag, Sender, Theater, in jeder Redaktion, jedem Lektorat und lange und heftig im Kopf des einzelnen Autors, Redakteurs, Dramaturgen abspielen.

Wir vermerken als auffällig an den letzten 10 Jahren Literaturentwicklung, daß die demokratische und sozialistische Position in ihr erkennbar gewachsen ist, daß sie heute stärker ist als jemals seit Bestehen dieses Landes und daß sie die Chance hat, sich zu einer lebendigen und vielfältigen Kulturströmung auszuwachsen, die die fortschrittliche Alternative der gesellschaftlichen Prozesse in der BRD begleiten und bereichern kann.

Mißt man es am Ausmaß der tatsächlichen Veränderungen, so bleibt das Bewußtsein von diesen Vorgängen – das Bewußtsein ihres historischen Charakters – und damit die Erkenntnis des jetzigen Stands und der Perspektiven der Kulturentwicklung selbst bei vielen, die aktiv daran beteiligt sind, erstaunlich gering. Es überrascht nicht, daß die etablierten Großkritiker den Charakter der vor sich gehenden Veränderungen nicht erfassen, geschweige denn verallgemeinern und bewußt machen wollen. Daß die Kritik, im Ganzen gesehen, dies bei uns nur in Ausnahmefällen leistet, hat viele Gründe. Manche davon sind objektiver Natur, sie haben mit der Marktsituation im Buchgeschäft zu tun. Indem das einzelne Buch als Schlager der Saison gegen die anderen Neuerscheinungen aufgebaut wird, muß heute auch die Person des Autors in diesem Konkurrenzkampf mitspielen – er wird zur Reklame für seinen

Titel – natürlich auch gegen die anderen – genutzt. Bei den auflagenschwachen, sogenannten mittleren Titeln, die nicht in den Genuss besonderer Werbeetats kommen, fahndet die Kritik fast ausnahmslos nach der „originellen Kunstleistung“ des isolierten Textes. Ein Kritiker, der sich diesen Bedingungen anpaßt, kommt erst gar nicht mehr in die Lage, Entwicklungen zu untersuchen, etwa Gemeinsames zwischen Kroetz’ „Oberösterreich“ und – sagen wir – Herburgers „Eroberung der Zitadelle“, Walsers „Gallistl“ und „Sturz“ oder von der Grüns „Stellenweise Glatteis“ zu entdecken. Allenfalls werden oberflächlich ganz verschiedene Dinge zueinander sortiert: Jetzt hat auch E. Jünger sich der Arbeiter als Thema angenommen . . .

Die Methode, von der Oberfläche her willkürlich Verbindungen zu ziehen oder auch Gegensätze zu schaffen, breitet sich aus. Ein Autor, der nicht alle Konsequenzen auch seiner publizistischen Äußerungen illusionslos durchdenkt, fällt unter die Räuber, die ihn ausplündern, um Argumente gegen die literarische Tendenz zu finden, die sie ablehnen. Ausgerechnet Heinrich Böll, der unentwegt gegen die Mode der allegorisch-absurden Literatur der 50er Jahre anschrieb, der von den kleinen Leuten im Land und ihrem Alltag ganz einfach und in der Tradition des verpönten Realismus erzählte, als ganz andere Dinge en vogue waren, wird heute zum Musterknaben einer reaktionären Kritik und muß sich von Herrn Zehm auf die Schulter klopfen lassen. Die – gewiß problematische – Nobelpreisrede Bölls verwendet Marcel Reich-Ranicki, um auf die gesellschaftskritischen Tendenzen unserer neuesten Literatur einzuhauen. Ohne sich lange mit feinsinnigen Differenzierungen aufzuhalten, unterstellt Reich-Ranicki der Gegenseite niedere Motive, was die folgende Analyse wesentlich vereinfacht: „Der Klassenkampf ernährt seinen Mann – jedenfalls im bundesdeutschen Kulturleben. Wer in diesem Land ein Schriftsteller sein will, doch nicht schreiben kann, der wendet sich nahezu automatisch der Gesellschaftskritik zu. – Wer nicht erzählen kann, der erzählt vom Alltag der Arbeiter — das macht sich bezahlt.“¹ (*Die Zeit*, 11. 5. 1973.)

Nicht zufällig wird in der nächstfolgenden Nummer der *Zeit* das Buch eines Autors heruntergemacht, von dem eigentlich nicht in Frage steht, ob er „schreiben kann“. Die konkrete Gesellschaftskritik in Walsers „Sturz“, der Abstieg des Helden in die Zwänge des Angestellten-Milieus werden für unwe sentlich erklärt, dem Helden wird die soziale Physiognomie einfach abgesprochen. Da es im ganzen Buch kaum etwas gibt, das diese These stützt, darf folgerichtig der Text nichts wert sein. Dem Kritiker erscheinen „nahezu 15

¹ Reich-Ranicki geht es nicht um eine Auseinandersetzung, er versucht erst gar nicht, die betreffenden Autoren vom eventuell rationalen Kern seiner Ansichten zu überzeugen. Er denunziert. Ein Sinn für Macht ist ihm dabei nicht abzusprechen, denn er schilt vor allem „die beflissenen Dramaturgen und Verlagslektoren“, „Rundfunk- und Fernsehredakteure“, „die hilflosen und verwirrten Feuilletonchefs“ und die für Kultur zuständigen „Abteilungsleiter und Referenten in den Ministerien und Stadtverwaltungen“, die sich mit dieser Strömung seiner Meinung nach zu sehr einlassen.

Kristlein-Jahre wie gar nicht gewesen, über 1500 Seiten wie nie geschrieben“ (*Die Zeit*, 18. 5. 1973). Damit ist das Gesamturteil über ein Buch gefällt, das zum Wichtigsten des letzten Jahres gehört und in dem sich sehr diffizil eine allgemeine Tendenz, neue Momente in der Entwicklung des Autors mit dem Weitererzählen der vor Jahren begonnenen Kristlein-Geschichte verbinden. Wir werden auf dieses Buch, da es uns noch in mehrerlei Weise wichtig scheint, in diesem Heft näher eingehen. Auch Heinrich Bölls letztes Buch soll zu einem speziellen, unserer Meinung nach zentralen Punkt, genauer befragt werden. Wir möchten damit eine vertiefte Diskussion um das Werk Bölls beginnen, weil wir glauben, daß dabei Wesentliches über die Literaturentwicklung in der BRD überhaupt erkannt werden kann. Dabei wäre zu klären, wie es kommt, daß man gerade Böll gegen die neuen Tendenzen unserer Literatur auszuspielen vermag.

Manchmal entschwindet das Gemeinsame und Neue in der Literatur dem Blick selbst derer, die es grundsätzlich begrüßen. Wie definitorische Scholastik und widersprüchliches Theoretisieren den eigentlich interessanten Gegenstand der Untersuchung zum Verschwinden bringt, scheint uns im Heft 90 der „alternative“ (Juni 1973) modellhaft vorgeführt. Unter dem irreführenden Gesamttitle „Arbeiterliteratur — Zerstörung der Literatur“ wird einleitend der notwendige, wenn auch nicht geradlinige Zusammenhang von Arbeiterliteratur und Arbeiterbewegung konstatiert. Jedoch wird der Begriff dieser Literatur so eng gebildet, daß man nicht einmal die Texte des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt alle darin unterbringen kann. Den Thesen der „alternative“-Redaktion, die darauf hinauslaufen, das Problem der literarischen Gestaltung aus dem Begriff von Arbeiterliteratur zu entfernen, steht die organisatorische, politische und literarische Arbeit des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt entgegen. Bei der Aneignung des neuen literarischen Gegenstands entwickelten die Werkkreise kollektive Arbeitsformen, sie diskutieren über Gestaltungsprobleme und politische Zusammenhänge, sie arbeiten mit den Gewerkschaften zusammen und verlieren so die praktische Wertbarkeit ihrer Texte in der Klassenauseinandersetzung nie aus den Augen. Von daher kommt Erasmus Schöfer zu seiner neuen Definition des literarischen Gegenstands der Werkkreisarbeit²: Arbeitswelt wird verstanden als die Gesamtheit der Welt, in der der arbeitende Mensch lebt. Dieses Verständnis von „Literatur der Arbeitswelt“ zeigt sich dem von der „alternative“-Redaktion vertretenen Begriff von „Arbeiterliteratur“ überlegen, weil gerade die Gestaltung nicht nur des proletarischen Milieus, sondern einer breit aufgefaßten Um-Welt den größeren Fortschritt im Bewußtsein der Arbeiterklasse bringt. Im Unterschied zur „alternative“-Redaktion bauen wir fest darauf, daß immer mehr Arbeiter gewonnen werden können, diese Literatur zu lesen

² E. Schöfer, Referat bei der Nürnberger Werkkreistagung 1973. Vgl. auch den in diesem Heft dokumentierten Ausschnitt aus der Diskussion der Springener Tagung.

und daß sie Vergnügen und Erkenntnisse aus den Büchern über ihre Welt ziehen werden. Bei dem von der „alternative“ vertretenen Literaturbegriff bleibt mindestens das Vergnügen ungewiß.

Der theoretische Grund der verengten Bestimmung von „Arbeiterliteratur“ besteht unseres Erachtens darin, daß das Redaktionskollektiv „alternative“ die dialektische Beziehung zwischen der Objektivität der ökonomischen Gesetze des Kapitalismus und der Bewußtheit einer verändernden Praxis nicht einsieht. Zu welchen Konsequenzen sie das im Urteil über die Menschendarstellung in der Literatur treibt, soll an anderer Stelle dieses Heftes genauer besprochen werden. Die unangebrachte Verengung des Begriffs der Arbeiterliteratur äußert sich indirekt in der etwas ungelenken Polemik gegen die These von den „zwei Kulturen“: „... unterläuft sie (die Arbeiterliteratur, Red.) von vornherein alle Versuche, sie als eine ‚zweite Kultur‘ dem Kanon bürgerlicher Dichtung einzugemeinden...“ Von „bürgerlicher Dichtung“ als gemeinsamem Dach und der Notwendigkeit, die Arbeiterliteratur in ihren „Kanon“ zu integrieren (wörtlich genommen hieße das wohl zunächst Übersetzung in die Versform) hat natürlich nie ein vernünftiger Mensch und Marxist gesprochen. Der These von den zwei Kulturen geht es ja gerade um die widersprüchliche Beziehung, den Kampf zweier Klassenlinien innerhalb der Kultur einer Ausbeutergesellschaft. Auch die Redaktion „alternative“ geht davon aus, daß die Arbeiterliteratur in unserer Gesellschaft und nicht auf einem fremden Stern existiert. Als wenigstens logischer Ausweg, um ihren Begriff von der Sache zu retten, bleibt ihr daher nur, die Arbeiterliteratur überhaupt aus dem Bereich der Kultur herauszunehmen („weder ist sie ‚zweite Kultur‘, noch Subkultur, noch Gegenkultur: sie will beitragen zur Errichtung von Doppelherrschaft“). Damit schrumpft der Begriff der Arbeiterliteratur auf einen Punkt zusammen, der sich — abgesehen von seiner politischen Unhaltbarkeit — allen ästhetischen Kategorien entzieht, mit allen, auch den progressiven Arten von Literatur nichts mehr zu tun hat und so die Verbindung zum Kontext des Überbaus verliert. Im Gedankenablauf der Thesen erscheint das immerhin folgerichtig. Warum aber dann, ganz zum Schluß, doch noch erklärt wird, das Ästhetische sei „dem Produkt“ der Arbeiterliteratur immanent, mögen die Verfasser der Thesen wissen — rational begreifen läßt es sich von ihren Positionen her nicht.

Das „alternative“-Heft ist Teil der Gesamtsituation: Seine enge und widersprüchliche Argumentation bringt beispielhaft zum Ausdruck, in welch ausgiebigem Maß die genannten Veränderungen in der BRD-Literatur bisher ohne theoretische Verallgemeinerung geblieben und damit unzureichend allgemein erkannt sind. Manche Zusammenhänge wurden noch gar nicht von einer ernsthaften Diskussion erfaßt. Dabei erscheinen seit einigen Jahren nicht wenig Bücher, die von dem wichtigen Hauptgedanken ausgehen, daß gesellschaftliche Entwicklung und Literatur nur als Einheit gedacht und be-

handelt werden können. Durch historische Dokumentation literarische Programme, seltener durch systematische Darlegungen wird hier versucht, eine Methode zu zeigen, wie sich spezifisch literarische Aufgaben und gesellschaftliche Entwicklung miteinander vermitteln lassen. Die Texte geben in der Regel nur Ausschnitte aus der marxistischen Literaturdiskussion wieder. Es ist unbestritten ein Verdienst, wenn bislang unzugängliche Texte auch bei uns einmal veröffentlicht werden, aber Anthologien können die systematische Aufarbeitung der in die Gegenwart hineinreichenden Probleme nicht er setzen.

Ein Sonderproblem entsteht zusätzlich daraus, daß in diesen Büchern ein nostalgisches Interesse für die 20er Jahre überwiegt. Denn die historische Bedingtheit der Fragestellungen geht so leicht verloren, das Verständnis dafür, daß sich das marxistische literarische Denken weiterentwickeln mußte und muß. Weit unter dem Niveau und der Problemhaltigkeit der Texte stehen zudem die meisten Einleitungen, die meist nur geschrieben scheinen, um die Orientierung durch den Textteil zu erschweren, oder den aktuellen Bezug auf ein abwegiges Gleis zu lenken.

Die sozusagen klassische unintelligent antikommunistische Position frischt Richard Lorenz in seinem Vorwort zu „Proletarische Kulturrevolution in Sowjetrußland (1917—1921)“ (München 1969) noch einmal auf, indem er der KPdSU unterstellt, sie habe die Proletkult-Organisation als eine Konkurrenz für ihren Führungsanspruch in der Gesellschaft abgelehnt und unterdrückt. (Was rein faktisch nicht stimmt.) Die berechtigten marxistischen Einwände gegen die Programmatik des Proletkult kommen so nur verfälscht zur Sprache, als habe sich die „offizielle Kulturpolitik 1921—22“ hauptsächlich mit der Einrichtung von Museen und der Vorbereitung von Dante-Feierlichkeiten befaßt, und die „Entwicklung neuer sozialistischer Ausdrucksformen“ sei gewissermaßen ein Widerstandsakt des tapferen Proletkult-underground gewesen.

Dieser Primitivismus bestimmt zwar weithin die Haltung bürgerlicher Verlage und Feuilletons zu den *heutigen* sozialistischen Literaturen; für die 20er Jahre jedoch liegen eine Reihe von Arbeiten vor, die die wechselseitigen Ansprüche von Literatur und gesellschaftlicher Praxis, von engagiert sozialistischer Literatur und Arbeiterbewegung durchaus ernsthafter fassen und damit tiefer in die Materie eindringen. Sehr interessant und dem Verständnis unserer aktuellen Situation möglicherweise am ehesten dienlich scheinen die Untersuchungen, die sich mit der Geschichte der Kulturschauungen in der deutschen Arbeiterbewegung auseinandersetzen. Als Beispiel sei „Literatur im Klassenkampf“, München 1971 (hrsgg. von W. Fähnders und M. Rector) erwähnt. Die dokumentierten Texte sind um so lehrreicher, je genauer sie der Leser selbst in die Geschichte der jungen KPD in der Weimarer Republik einordnen kann. Die Herausgeber versuchen demgegenüber in der Einleitung,

die die Texte historisch gewichten sollte, die linkssektiererischen Organisationen, die selbst in der kurzen Geschichte der Weimarer Republik nur ein ephemeres Leben hatten, als die eigentlichen Träger der Anfänge proletarischer Kunst in Deutschland aufzuwerten. Zwar wird in den letzten Absätzen der Einleitung die KPD als Hauptkraft der revolutionären Bewegung in den späteren Jahren der Weimarer Republik richtiger eingeordnet, jedoch geschieht das völlig unvermittelt mit den vorher angeschnittenen kulturtheoretischen Fragen. Die Hinwendung Heartfields, Herzfeldes, Piscators zur KPD wird als biographische Tatsache vermerkt, ohne eine Entwicklung der Ansichten dieser Künstler auch nur anzudeuten. Ebenso wird als barer Fakt vermeldet, daß M. Hermann-Neiße, J. Gimperz u. a. später „den unmittelbaren Kontakt zu den revolutionären Massen und ihren Organisationen“ verloren. Ausgerechnet sie sind aber die Hauptkronzeugen für die Fortschriftlichkeit der vorher beschriebenen Positionen gegen die sogenannte „alte Linke“, die die Herausgeber vor allem durch das KPD-Organ „Rote Fahne“ vertreten sehen. Der gleichzeitige Entwicklungsweg J. R. Bechers und Friedrich Wolfs, die sich in der Novemberrevolution auf der Seite der Arbeiterklasse engagiert hatten, wird im Textteil nicht dokumentiert und für die Herausbildung der sozialistischen Literatur und marxistischen Kunstanschauungen in Deutschland nicht gewertet. Das gleiche gilt für Brecht. So entsteht selbst durch diese in sich sauber gearbeitete Dokumentation ein schiefes Bild der historischen Verhältnisse, das bei unkritischem oder auch nur uninformiertem Lesen zu einer Verabsolutierung der antiästhetischen Auffassungen Hermann-Neißes und anderer führen kann.

Man kann es nur als Mangel vieler einschlägiger Darstellungen empfinden, daß sie den Gesichtskreis einschränken auf Gruppenkämpfe, wo es sich um die offene und breite Auseinandersetzung unter sozialistischen Künstlern und Theoretikern handelt, die ungeklärten Fragen der Ästhetik nachgehen. Diese Einstellung führt leider auch Helga Gallas dazu, die Diskussion in dem außerordentlich wichtigen Zeitabschnitt Anfang der 30er Jahre, den sie untersucht (Helga Gallas, Marxistische Literaturtheorie, Neuwied 1971) auf ein Fraktionsschema hin zu vereinfachen. Zweifellos sind so Recht und Unrecht leichter zu scheiden, als wenn man nach der Qualität der einzelnen Argumente für die Gesamtentwicklung der sozialistischen Literatur fragte. Das Interesse, sich nach einem Zwischenergebnis der Diskussion um die Montage umzusehen, schwindet rapide, wenn man den Verlauf der Diskussion nach Sieg und Niederlage der Gruppe Lukacs-Becher-Kurella und der Gruppe Brecht-Benjamin-Eisler-Piscator einteilt. Fraktionen können nur aufeinander losgehen, eventuell auch gegeneinander intrigieren, klären kann sich dabei nichts.

Es kennzeichnet die Situation, daß trotzdem in weiteren Publikationen nach der Entwicklung der marxistischen ästhetischen Prinzipien immer aufs neue

gefragt wird. Was aber bisher an Ausarbeitung aus der BRD vorliegt, wird dem Gegenstand nicht gerecht. Der vorliegende Versuch, in einer abstrakt systematischen Darstellung die ästhetischen Prinzipien des Marxismus direkt aus seinen theoretischen Grundlagen abzuleiten (Hauff/Hüppauff, Köhn/Philippi, Methodendiskussion II, Frankfurt 1972) zeichnet sich leider durch besonders starke Irreführung und Verfälschung — hier auch bei den theoretischen Grundlagen — aus. Wenn der Sprung von Hegel zu Marx eher als eine immanente Reform hingestellt wird, wenn die komplizierte und konkrete Dialektik der Klassenkämpfe damit abgetan wird, daß die „materielle Situation“ der totalen Entfremdung des Proletariats in „theoretisches Selbstbewußtsein“ ... „umschlägt“, kann nicht erwartet werden, daß so etwas wie Arbeiterbewegung überhaupt im Blickwinkel der Autoren auftaucht und natürlich auch nicht die Beziehung der sozialistisch engagierten Künstler zu ihr.

Wenn die Dialektik — mit deutlichem Bezug auf die Frankfurter Schule — in einen Gegensatz zur Kausalität gebracht wird, überrascht es nicht mehr, als „Marxistische Theorie“ die folgende Reihe von Autoren benannt zu finden: Georg Lukacs mit dem hier häufig zitierten Werk „Geschichte und Klassenbewußtsein“ (1923), Benjamin, Adorno, Horkheimer, Bloch und Marcuse. „Die Reihe von Marx bis Lukacs ließe sich fortsetzen mit Namen wie Leo Trotzkij, Ernst Fischer, Roger Garaudy ...“ (a.a.O., S. 122) Es wird gar nicht erst gefragt, bei welchen dieser Autoren überhaupt je eine Verbindung zur Arbeiterbewegung bestand und — wenn es sie gab — wie sie sich damals entwickelte, was daraus später geworden ist. Theoretische Bemühungen dieser Art bringen einen hilflosen Pluralismus hervor, der nur die Gleichzeitigkeit des Verschiedenen registrieren kann: „Während für Lukács Autoren wie Gorki, Th. und H. Mann, Scholochow oder Solschenizyn gültige neuere Literatur geschaffen haben, findet Adorno ‚authentische Kunstwerke‘ bei Kafka, Proust, Beckett ...“ (S. 130—131). Nicht, daß man über die Ansichten der zitierten Autoren zur Literatur nicht diskutieren sollte — aber wenn die Herausgeber der „Methodendiskussion“ sie als „marxistische Theorie“ ausgeben, während jeder Hinweis auf den Beitrag Brechts zur marxistischen Ästhetik, jeder Hinweis auf die Diskussion *innerhalb* der Arbeiterbewegung fehlt, während Lenin und, beispielsweise, der Verfasser der Vorlesungen über „marxistisch-leninistische Ästhetik“³ Unpersonen bleiben, das ist Blindheit vor dem Thema.

Da der Name Marcuse hier unter „Marxismus“ figuriert, gestatten wir uns einen Seitenblick auf seinen neuesten kulturtheoretischen Beitrag in „Konterrevolution und Revolte“ (edition suhrkamp 591). Die Eingangsthese „Die Spannung zwischen Kunst und Revolution scheint unüberwindlich“ wird

³ Moissej Kagan, Vorlesungen zur marxistisch-leninistischen Ästhetik, demnächst in der kürbiskern-tendenzen-Reihe „Marxistische Ästhetik und Kulturpolitik“.

glücklich relativiert, aber nur um uns ausgerechnet das Werk Samuel Becketts als eigentlich vorbildlich durch höchste Radikalität vorzuführen. Und das gerade darum, weil hier der Bereich des Politischen total ausgespart ist: „es gibt keine in politische Begriffe übersetzbare Hoffnung“ (aaO, Seite 136). Wie denn auch? Die laut Marcuse „einzige Nachricht: das, was ist, muß ein Ende haben“ ist solange keine Information, als nach gesellschaftlichem Zusammenhang überhaupt nicht gefragt, diese Frage gar schon sinnlos denunziert wird. Und da hat nun ausgerechnet Bertolt Brecht das Unglück, Marcuses Gefallen zu erregen und an der Seite Becketts in diese absurde Konstruktion vereinnahmt zu werden. Dazu wird er vom eingreifenden Denken gegen den Kapitalismus, für den Sozialismus umgepolt auf die gesellschaftliche Standpunktlosigkeit von „Begeisterung über die Schönheit und Entsetzen über die Politik“. So einfach ist das, wenn man voraussetzungslos Schönheit und Freiheit in eins gehen läßt und Brecht, der vom „Entsetzen über die Rede des Anstreichers“ spricht, schledhthin „Entsetzen über die Politik“ unterstellt, von den sonstigen Gewalttaten Marcuses gegen den armen bb schon gar nicht zu reden.

Die Textsammlungen stellen demgegenüber sogar noch einen relativen Fortschritt dar. Zwar folgt die Zusammenstellung in den meisten Fällen keinem erkennbaren Prinzip; die Herausgeber akkumulieren wie fleißige mittelalterliche Klosterbrüder gelesene Texte, die zu dem Gegenstand in *irgendeiner* Beziehung stehen. Es wird nur selten chronologisch ediert, und in F. J. Raddatz' dreibändigem Codex „Marxismus und Literatur“ (Reinbek 1969) fehlen generell die Entstehungsdaten der Texte. Die Einleitung tut dann noch das ihre, um den historischen Blick auf die Texte zu verstellen. Raddatz fragt immerhin nach dem Begriff des Realismus in den marxistischen ästhetischen Anschauungen. Pluralist auch er, bietet er gleich mehrere voneinander abweichende Formulierungen dessen, was Marx und Engels unter Realismus in der Literatur verstanden hätten: „Dieses Problem des Realismus, der als Fixierung eines gesellschaftlichen Entwicklungsmoments begriffen wird...“ (S. 10) „Realismus ist für Marx die Darstellung des Möglichen, nicht des Realen.“ (S. 13) Da sich nicht ganz leugnen läßt, daß Geschichte für Marx und Engels etwas sich Bewegendes und sich gesetzmäßig Entwickelndes war, unterläuft Raddatz auch diese Festlegung: „Realismus — also die Fixierung von Bewegungsgesetzen der Geschichte“ (S. 13). Was allerdings der wiederholte Terminus „Fixierung“ hier soll, wo es um literarische Darstellung geht, wird zunächst nicht ganz klar. Erst in Raddatz' eigenen Definitionen wird offenbar, daß er Realismus als statische Zustandsbeschreibungen sieht, die er mit einem jenseitig-prophetischen Element versetzt: „Was Realismus meinen kann: Fixierung des Augenblicks und Prophetie einer Möglichkeit“ (S. 16). Das baut eher auf Bloch als auf Marx, und der eigentliche Realist ist ohnehin Raddatz, der Marx und Engels noch die Orientierung auf den realen Augen-

blick voraus hat (meint er), denn „während also Lassalle seine Wahrheit aus interpretierter Wirklichkeit, aus Bewegungen, verdeutlichten Tendenzen der Realität ziehen wollte — wollten Marx und Engels ihre Wahrheit einer in diesem Sinne interpretierten Wirklichkeit aufstülpeln... Realismus war für sie nicht überhöhte Darstellung dessen, was allenfalls möglich gewesen war, sondern die dargestellte Überhöhung dessen, was gegebenenfalls hätte sein müssen“ (S. 18). Danach mag sich jeder aussuchen, was Marx und Engels unter Realismus verstanden. Im Rahmen der Sickingen-Debatte wird dann klar, woher die Verständnisschwierigkeiten kommen: sie sind begründet in Raddatz’ Leugnung der revolutionären Perspektive der Geschichte, auf der Marx und Engels allerdings bestehen. Zum Realisten im Raddatzschen Sinn wird Büchner ernannt, ein „aktiver Revolutionär“, „den der sorgsame Umgang mit den realia... bald an der Möglichkeit einer echten Revolte zweifeln ließ“ (S. 19). Folgerichtig wird Brecht negativ bewertet, da er sich — in der Diskussion um Eislers Faustus — gegen die Auffassung der deutschen Geschichte als einer ununterbrochenen Misere gewandt hat: „Also auch hier das Prinzip eines vorwegbestimmten Geschichtsablaufs, einer angenommenen Progressivität der Baueraufstände gegenüber der Möglichkeit, ein Individuum, vielleicht sogar einen Renegaten — ob Sickingen, Danton oder Faust — die Problematik aussprechen, den Automatismus historischer Progression in Frage stellen zu lassen“ (S. 23). Gerade durch den Rekurs auf Brecht wird klar, daß Raddatz sich nicht gegen einen oberflächlichen Optimismus, verkürztes Einlösen der revolutionären Perspektive in der Literatur wendet, sondern grundsätzlich gegen die revolutionäre Konzeption von Geschichte und ihre Darstellung in der Literatur. Soviel Unverständnis und zugleich Manipulation in den Grundfragen läßt nichts Gutes für die Darstellung des Verhältnisses von Marxismus und Literatur in neuerer Zeit erwarten. Bei der Einschätzung der Expressionismus-Debatte folgt auch Raddatz dem Gruppenkampf-Modell, indem er behauptet, daß hier „zwei Literaturmodelle“ gegenüberstanden. So verliert er kein Wort darüber, daß alle Beteiligten damals ausdrücklich an einer gemeinsamen Sache arbeiten wollten, das gilt selbst für den damaligen Lukács, wohl auch für Bloch, und unbestreitbar für Anna Seghers und Brecht. Der gemeinsame politische Bezugspunkt dieser Diskussion, die antifaschistische Volksfront, wird nur konfus erwähnt. Während Brechts persönliche Motivation, in die Debatte einzugreifen — angeblich aus Verärgerung — ausführlich beredet wird, finden seine prinzipiellen Beiträge zum Problem keine Einordnung. Auch die wichtigen Argumente Anna Seghers’ referiert Raddatz wertfrei, sie scheinen ihm außerhalb der marxistischen Ästhetik zu liegen. An seinem abschließenden Urteil über die Debatte ist deutlich zu erkennen, wie es auch hier nur darum geht, den einen marxistischen Künstler und Theoretiker gegen den anderen auszuspielen. Raddatz behauptet, Lukács’ Gesetzgebungen über Literatur seien bei den Marxisten

heute noch gültig. Was er dann am heute noch Gültigen kritisiert, ist die politische Relevanz der Literatur überhaupt (die mißfiel ihm schon bei Engels), der Anspruch, die Literatur „bilde Wirklichkeit ab“ und die Frage: „Wozu nützt dieses Gedicht, Stück, Buch...“

Es wundert uns nicht, daß F. J. Raddatz in diesem Punkt Kritik am Marxismus und seiner Auffassung der Literatur übt. Aber die Sache so hinzustellen, daß in jeder Einzelfrage noch ein Verbündeter unter den sozialistischen Schriftstellern vereinnahmt wird, so daß als marxistische Literaturtheorie ein 100 Jahre währender Kampf aller gegen alle herauskommt, eine dringliche Verwirrung aller Probleme — das läßt uns als dringende Aufgabe erkennen: Über die mehr oder weniger willkürlichen Textsammlungen und die entstellenden Einleitungen hinaus muß endlich der wirkliche Ablauf der einzelnen Debatten analysiert und ein Gesamtbild der Geschichte der sozialistischen Literatur und ihrer Theorie erarbeitet werden. Soweit es in unseren Kräften liegt, wollen wir daran mitarbeiten.

In der Bundesrepublik haben wir hier viel aufzuholen, da die Entwicklung nach 1945 unter den bekannten antikommunistischen Vorzeichen — bis in die Gegenwart — ein gestörtes Verhältnis zu sozialistischen Traditionen auch in der Literatur und literarischen Öffentlichkeit zementierte. Die historischen Vorgänge müssen noch erforscht und bekanntgemacht werden; das betrifft vor allem die Periode, in der Deutschland gespalten wurde. Nicht von ungefähr sind die Jahre von 1945 bis zur zweiten Hälfte der 50er Jahre im historischen Bewußtsein des Bundesbürgers nicht vorhanden. Denn die große Lüge über die angebliche Spaltung der Nation durch die Sowjetunion, durch die Kommunisten, läßt sich nicht aufrecht erhalten, wenn man diese Jahre als den Zeitraum heftiger Klassenkämpfe entdeckt. Es hat die ausländischen und inländischen Kräfte der Restauration, des Imperialismus in der Bundesrepublik viele Anstrengungen gekostet — mittels Drohungen, Verböten und Verlockungen —, sich gegen die Arbeiterklasse unseres Landes durchzusetzen. Es wäre also zu klären, wie die herrschenden literarischen Richtungen als Teil der gesellschaftlichen und politischen Restaurationsperiode zustandegekommen sind. Selbst hier haben die Großkritiker der Reaktion nicht einmal im Sinn der Herrschenden eine zusammenhängende Entwicklung vorzuzeigen, es gehört zu ihrer Methode, die eigenen Maßstäbe und Richtlinien zu verborgen. Auch dies zu untersuchen, gehört zu unseren Aufgaben; es dürfte sich herausstellen, daß die Funktion von Personen wie Zehm, J. Kaiser, Raddatz, M. Reich-Ranicki u. a. einen politischen, bisweilen sogar eine Art „polizeilichen“ Zensurdienst abgibt — dem Kapital zu helfen, u. a. die demokratische und sozialistische Kultur den kleinbürgerlichen und mittelständischen Schichten, wenn überhaupt, dann nur verzerrt, vorzustellen.

Wie problematisch sich das auch auf Kritiker auswirkt, die ohne die bekannte Arglist der herrschenden Literaturpäpste eine „pluralistische Vielfalt der Mei-

nungen und Richtungen“ dokumentieren wollen, zeigen die drei Sammelbände von Heinz Ludwig Arnold „Geschichte der deutschen Literatur aus Methoden — Westdeutsche Literatur 1945—1971“, Frankfurt 1972. Arnold erhebt nur die Wirrnis zum System und erklärt das als dem heutigen Zustand der Welt für angemessen: „Irritation als Zustand ist der permanente Zustand des Menschen angesichts einer in viele Wahrheiten zersplitterten Welt...“ (XXVI). Auch durch noch so große Worte wie „die Modernität der Irritation als einer literarischen Kategorie“ wird aus den disparaten Gesichtspunkten keine Skizze der realen Geschichte; durch Nebeneinandersetzen einer katholischen und einer marxistischen Böll-Rezension entsteht noch kein Urteil über die Rolle dieses Autors bei der Herausbildung einer Literatur der Bundesrepublik Deutschland. Hier bleibt noch alles zu tun.

Zum Beispiel: Wer schreibt, wer trägt bei zur Geschichte der Gruppe 47? Wer untersucht die Verlagspolitik der letzten Jahrzehnte? Wer analysiert die besondere Art der literarischen Westpolitik — also der besonderen Art der anglo-amerikanischen und französischen Einflüsse nach dem Krieg, die uns Sartres „Schmutzige Hände“, aber nicht Aragons „Kommunisten“ nahebrachten, einen isolierten Hemingway, aber nie den Zusammenhang der „roten Dekade“ in der amerikanischen Literatur?

Für sich genommen bietet die gegenwärtige Situation eine Menge offener Fragen, für die man vorschnelle Antworten vermeiden sollte. Sie betreffen die Wiederentdeckung des Erzählers, das Bedürfnis nach epischen Darstellungen, Entwicklungsprozessen von Menschen als Gestaltungsproblem von Helden, den Zusammenhang zwischen Menschenbild und Klassenkampf, die Darstellbarkeit von Arbeitererfahrungen, Kämpfen der demokratischen Bewegung, Schilderung der Gesellschaft in unterschiedlichen Milieus, die Wechselbeziehungen zwischen Lebensweise und Epochenproblematik, Aneignung des bürgerlich-humanistischen und des sozialistischen Erbes usw.

Die heutige Situation ist als das Resultat literarischer Auseinandersetzungen anzusehen. Auch die ästhetischen Fragestellungen sind von politischen Impulsen geprägt, sind Ergebnisse der Auseinandersetzungen im vergangenen Jahrzehnt.

Setzt am Anfang bis Mitte der 60er Jahre zum Beispiel in der Dramatik die Frage nach den Ursachen und den Wirkungen des deutschen Faschismus die Politik den Akzent — etwa in den Stücken von Peter Weiss, Martin Walser, Heinrich Kipphardt, Rolf Hochhuth —, wobei Zusammenhänge von Faschismus und westdeutscher Restauration, Wirtschaft und Politik, Kapitalismus und Ideologie des Nazismus aufgedeckt werden, so ist bereits Ende des Jahrzehnts zu erkennen, daß die Gegenstände aus Politik und Geschichte nicht mehr nur begriffen werden als ein Problem der Darstellung („Eiche und Angora“, „Joel Brand“, „Gesang vom lusitanischen Popanz“) sondern auch als ein Problem der gesellschaftlichen Veränderung. Figurierten zunächst Reprä-

sentanten der Herrschenden als handelnde Personen — falls Gegenkräfte in Erscheinung traten, waren sie Besiegte, Opfer oder „Partisanen“ innerhalb des Apparats — so treten nun in allen Gattungen mehr und mehr Menschen auf, die offen den Kampf gegen Faschismus, Imperialismus und Krieg führen und z. T. auch organisieren. Die Reihe dieser Figuren bringt auch Internationalismus zum Vorschein; das reicht vom sowjetischen Kommunisten Stacho in Degenhardts „Zündschnüre“ und endet noch lange nicht bei den Italienern von der Grüns. Dabei zeigt sich, daß entsprechend der Fülle und Vielfalt der Erlebnisse und Erkenntnisse, die Autoren beharrlich *ihr Thema*, den Weg *ihrer Figuren*, die Zukunft *ihrer Hoffnungen* in Verbindung mit der wirklichen Bewegung erschließen wollen. (Ganz charakteristisch Herburgers Auseinandersetzung mit dem Anarchismus in „Lenau“.) *Zeit*, *Spiegel*, *Süddeutsche Zeitung*, dritte Programme haben von ihrer früheren Verführungskraft auf Literaten verloren. Nicht die Wochenendkäte einer „ausgewogenen“ Feuilletonwelt fasziniert, — sondern die Wirklichkeit der Kämpfe.

Wichtige Impulse erhielt diese Entwicklung durch die Agitationsliteratur, die mit der Bewegung gegen die Notstandsgesetze und die Aggression in Südostasien einsetzte. Sie brachte auch das Problem des Adressaten zum Bewußtsein: mit einer bestimmten Art politischer Gedichte und Lieder erreichte man Leute, die eben dieselben Zweifel an den Verhältnissen äußerten oder geäußert hatten, die von den Agitpropolyrikern erst kurz zuvor in Worte gefaßt waren. Die zeitweise ästhetische Verarmung war zugleich Bereicherung: denn die politische Dramatik stand demgegenüber nahezu ohnmächtig vor dem Problem der Aktion, der Frage des Handelns in der Gegenwart der Bundesrepublik. Wir sehen die Tendenzen zum Realismus als integriertem Teil der *politischen* Bewußtseinsbildung. Realismus wird jetzt als Waffe, als Werkzeug gebraucht: Wie kann Wirklichkeit dargestellt werden, daß sie denen, die allein dazu imstande sind, sie zu ändern, auch hilft. Damit gehen Unbefangenheit und Naivität — die für den künstlerischen Prozeß so unerlässlich sind — gegenüber Formen und Gestaltungsproblemen einher. Es wäre im einzelnen zu untersuchen, wie der Prozeß der Erschließung der Wirklichkeit verläuft. Die Spannweite reicht hier von den epochalen Fragen — mit denen sich die Dramatik der 60er Jahre schon herumschlug, bis zur alltäglichen Realität des Arbeitslebens wie sie Erika Runge und Günther Wallraff aufgespürt haben, bis zu den Stücken von Franz Xaver Kroetz, die die unmittelbare Erfahrung von Ausgebeuteten, mit den Schwierigkeiten beim Aussprechen ihrer persönlichen Bedürfnisse artikulieren. Heute zeigt sich, wie sich diese scheinbar weit auseinanderliegenden Ausgangspunkte wieder treffen, wenn sich die Erfahrung der Ausbeutung ausweitet zum Entschluß, am organisierten Kampf der Arbeiterklasse teilzunehmen.

Die Fragen betreffen neben dem Thematiken die Probleme der Gattung. Inwieweit sollte Erhellung, Analyse und Deutung auch Vergnügen berei-

ten — darf der Autor unterhalten? Die Versuche kritischer Kriminalromane, Thriller und Science-Fiction-Stories sollten gesichtet werden, eine neue Bestimmung des sogenannten Trivialen scheint notwendig. Die Rolle, die für uns Dokument, Protokoll und Montage gespielt haben und spielen, verdient ebenfalls schon eine historische Würdigung. Mit dem Tonbandprotokoll wurde die Existenz Nichtvorhandener bewiesen. Die Montage von Text und Statistik eignete sich vorzüglich für den Nachweis von Eigentumsverhältnissen in einem Land, in dem Parolen vom „Wirtschaftswunder“ und „sozialer Marktwirtschaft“ sogar auf jene einwirken konnten, die nicht mehr als ihre Arbeitskraft zu Markte trugen. Es ist aufschlußreich, daß in den besten Beispielen dieser Tonbandprotokolle sowohl der Standort des Redenden als auch der des Aufnehmenden zu erkennen ist. So wird inzwischen das Dokumentarische auch benutzt, um die Wirklichkeit zu verschleieren. Was nur zeigt: Es gibt keine „an sich“ fortschrittliche Form in der Kunst — diese Kernfrage werden wir weiter zu behandeln haben.

Ob Dokument, Montage oder Fiktion, alle Mittel sind benutzbar zur Aneignung von Wirklichkeit. Entscheidend ist die Position des Autors, seine Erkenntnis- und Erlebnisfähigkeit bilden in jedem Falle die Voraussetzung seiner künstlerischen Arbeit. Dabei schließen wir keineswegs die Notwendigkeit aus, die Qualität der Erkenntnisse und des Erlebnisses, die verschiedene Arten realistischer Kunst vermitteln können, zu untersuchen, halten es aber für wenig sinnvoll, diese wichtige Frage in einer Fraktionierung der Dokumentaristen gegen die Fiktionsanhänger auszutragen.

Eine Normierung des Realismus in „zulässige“ und „unzulässige“ Methoden der Gestaltung bedeutet Verarmung, hilft nicht, die Identität des Individuums zu entfalten.

Es gehört zu den entscheidenden Merkmalen der realistischen Tendenzen in unserer Literatur, daß sie sich dem Menschen verpflichtet fühlt, dem man in dieser Wirklichkeit die Identität — vor allem die soziale, aber damit auch die persönliche — immer wieder nehmen will. Um diese Identität zu gewinnen, bleibt es unerlässlich, eine ganze Reihe von Themen zu vermitteln: von der Erkenntnis, daß wir in einer Klassengesellschaft leben, bis zur Erfahrung von Kämpfen in Bürgerinitiativen, mit und in den Parteien, bis zu der Einsicht, daß die eigenen Kämpfe mit denen der nationalen Befreiungsbewegungen, mit dem Kampf zwischen Sozialismus und Imperialismus in aller Welt zusammenhängen. Damit entsteht die Frage nach dem positiven Helden aus dieser unsterblichen Wirklichkeit — wie man ihn entdecken kann und durch welche Eigenschaften der Autor diese seine Entdeckung auszeichnet.

Für Menschen, die in die Auseinandersetzungen unserer Wirklichkeit hineinwachsen, stehen Geschichten deutscher Arbeiter vom Kampf gegen Faschismus und Krieg — Geschichten aus erster Hand — fast immer am Beginn neuer Erkenntnisse und sind faszinierender als alle Krimis. Welche Energie

geht von der Bekanntschaft und Freundschaft mit einem Menschen aus, von dem man plötzlich erfährt, daß der gekämpft hat, unter schwierigen Umständen, gegen einen damals noch mächtigeren Imperialismus, gegen Tricks und Lüge, daß er nicht aufgab, als Fehler, Intriganten und Dumme in den eigenen Reihen aufkamen. In unserer Literatur gibt es von solchen Helden noch nicht viel. Aber sie sind im Kommen — noch nicht ganz erkannt, das geht langsam, zäh. Das ist nicht verwunderlich. Menschen, die leiden und dulden, Ungerechtigkeiten und Unmenschliches hinnehmen, sind zahllos, so zahllos wie alle möglichen Schwächen. Wer erkennt, daß das anders gehen kann, findet bald heraus, wie schwer es ist, Mitstreiter zu finden. Eine Literatur, die das nicht vergißt, hat eine große Zukunft.

Sich in diesen und anderen Fragen zu orientieren, um die augenblickliche literarische Entwicklung gründlicher zu verstehen, wird noch viel Diskussion, analytische Arbeit, Erfahrungsaustausch und Meinungsstreit von Lesern, Autoren und Verbreitern der Literatur erfordern. Wichtige Erkenntnisse sind noch durch gründlichere Forschungsarbeiten hinsichtlich der Wirkung von Literatur zu erschließen. Das Buch Konjetzky/Bosch „Für wen schreibt der eigentlich?“ (München 1973) zeigt einen Anfang, dem weitere systematische Arbeit nachfolgen sollte.

Da die literarischen Methoden mit Recht und zum Glück für die lebendige weitere Entwicklung der Literatur verschieden sind, können gerade ihre unterschiedlichen Sprech- und Sehweisen die zahllosen Menschen, auf die es ankommt, wirklich erreichen, „packen“, unterhalten und ihnen bei der Erkenntnis helfen, daß Geschichte nicht geschieht, sondern gemacht wird, daß *sie* die handelnden Subjekte dieser Epoche sind.

Wegen dieser Vielfalt der literarischen Methoden und der unterschiedlichen Erfahrungen aus dem Werk des einzelnen Autors sehen wir den kommenden Diskussionen mit Vergnügen entgegen. Wir sind davon überzeugt, daß alle diejenigen, die der Sache nach zusammengehören, die sich mit der uns umgebenden Wirklichkeit kritisch und mit dem Ziel ihrer demokratischen und sozialistischen Veränderung auseinandersetzen, eine solidarische Diskussion führen können, aus der jeder nützliche Erkenntnisse zieht.

München, Juli 1973

Redaktion *kürbiskern*

Roman Ritter
Lyrisches Tagebuch

Für die alte die in der mensa den abfall wegräumt

alte
es verdirbt mir den appetit
wenn du den kartoffelsalat
in die abfalleimer plumpsen läßt
mir schmeckts nicht mehr
wenn die sauce auf deine schürze spritzt
alte
kannst du nicht warten
bis ich den knochen abgenagt habe
bevor du mir ihn vom teller nimmst
wegen deiner schmutzigen finger
lasse ich den nachtisch stehen
alte
da vergeht mir der appetit
da kommt's mir hoch
da kommt mir was:
alte
kipp doch mal den kartoffelsalat
aus den abfalleimern
daß es klatscht und die pampigen nudeln
die sauce gießen wir drüber dann hält's
und die ausgespuckten mehlklumpen
die gräten vom brathering die mayonnaise
jetzt gibts eine sauerei alte
jetzt machen wir weiter
und kippen die suppenkübel um
verschütten den reis zerstampfen die eier
und färben's mit roter beete ein
jetzt bauen wir einen kleinen abfallberg
aus kartoffeln nudeln kraut und speck
schütten die pikante kapernsauce drauf
die raviolis die lauchsuppe a la maison
wir zermantschen das hackfleisch
verspritzen die rindfleischbrühe
garnieren mit matschigem kopfsalat
und faulen tomaten

alte
den nachtisch lassen wir nicht unter den tisch fallen
sondern auf den tisch
jetzt wird aufgetischt alte
jetzt machen wir einen abfallberg
einen abfallberg so groß wie
sagen wir so groß wie ein mann mit zylinder
so hoch wie das gesträuch auf dem golfplatz
so hoch wie der mast einer segeljacht
sagen wir einen abfallberg
bis an das schlafzimmerfenster
im zweiten stock einer villa
und so breit
wie ein swimmingpool

1966

Nachruf

wenn die fahnen nicht auf halbmast wehen
wenn kein trauermarsch gespielt wird
wenn es kein großer verlust für deutschland war
wenn die todesnachricht
im Nebensatz bekanntgegeben wird
wenn alles halb so schlimm ist
wenn keine straßen umbenannt werden
wenn der trauerzug staatszersetzend ist

dann heißt das:
ein student wurde erschossen
dann heißt das:
die ordnung ist wiederhergestellt
dann heißt das:
bitte keine aufregung

dann heißt das:
was ist ein toter student
gegen die grazie der jugendlichen kaiserin
gegen ein festliches dinner
mit geträffeltem kalbsrahmbraten
büsumer krabben und knusprigem gebäck
was ist das
gegen das entzückende grüne hütchen der „schahbanu“

dann heißt das
was ist denn so ein toter student
gegen das graumelierte haar des würdenträgers
gegen die eintragung ins goldene buch
gegen den pfau auf dem pfauenthron
schah in schah „den heroischen
könig der könige licht der arier“
palastbesitzer und herrscher
über zahllose analphabeten minderjährige teppichknüpfen
über hungernde bauern und satte großgrundbesitzer

dann heißt das
was werden zwei oder drei tote sein
gegen einigkeit und recht und freiheit
für das deutsche vaterland
gegen schwarz rot gold und händeschütteln
gegen die seriösen staatssekretäre
gegen die entzückenden gelben hüte ihrer damen
und gegen die freiheit und gleichheit derer
die den tausendmarkschein nicht umdrehen müssen

dann heißt das
was werden schon fünf oder sechs tote sein
gegen das herstellen einer ganz gewissen ordnung
gegen das festliche dinner
mit geträffeltem kalbsrahmbraten
büsumer krabben und knusprigem gebäck
aus anlaß der feierlichen erklärung des notstands
gegen die entzückenden blauen hüte
unserer jungs von luftwaffe polizei und marine
gegen die gottesfurcht des regierenden pastors
demokrat über zahllose bildleser
satte besserwisser büttel und mitläufer

dann heißt das
was werden schon ein paar tote sein
gegen deutsche frauen deutschen wein
deutsche lande deutschen sang
deutsche werte deutsches wesen
deutsche ordnung und
deutsche mark

dann heißt das
die fahnen wehn
der triumphmarsch dröhnt
die ordnung ist wieder einmal hergestellt
der ehrensalut
traf in den hinterkopf

Juni 1967

als ob man den tag vor dem abend loben könnte

wir haben argumentiert
diskutiert vorschläge gemacht
als ob
wir haben schriften verfaßt
als ob
wir haben demonstriert
als ob
wir haben vorlesungen gestört
als ob
wir haben türen eingeschlagen
als ob
die danach offen blieben
wir haben institute besetzt
als ob
wir darin sitzen bleiben könnten
wir haben ho chi minh gerufen
als ob
der uns helfen könnte
wir haben die bevölkerung aufklären wollen

als ob
die nicht andere sorgen hätte
wir haben farbeier geworfen
als ob
wir die polizisten rot färben könnten
wir haben akten verbrannt
als ob
unseren gegnern davon heiß würde
wir haben die wände bemalt
als ob
es keine weißmacher gäbe
wir haben auf den teppich geschissen
als ob
das zum himmel stinken würde

weil wir real wenig ändern könnten
haben wir symbolisch geändert
weil man uns nicht ändern konnte
hat man uns real unterdrückt
als ob
das nicht ginge

jetzt sind die wände wieder weiß
weil die parolen zu radikal waren
jetzt sind die türen wieder eingesetzt
weil der luftzug zu radikal war
jetzt werden die eier wieder gegessen
weil die kleckse zu radikal waren
jetzt wird wieder bravo gerufen
weil ho chi minh zu radikal war
jetzt sind die institute wieder von professoren besetzt
weil die studenten zu radikal waren
jetzt werden wieder vorlesungen gehalten
weil die professoren zu radikal sind
jetzt hat die bevölkerung wieder ruhe
weil die ordnung zu radikal ist
jetzt werden die gefängnisse wieder voll
weil die gesetze zu radikal sind
jetzt werden die demonstrationen wieder verboten
weil die versammlungsfreiheit zu radikal ist
jetzt werden die meinungen wieder unterdrückt
weil die meinungsfreiheit zu radikal ist

jetzt werden wieder neue gesetze gemacht
weil das grundgesetz zu radikal ist
jetzt werden die alten verhältnisse wieder hergestellt
weil die demokratie zu radikal ist
jetzt soll radikal ruhe und ordnung herrschen
als ob
jetzt soll radikal studiert radikal verhaftet
radikal vorgebeugt radikal gesäubert
radikal ausgeschaltet abgeschafft werden
als ob
das noch ginge

1969

Ein Genosse

Er sieht aus wie einer von den älteren Männern,
die abends um fünf neben einem in der Straßenbahn stehen,
und von der Arbeit nach Hause fahren in die Drei-Zimmer-Wohnung,
in eine der Nachkriegssiedlungen, zu Abendessen, Frau und Kindern.
Für die hätte er gern mehr Zeit,
auch für Spaziergänge am Wochenende oder fürs Fernsehen.
Aber da sind dann oft wichtige Besprechungen,
über den nächsten Lohnkampf, über Mieteraktionen,
dann müssen Beschlüsse gefaßt, Flugblätter verteilt und Plakate geklebt
werden.

Das ist wichtig, damit es vorangeht.
Dann muß das Fußballspiel im Fernsehen eben ausfallen.
Er hat kein Lenin-Abzeichen an der Jacke,
aber er hat schon vor mehr als dreißig Jahren
Bücher über die russische Revolution gelesen, nach Feierabend,
auch die von Lenin.
Aus dem dritten Band des „Kapitals“ kann er nicht zitieren,
aber er kann den Kollegen am Arbeitsplatz erklären
anhand der Stundenlöhne und der Betriebsbilanzen,
daß sie es sind, die den Reichtum schaffen,
den dann andere besitzen, und daß man dagegen etwas tun muß.
Er steht an den gleichen Maschinen wie sie,

er hat den gleichen Stundenlohn
und ist abends ebenso abgespannt.
Aber er findet sich damit nicht ab, schon seit vierzig Jahren nicht.
Und sie haben ihn zum Betriebsrat gewählt,
obwohl er offen sagt, daß er für den Kommunismus ist,
und daß die Mauer gebaut werden mußte.
Sie wissen, er fällt nicht um, wenn es hart auf hart geht,
er ist stur, und manchmal grob, und deshalb kann man sich auf ihn verlassen.
Er hält nichts davon,
Molotow-Cocktails in die Schaufenster von Banken zu werfen,
„weil sich die Kapitalisten daran nicht die Finger verbrennen“,
und den Sekretärinnen von der Diktatur des Proletariats vorzuschwärmen,
„die müssen doch erst mal in die Gewerkschaft“,
aber er hat schon anderthalb Jahre gesessen,
weil er illegal kommunistische Flugblätter verteilt hat.
Die Geschichte der Arbeiterbewegung in den letzten vierzig Jahren
kennt er nicht aus Büchern,
sondern aus der Praxis: Er hat sie mit gemacht.
Die Kämpfe, die Rückschläge, die Erfolge und die Fehler,
auch die Fehler, die er zugibt,
und aus denen man lernen muß.
Bei offiziellen Veranstaltungen der Partei
zieht er den besseren Anzug an.
Bei ihm zu Hause hängt ein Bild von Karl Marx an der Wand,
und daneben eine Landschaft, Gebirge mit See in der Abenddämmerung
über der Sitzcke aus dem Kaufhaus.
Wenn er mürrisch ist sagt seine Frau,
er müsse endlich mal ausspannen.
Aber er braucht die politische Arbeit, und die politische Arbeit braucht ihn.
Er hat kein Herzschlag mehr
wenn er auf der Straße die Parteizeitung verkauft.
Und wenn einer sagt: „geh doch nach drüben“ —
grinst er: da ginge es ihm ja besser als hier.
Er braucht manchmal eine Kundgebung oder eine Demonstration,
nicht nur, weil das politisch wichtig ist,
sondern auch wegen des Gefühls
der Solidarität, weil es Auftrieb gibt,
wenn viele neben einem stehen, die das Gleiche wollen.
Wenn er manchmal müde ist, weil es wieder einmal nicht recht vorangehen
will,
dann schaut er sich die Landkarte im Parteibüro an,
auf der ein Drittel der Welt schon rot ist.

Hierzulande sieht's noch ziemlich düster aus, klar,
und er wird es vielleicht nicht mehr erleben,
daß die Arbeiterklasse hier an die Macht kommt,
aber es gibt immer etwas dafür zu tun,
daß die besseren Zeiten kommen,
und es tut sich ja auch schon was,
und es gab schon viel schlimmere Zeiten,
zum Beispiel damals, als man jedesmal erschrak,
wenn es morgens klingelte,
weil man immer noch heimlich „Rotfront“ und nicht laut „Sieg Heil“ sagte.
Er kennt viele Geschichten von damals,
zum Beispiel —
aber die muß man aus seinem eigenen Mund hören,
mit seinen Worten und Gesten,
viele Geschichten und Namen und Ereignisse von damals.
Aber er weiß auch, was in der Zeitung von heute steht.
Er hat den Klassenfeind in vielen Gestalten erlebt,
als Fabrikbesitzer, als General, als Richter, als Führer, als Kanzler,
mit großen Worten, mit Drohungen und Versprechungen,
mit der Macht des Kapitals, der Panzer und Bomben,
mit Konzentrationslagern und Gesetzen, freundlich und brutal,
er kennt ihn, und deshalb weiß er:
Der Klassenfeind ist stark, aber nicht unbesiegbar.
Wir verstehen uns nicht immer, der Genosse und ich,
und wir sind uns schon manchmal ziemlich auf die Nerven gegangen,
wenn er andauernd mit dem Kopf nickte und ich andauernd den Kopf
schüttelte,
wenn ich sagte: was soll denn dieser antiintellektuelle Affekt
und diese Theoriefeindlichkeit und die Anekdoten von damals,
und wenn er sagte: du hast noch keine Ahnung von der Praxis,
wann bist du denn zum letzten Mal um fünf aufgestanden und hast
Flugblätter verteilt,
und wenn er nichts, aber auch gar nichts auf die Sowjetunion kommen lassen
wollte,
und ich zur Solidarität auch den kritischen Einwand zählte,
und wenn ich mit dem kollektiven Gesamtarbeiter argumentierte,
und er mit den Gesprächen von den Kollegen aus der Betriebskantine,
und wenn er sagte: Tritt du doch erst mal in die Partei ein,
rumreden kann jeder, aber was tun —
und wenn ich sagte, ich war schon 67 dabei, als das Rektorat besetzt wurde,
und beim Verfassungsschutz gibts auch schon eine Akte über mich,
und was heißt eintreten, so was muß reiflich überlegt sein.

Aber wir haben uns auch immer wieder verstanden, der Genosse und ich,
obwohl er Schriftsetzer ist, und ich schreibe,
obwohl sein Vater Schlosser war, und meiner Beamter,
obwohl er das Betriebsverfassungsgesetz studiert hat, und ich Germanistik,
obwohl er Willi Bredel gelesen hat, und ich Thomas Mann,
obwohl ich „Reflexion“ sage, und er „Überlegung“,
obwohl er alt ist und ich jung —
als wir einmal besoffen waren und uns gestritten hatten
sangen wir zum Schluß: „Vorwärts und nie vergessen,
worin unsre Stärke besteht,
beim Hungern und beim Saufen und beim Essen,
vorwärts und nie vergessen:
die Solidarität.“

Er kannte alle Strophen, ich nur den Refrain. —
Das Rauchen will er sich nicht mehr abgewöhnen, der Genosse,
aber er will noch das neueste Buch über den Imperialismus lesen
und den nächsten Streik mitorganisieren.
Auch das wird er durchstehen, dieser Genosse,
aus dem kein Standbild geworden ist.
Er ist ein ganz normaler arbeitender Mensch.
Er ist so normal, daß er sich sogar seiner Lage bewußt ist und weiß,
welches Gesellschaftssystem ihm schadet und welches ihm nutzt
und allen anderen, die in seiner Klassenlage sind.
Er ist ein ganz gewöhnlicher Kommunist.
Ich habe viel von ihm gelernt.

(Zum Beispiel die Ereignisse und Namen und Begebenheiten,
die nicht in dem Geschichtsbuch stehen, aus dem ich lernen mußte,
und die Erfahrungen, die man als Kommunist in vierzig Jahren macht,
und eine gewisse Geduld und Ruhe.)
Das muß ich ihm mal sagen.
Und ich muß ihn mal fragen,
ob er von mir auch etwas gelernt hat,
zum Beispiel eine gewisse Ungeduld und Unruhe.
(Und daß man statt „Unterdrückung“ auch „Repression“ sagen kann.)
Wir streiten uns gern, und mit Eifer,
und wir sind uns gern einig, und mit Eifer,
und wir wollen den Sozialismus gern,
und mit Eifer.

1971/72

Einige Sätze zur revolutionären Arbeit

Wenn ich das Flugblatt bei Schmidke in den Briefkasten geworfen habe,
und dann bei Werner, Hofbauer, Funk und Volkersen,
wo immer der Hund bellt,
und wenn ich es Herrn Pollack vor der Haustür in die Hand gedrückt habe,
der zu mir sagt „Guten Abend“ und zu seiner Frau „Schon wieder die“,
und das Flugblatt dann ungelesen in die Mülltonne wirft,
dann würde ich am liebsten —

Es wäre natürlich begeisternder,
wenn man stattdessen einfach beim Hauptaktionär
die Terrassentür aufstoßen könnte, mit der Maschinenpistole natürlich,
während sich draußen die Genossen auf dem gepflegten Rasen lagern
und die heißgelaufenen Füße im Swimming-Pool kühlen,
und wenn man dann dem Hauptaktionär, der sich am Bourbon verschluckt,
erklären würde, natürlich ohne die rote Mütze abzunehmen:
„Hier ist die neue Betriebsleitung.
Ihr Konzern ist heute morgen in Volksbesitz übergegangen.
Melden Sie sich morgen früh um acht bei uns. Rotfront.“
Und wenn die Hausgehilfin sich dann ins Fäustchen lachen würde.
Aber stattdessen —

Wenn ich mit der Sammelbüchse auf der Straße stehe
und für die revolutionäre Befreiungsfront hin und wieder ein paar Groschen
erhalte,
von Leuten, die mehr verlegen als einverstanden sind,
während andere plötzlich schneller gehen oder einen Bogen machen,
als ob sie fürchteten, daß ich sie mit der Krätze anstecke,
und ich mir einen Moment lang selbst sagen muß, daß ich nicht von der
Heilsarmee bin,
dann würde ich am liebsten —

Es wäre natürlich abenteuerlicher,
in der entscheidenden Situation dem gerissenen CIA-Agenten,
der gerade das Flugzeug zur Flucht besteigen will,
die Pistole aus der Hand zu schießen,
so ganz locker mit einer schnellen Drehung aus der Hüfte heraus,
und ihm dann ganz einfach und wortlos
den Diplomatenkoffer mit den Putschplänen und Schecks abzunehmen,
und dann hätte die Konterrevolution auch schon verspielt

und die Volksrepublik könnte errichtet werden,
aber stattdessen —

Und wenn bei der letzten Veranstaltung der Nebensaal auch wieder nur halb voll war,
und wenn schon wieder einem Genossen gekündigt wurde,
und wenn die Fließbänder schon wieder schneller laufen
und die Kartoffelpreise schon wieder steigen,
und die Gewinne und die Bomben schon wieder explodieren,
ohne daß wir es vorerst verhindern könnten,
und wenn die Arbeiter immer noch die falsche Partei ergreifen,
und wenn Stamokap noch immer für die meisten ein Fremdwort ist,
und wenn man zum hundertsten Mal gehört hat,
daß sich doch nichts ändert, oder von wem wir eigentlich unser Geld kriegen,
für unser Gemecker und die Phrasen, und daß wir doch rüber gehen können,
dann würde man am liebsten —

Natürlich wäre es erhebender,
wenn für unsere Kundgebungen die Stadthalle noch zu klein wäre,
wenn uns die Leute auf der Straße unsere Zeitung aus der Hand reißen würden,
und wenn sie statt der Lottozahlen Marx und Lenin im Kopf hätten,
und wenn die Arbeiter die Fließbänder abstellen würden
und die Hausfrauen die Fußböden ungescheuert ließen,
und wenn bei der Demonstration die halbe Stadt auf den Beinen wäre,
und Hunderte von roten Fahnen wehen würden,
und eine davon auf dem Rathaus,
und wenn nicht den Genossen gekündigt würde, sondern den Konzernherren,
und wenn sich schon morgen die Proletarier aller Länder vereinigen würden,
und wenn schon übermorgen das letzte Gefecht geschlagen wäre,
aber stattdessen —

Stattdessen
arbeiten wir revolutionär.

Weil wir keine Phantasten sind,
sondern unsere Phantasie für die tägliche politische Arbeit brauchen.
Und weil wir nicht in Tirana oder in Moskau oder auf dem Mond leben
und nicht dort, wo die Sonne rot aufgeht,
und nicht vorgestern oder übermorgen,
sondern: heute und hier.
Und weil die Ausbeutung hier so alltäglich ist,
daß sie vielen noch als selbstverständlich erscheint.

Und weil hier die Gewehrläufe, aus denen die Macht kommt,
noch auf uns gerichtet sind.

Und weil heute dem Volk nicht gedient ist
mit zerbrochenen Fensterscheiben und Platzwunden an Polizistenköpfen,
sondern mit mehr Macht, auch in kleinen Dingen.

Und weil die Leute hier noch nicht an rote Fahnen auf dem Rathaus denken,
sondern an die Lottozahlen, die Löhne und Mieten.

Und weil wir nicht nur in Bücher über Revolutionstheorien schauen,
sondern auch in Büros und Fabriken, in Supermärkte und Wohnungen,
in die Bilanzen der Besitzenden und die Köpfe der arbeitenden Menschen,
und weil wir unsere Köpfe nicht höher tragen als sie
und nicht stirnrunzelnd drüberstehen, sondern: mittendrin.

Und weil wir das Nötige tun: den nächsten Schritt.

Und weil wir den Sozialismus nicht nur im Mund führen,
sondern auch im Kopf haben,
und weil wir unsere Hände nicht nur zu Fäusten ballen,
sondern mit den Fingern auf die großen Übel zeigen, und auch auf die kleinen,
und weil wir den Mund auch dann aufmachen,
wenn uns erst wenige zuhören,
und weil wir das sagen,
was hier und heute immer mehr Leute aufhorchen läßt,
und weil wir größer werden müssen
damit der Klassenfeind klein wird.

Dazu wäre noch vieles zu sagen,
große Worte und auch kleine.

Aber stattdessen sage ich:

Weil wir revolutionär arbeiten
werden wir auch morgen die Flugblätter verteilen,
werden wir auch übermorgen mit unserer Zeitung auf der Straße stehen,
werden wir auch weiter nachdenken, dazulernen, den Mund aufmachen,
demonstrieren, mittendrin stehen und das Nötige tun.

Und wenn nächstens Herr Pollack das Flugblatt nicht wegwirft, sondern liest,
und wenn nächstens der Kollege sagt: „Ihr habt ja gar nicht so unrecht“,
und wenn beim nächsten Streik die Arbeiter unsere Parolen
auf ihre Transparente schreiben, weil es ihre Parolen sind,
dann
sind wir schon ein Stück weiter.

Godehard Schramm
Denkmal für Nikolaj Gogol

eine der bekannten schnippischen Verkäuferinnen
zeigt einem König Kunden ihre Zunge und geht hinaus,
wo unter allgemeinem Gelächter
die Erfinder der Eile in die Moskwa geworfen werden —
unterdessen bindet Nikolaj, ein Urenkel Gogols,
vor dem Mausoleum den Wartenden die Schnürsenkel auf
und knüpft alle zusammen,
so daß an diesem Tag die Besucher im Gleichschritt
an Lenin vorbeigehen;
sie gingen noch nachts als Kreisschlange
über den Roten Platz,
hätte nicht zufällig ein Milizionär
eine Nagelschere bei sich gehabt
und die Angebundenen wieder getrennt.
Tags darauf war Lenin erkältet
und jedesmal wenn er hustete,
fiel den Wachgardisten das Paradegewehr aus der Hand.
Da mußte Lenin laut lachen,
denn er verstand Spaß —
auf dieses Zeichen hin legten sich die Busfahrer Moskaus
im Alexandergarten auf den Bauch
und verschlangen Geschichten über Soraya,
Jacky Kennedy und Herbert Karajan;
als hätten sie jahrzehntelang gefastet,
machten sie sich über BILD und WELT —
sie hätten sich gemeinsam übergeben müssen,
führten in diesem Augenblick nicht Kinder
den Dichter Solschenicyn herbei
— auf einen Tanzbären gebunden.
Sie zeigten ihm ein Zuchthaus am anderen,
überführten jedes Krankenhaus als psychiatrische Klinik,
erklärten ihm, daß es in ganz Rußland
noch genauso jämmerlich zugeht wie vor 1917;
die niedrigen Mieten, das jedermann Zugängliche,
die kostenlose Gesundheitsfürsorge,
die Gemeinsamkeiten und andere soziale Fortschritte
interpretierten sie ihm als Fata Morgana.
Für jeden seiner antisowjetischen Witze

warf sie Dollars und DMark in seine Sammelbüchsen,
die an den Zotteln des Bären klapperten.
Dann steckten sie ihn in den Käfig
aus gewissen westlichen Zeitungen —
dort sitzt er noch heute, kopfschüttelnd,
mit einem ausgestopften Känguru spielend,
das er zärtlich den guten alten russischen Menschen nennt,
nicht ahnend, daß der Zug längst ohne ihn abfuhr.
Während sie ihm noch eine lange Nase machen,
sagt Gogols Revisor: Nicht nötig,
auf den Spiegel zu schelten,
wenn die Fratze schief ist.
Etwas später sitze ich mit Lenin in einem Garten
am Schwarzen Meer, neben ihm endlich
eine sehr schöne Frau; er hat eine Hand
an ihrer Brust, ausgelassen und froh,
daß er heute nicht an Getreide und Traktoren denken muß.

Gontscharow geht mit Oblomow spazieren

Oblomow, der Faulpelz, steckt sich eine Zigarette an
und schlägt die Zeitung auf;
vor seinem Fenster rennt kläffend ein Pudel
(mit Stammbaum, versteht sich)
den weltweiten Untaten nach:
mit wedelndem Schwanz solidarisiert er sich
mit den Zwergdackeln Uruguays;
mit kratzenden Vorderpfoten
mit den Rauhhaardackeln Nordirlands;
mit heraushängender Zunge
mit den Hirtenhunden Afghanistans —
inzwischen frißt ein Rehpinscher seine Wurst auf
und ein struppiger Dobermann schnappt den Einbrecher
vor der Haustüre.
Schau an, sagt sich Oblomow, die Asche abtippend,
er wird es schon noch lernen.
Dann geht Oblomow (der Faulpelz) hinaus
und hängt Lampions an die Bäume im Park
und legt sich, schon wieder müde, ins Gras.

Ein heißer Tag, stöhnt er,
ich müßte jetzt eigentlich trainieren —
Ich müßte ... ich müßte ...
Mit so einem schlechten Gewissen
hätte ich gleich Katholik bleiben können!
Er verscheucht diesen Gedanken, geht weiter
und macht einen Bogen um jene literarischen
Delikatessengeschäfte, in denen
die Revolutionen wohlfeil im Fenster liegen
(greifbar nahe neben den Scheuklappen),
bissig und eifersüchtig
jeden Satz ankeifend, der eine schöne Landschaft,
mit Kamelen zum Beispiel, oder mich selbst beschreibt.
Oblomow, schon wieder auf einer Bank sitzend,
blättert in einem erfreulichen Buch
(Herburgers Operette beispielsweise):
jaja, ich weiß schon, sagt er zu jemand,
man will uns nach so viel Aufruhr verdiente Sofas bieten;
ich danke! Aber: wir machen sie uns selbst,
die schmackhaften Orangen des Hieronymus Bosch;
nicht mehr versessen darauf, daß jeder Satz
ein zweischneidiges Messer wird —
ein Schleifstein schon eher, der unsere Ohren schärft,
genauer zu hören die Stimmen der Kinder
(was sie alles zu zeigen haben),
die hastigen Schritte der Kellner,
das Standbein der Verkäuferin,
dann den Geruch des Bahnhofs,
das Sprudeln des Brunnens,
das nackte Baden darin (wie bitte, Brecht?
Ja, ich habe verstanden, Schulmeister!).
Ich habe jetzt keine Scheu mehr,
in einen griechischen Pfirsich zu beißen,
wie mir der Saft aufs Hemd tropft!
Ich knalle die Tür hinter mir zu, lege mich hin
und sage mir: das ist doch zum Lachen,
daß bloß so ein paar Luxusknülpchen
Zeit und Ohren haben, Musik zu hören
(mal ohne die ausgeleierte Humanistenbeethovenharmonia
und ohne diesen gutgeschmierten Rocksound!) —
daß ich endlich mal wieder zu mir komme,
eine Stunde am Tag; das muß doch drin sein!

— Die Sache? — Sie wird sich einen Moment gedulden!
Wenn ich lahm bin, hinkt auch die Sache.
Oblomow, der Faulpelz, steckt sich eine Zigarette an
und versucht ruhigen Herzens zu genießen.

Ich entdecke Francisco Goya

bin ich ein Freund von Bildern,
die wirkungslos an Wänden baumeln?
Bin ich ein Beifallklatscher,
wenn alte Bilder nur in Galerien kurz gastieren?
Da ist ein Mann aus Spanien avanciert
zum Ersten Maler des Hofes,
bewarb vergebens sich um ein hohes Amt;
taub wird der Mann und fällt
von einer Unauf rechtigkeit in die andere;
sein Ruhm nimmt wieder zu und
macht ihn ungefährdet;
wegen der „bekleideten“ und seiner „nackten Maja“
wird er vor die Inquisition geladen —
das färbt ab auf die Biografie.
Er nimmt sich die Freiheit
Häßlichkeit zu malen:
Augen, verquollen mit roten Rändern und Tränensäcken,
Nasen, eklig gedunsene Zinken
zwischen morschen, eckigen Backenknochen,
und Rotz, fast so glänzend wie Ohrringe —
ich habe kein Mitleid mit euch,
auch nicht mit eurer Eitelkeit!
Dann kommt der Krieg, er tritt einfach durch die Tür:
„Desastres de la guerra“, die finsternen
Vorahnungen des Kommenden; die Mächtigen
bedienen sich;
Geköppte — wie fern ist das schon für mich?
Schließlich
Der 2. Mai 1808 an der Puerta del Sol:
Madrider Bürger greifen zum Messer
gegen die Mamelucken des Franzosenmarschalls Murat.

Diese Hoffnung, an einem einzigen Tag —
und wieder die sprichwörtliche Ohnmacht
vor den Gewehren:

Die Erschießung der Aufständischen am 3. Mai 1808 —
einer in gelben Hosen, Zielscheibe schon,
schreit noch etwas und kippt um;
die anderen flüchten in panischem Schrecken
vor der, wie immer scheinbar übermächtigen
Gewalt...

Goyas „Koloss“, überdimensional
und niemand verschonend: wär das noch immer
eine Allegorie für den Kapitalismus bei uns?
Tragen die streikenden Arbeiter Bilbaos
heute Bilder Goyas vor sich her
statt roter Fahnen?

Lernen wir immer noch nichts aus der Geschichte?
Jede Erfahrung wie ein Kind am eigenen Leib zu machen?
Malen die Maler noch immer Fiascos?
Da schiebt Goya die Geschichte,
auf den breiten Schultern der Anonymität, beiseite
und malt

Personen —
schließlich, alt schon und krank, sich selbst
in den Armen des Arztes Arieta.

Wär dieser Mann kein Psychotherapeut und kein Mediziner,
sondern ein Mann mit kluger Strategie
(den Individualismus nicht unter die sieben Todsünden
eines bewußt lebenden Menschen rechnend),
Marxist beispielsweise ...

da hörte ich das Kläffen der Meute:
so ein Mann zeigt sich in den Armen
seines einzigen möglichen Arztes! Igitt!
Aber ohne Selbstbildnis ist das nicht zu machen,
entsteht kein Gesicht!

Abziehbilder höchstens, blasser,
für die ein flüchtiger Blick genügt.

Personen also, gefangen in ihrer Landschaft,
aber befreit aus dem Irrenhaus; aus seinem Innenhof:
Kinder — „die kleinen Riesen“,
Türme auf ihren eigenen Schultern;
so erheben sie sich,
befreit von der Lust an der Fallsucht.

Ist das der Mann, der vieles über Jahre kann und blutig-
blaue Feigen frißt?

Pablo-Picasso-Poem

1

in den Latrinen roch Lavendel welk —
erinnert mich an Spanien.
Ich will dir's nicht erklären: diese Landschaft
ist im Kriegszustand.
Nahm einen Stein und ohne zielen warf ich, bis,
in den Schläfen stechend, der Schmerz sich kehrte
gegen seinen Werfer — der Stein als Waffe
fällt mir aus der Hand in diesem Land im Kriegszustand.
Doch lassen wir das mißliche Geschäft!

Er — wie ich ihn denke — schält
aus harten, adern-angespannten Häuten
das weiße Fleisch der Hoden eines Stiers
und legt die Scheiben auf den Rost des Feuers
und beginnt zu riechen, ruhig-gierig, vergessen
ist der abgeschundne Stier, aus dessen Buckelfell
die Banderillas dick das Blut und von den Schultern
gurgeln ließen, geschleift im Sand
und vom Geklatsch erschlagen lag das Tier
und Hunde winselten nach dem Gestank der Beute
und eines Morgens zerbrachen die Faschisten Francos,
verbündet mit dem Segen der katholischen Kirche,
ausgerüstet von Geschäftsfreunden aus Deutschland,
die Rippen der internationalen Brigaden:

Die spanische Republik war tot —
da hilft auch sein Boykott nichts, von Frankreich aus.
Freilich, schön wärs, würde seine Taube
zum Emblem der Kommunisten.

In den Latrinen roch Lavendel welk —
dieses Spanien nützt mir nichts.

2

Ich bin einfach aufgestanden, als meine Lust
ihr Maul aufriß: der ungeheuere Hunger eines Unruhigen.
Das entäußerte ICH rückte wieder ein — in mein
Bewußtsein. Dann kam ich zu dir:
ich knöpfte deine Bluse auf, nicht nur wegen dem Relief

deiner Brüste; es wurde selbstverständlich
dich anzufassen. Nach außen gebogen
habe ich deine Schamlippen, aufgeklappt
wie einen Flügelaltar. Mit deinem Einverständnis
haben wir dem Wort ficken das Brutale genommen,
den stieren Blick des Voyeurs,
probieren wir Unbefangenheit aus.

Ich wollte nicht ein platter Pantomime sein,
Grimassenschneider, der sein Gesicht
an Kleiderständer hängt und wechselnde Identifikationen.
Ich setzte den Hut eines Harlekins auf:
seine Heiterkeit schabt meine belegte Stimme
mit einem scharfen Messer ab; zutraulich werde ich,
zwinkernd mit meinem aufgerichteten Glied,
das dir nicht mehr weh tut, das seine Ähnlichkeit
mit einem fressenden Maul verliert, das
seine lustige Sprache wiederfindet; unbeschädigt
von den Verbrechen der Verkäufer, aber
anfällig für Veränderung.
Stolz trage ich meinen Stolz zur Schau.
Was ich dann tun kann, wird Entkleiden sein:
daß du die kleinsten Schritte nackt gehst,
gehst, als wäre das Dunkel eines plötzlichen Gewitters
nichts als blauschwarzer Samt;
schläfst, als wäre deine Brust eine Zitadelle für mich;
daliegst, als wäre die Zugbrücke zu deiner Vagina
herunterzulassen mit dem lässigen Schnalzen eines Vogels,
der gerupft ist, von allem, was mürrisch macht,
aber geschmückt mit den Schwanzglanzfedern des Hasses
gegen jene, die dich unbemerkt ausbeuten.

So sitzen wir uns gegenüber:
du als du und als Modell für mich,
und ich als ich und als Modell für mich.
Da kommt jemand: hastiger spricht er als ich,
zudringlicher redet er, unbescheidener und weniger abstrakt,
gleichgültig löffelt er die Suppe, spuckt aus, raucht,
wenn ihm danach ist und entwickelt einen ungeheueren
Hunger — auch das werde ich sein.

Dann kommt der Tag, an dem ich dich siebenmal sehe
und siebenmal anders —

und du wirst dich einfach aufrichten, nackt,
die Treppe hinuntergehen, hinaus aus den Hinterhöfen,
hinüber zu den Pinien am Meer,
dessen Buchten Arbeiter vom Geschmeiß
der ungerecht Reichen geräumt haben,
bis uns niemand mehr stört:
streckst du dich aus, gehörst endlich dir,
nicht mehr ausgeliefert meinen Bedingungen
sagst du: Jetzt habe ich Lust.
So wirst du voll Gefühl sein, und nicht mehr allein.
Unsere Feinde werden flüchten mit panischem Schrecken,
weil wir seit Jahren beim gleichen Thema geblieben sind:
Einer ist keiner — zu zweit stecken wir an.

3

ist das der Mann,
der vieles über Jahre kann,
der blutigblaue Feigen frißt,
sich an den Früchten niemals überißt,
mit seinem Saft aus Mango
tanzt er uns einen Tango,
und mit dem Kitsch der Flöten
wird er die Schwätzer töten?
Bin ich, so frei, der Mann,
der tun und lassen kann,
der seine Frauen tauscht
und doch beim Thema bleibt,
den Hut nach hinten bauscht
und sich die Zeit vertreibt?
Befreit von Unterdrückung
schaft Phantasie Entzückung,
ein neues Selbstvertrauen
täuscht jetzt die allzu Schlauen
und doppelzüngig frei
schlägt er die taube Nuß entzwei.
Das ist der Mann, der Salto springt,
mit seiner Stimme zynisch singt,
mit seinem Haß gesund sich hält,
den Weg ins Bett sich nicht verstellt —
das ist der Mann, der sich vom Gestern spaltet
und morgen, eigensinnig, nicht veraltet.

Klaus Konjetzky
Gedicht an meinesgleichen

Er hat geschrieben
von Wiesen im Sommer
auf denen er träumend lag
von Wasserlilien am Dorfweiher
Schwingend war das wehend und schön

Er hat geschrieben
was es heißt einen hungrigen Wolf
in einer schwarzen Nacht
in der Steppe heulen zu hören
Dunkeltöne waren das zahlloser Märchen am Rande der Welt

Er hat geschrieben
von langen toten Nachmittagen
an denen die Sonnenglut
Plätze und Straßen verbrannte
Lastend war das schwer und schön

Er hat geschrieben
über den traurigen Mann
der an der Theke stand
und zahnlos lachte
Schmerzlich war das trostlos wahnsinnig und schön

Er hat gewußt,
daß Frauen und Männer in diesem Land Tag für Tag an Fließbändern und Maschinen für fremden Reichtum langsam ihr Leben lassen, daß Tausende in unseren Städten hinter den Häusern in Wohnlagern und Baracken hausen.

Er wußte von der Angst der Namenlosen vor Krankheit und Kündigung, Wucher und Willkür, ihm war bekannt, daß schwarzbebrachte Ordensträger ungehindert ihren Schiebergeschäften nachgehen und die Hüter ihrer Ordnung mit Hundertschaften den Widerspruch aus den Städten treiben.

Er hat gewußt,
daß Mitbestimmung vor den Schweizer Konten aufhört, daß die notwendigen Millionen für Krankenhäuser und Schulen, Kindergärten und Altersheime in den Milliarden stecken für Panzer,

Bomben und Raketen und daß Seeufer und Villen, Grundstücke und Aktien der Lohn sind für die Herren aus der Arbeit der Knechte.

Aber geschrieben hat er von der Liebe
eines Fremden in einem fernen Land.

Es hat lange gedauert bis er die Freunde erkannte,
die auf ihn warteten und bis er *begriff*:

Sein Glück, das er beschrieben hat,
war das Glück der Edith Piaf.

Das schweigt zur *Brutalität der Fabrikherren*
und schweigt zur *Macht der Konzerne*.

Seine Not, die er beschrieben hat,
war die Not eines intellektuellen Bettlers.

Die schweigt über das *Leben der Hungernden und Ausgebeuteten*
und schweigt über das *Los der Gefangenen und Obdachlosen*.

Seine Hoffnung, die er beschrieben hat,
war die Hoffnung einer literarischen Witwe.

Die schweigt über die *Unmenschlichkeit der Paläste*
und schweigt über das *Elend in den Hütten der Slums*.

Sein Leid, das er beschrieben hat,
war das Leid eines blauen Nachmittags mit Samuel Beckett.

Das schweigt über die *Bombenteppiche auf Dörfer und Städte*
und schweigt über den *Mord im Interesse der Macht*.

Die Lieder vom Wind über den Feldern
werden dann wieder klingen,
wenn nicht der Wind allein, mein Freund, die Antwort weiß.
Die Lieder der Gegenwart
müssen Lieder der Klasse sein.

Uwe Timm Die Durchsuchung

Immer noch stand die Hitze in den Straßen.

Ullrich ging unter den Kastanien an den Mauern und Zäunen der Vorgärten entlang, sah die erleuchteten Fenster und Gartentüren der Villen und überlegte, ob er nicht einfach weiterlaufen sollte.

Und über mir die immerfrohen Blumen, die blühenden Sterne, glänzen.

Sie hatte geweint. Sie hatte im Bett gesessen, die Beine angezogen, den Kopf auf die Knie gelegt und hatte geweint. Ihre Wimperntusche war in den Augenhöhlen verschmiert. Er hatte ihr einen Moment den Arm um die Schultern gelegt. Sie hatte geschluchzt und den Rotz in der Nase immer wieder hochgezogen, schließlich aber nach einem Tempotaschentuch verlangt. Er hatte aus dem am Boden liegenden Päckchen ein Taschentuch herausgezogen und es ihr gegeben.

Danke hatte sie gesagt und einige Male ganz kurz hintereinander geschluchzt. Sie hatten nebeneinander in dem zerwühlten Bett gesessen und sie hatte Danke gesagt, als sie das Taschentuch von ihm nahm.

Jetzt saß sie sicherlich in ihrem Zimmer auf ihrem Bett, dachte Ullrich. Ihr Bett quietschte nicht, aber es war so schmal, daß er, wenn sie nebeneinanderlagen, seinen Arm um sie legen mußte. Vom Bett aus konnte man das Bild sehen, Sindbad der Seefahrer.

Ein trauriges Bild hatte sie gesagt, als er es ihr zum Geburtstag schenkte. Das Ungeheuer sieht gar nicht gefährlich aus, eher unglücklich mit den zwei Blutstropfen.

Ullrich überquerte die Straße. Der Asphalt war noch weich. Er wollte auf die Leopoldstraße gehen und in einem Straßenkaffee noch ein Bier trinken. Er sah die große Reklametafel:

Mister L hört die zärtlichsten Worte. Von den zärtlichsten Frauen. Ullrich ging durch die Siegfriedstraße. Er hörte das Dröhnen eines Flugzeugs und sah am nächtlichen Himmel das Blinken der Positionslichter. Unter einem geschwungenen Dachaufsatz leuchtete ein großes Atelierfenster. Er zögerte, überlegte, ob er nicht doch umkehren sollte, kurz vor der Herzogstraße, wo Ingeborgs Zimmer war, wo sie jetzt in ihrem Zimmer saß, weinend, stellte sich Ullrich vor. Vielleicht war sie aber auch zurückgekommen und wartete jetzt in seinem Zimmer.

Ullrich schob sich gleich hinter dem Hertie-Hochhaus in das Gedränge. Im „Leopold-Kino“ lief „King-Kong“ in der Nachvorstellung. Er blieb vor den Schaukästen des Kinos mit den Photos stehen. King-Kong, der das Empire State Building mit der blonden Frau in seiner Pfote ersteigt. Ullrich erinnerte

sich an diese vorsichtige Gebärde, mit der King-Kong die weiße Frau auf den Boden der Plattform legt, bevor er von den MG-Garben der Jagdflieger tödlich verletzt von dem Wolkenkratzer stürzt.

Ullrich ging langsam in der Menschenmenge an Geschäften und Kaffees vorbei, sah eine Gruppe braungebrannter Männer entgegenkommen, die eine vor ihm gehende Frau anlachten und von denen einer rief: Donnerwetter, eine Försterstochter.

Er sah die Kniekehlen, den dreieckigen Einschnitt des Schläpfers unter dem engen Rock, er überholte die Frau, streifte flüchtig ihren Oberarm, roch ein blumiges Parfum.

Wo die Tische und Stühle der Straßenkaffees auf dem Bürgersteig standen, stauten sich die Passanten. Ullrich schob sich an den Tischreihen des „Cadore“ vorbei, sah die dichtbesetzten Tische, da war kein freier Platz zwischen den lachenden und redenden Menschen. Er fühlte sich plötzlich beobachtet. Wie im Zoo, dachte er. Seine Hände schwitzten. Er sah einen freien Stuhl an einem der weißen runden Metalltische. An dem saß nur ein Pärchen vor zwei Eisbechern, still und andächtig. Mit der einen Hand löffelte er, die andere lag schützend auf ihrer Schulter.

Ullrich zögerte, ging dann doch weiter.

Im „Cadore“ hatten sie an dem ersten warmen Sonntagnachmittag im Mai gesessen, sie in einem neuen grünen Kleid. Grün steht ihr nicht, hatte er gedacht und in dem großen tropfenförmigen Ausschnitt ihren geröteten Brustansatz mit den kleinen Hitzebläschen gesehen. Sie hatte sich über Mittag auf dem Balkon ihrer Wirtin gesonnt. Er hatte ihr vorgeschlagen, abends ins Kino zu gehen, einen Krimi, im „Türkendolch“. Sie hatte in ihrem Eisbecher herumgelöffelt. Er hatte eine braungebrannte Frau mit rotgefärbten Haaren beobachtet, die den Oberschenkel ihres Freundes streichelte.

Mir hängen die Krimis zum Hals raus. Sie könnten sich doch auch mal unterhalten. Er hatte sie angesehen, noch vor zwei Wochen sei sie mit Begeisterung in Krimis und Western gerannt. Sie hatte das bestritten, erstens hätte sie nur von Krimis geredet und dann sei das typisch mal wieder, diese Übertreibung, gern, von wegen. Du verdrehst die Wirklichkeit, wie es dir gerade paßt, hatte er gesagt. Sie hatte gesagt, ach was solls und demonstrativ in eine andere Richtung gesehen. Er hatte hinten in ihrem Haar matte Haarsträhnen gesehen, wo sie das Trockenchampoo nicht richtig ausgebürstet hatte.

Die braungebrannte Frau am Nebentisch beugte sich gerade vor und küßte ihren Freund, ganz kurz nur. Ullrich hatte die Hand von Ingeborgs Stuhllehne genommen. Plötzlich hatte sie ihn angesehen, die Augenbrauen zusammengezogen, eine steile Falte in der Stirn. Er wäre am liebsten aufgesprungen und wegelaufen, ohne etwas zu sagen.

Sie hatte ihren Eisbecher hastig ausgelöffelt. Er solle wenigstens in ihrer Gegenwart nicht andere Frauen angaffen. Du hängst mir zum Hals raus, hatte

er ihr gesagt. Sie war sofort aufgestanden und hatte dabei den Stuhl umgerissen. Von den umliegenden Tischen hatten die Leute herübergesehen. Er hatte aus der leeren Kaffeetasse getrunken und sich darauf konzentriert, dabei die Hand ruhig zu halten.

Abends war sie zu ihm gekommen, er war im Zimmer hin- und hergelaufen und hatte gefragt, wie das weitergehen soll. Später hatten sie nebeneinander gelegen und über Lothars Geigenspiel gelacht.

Ullrich überquerte die Leopoldstraße. Vor dem „Picknick“ saßen einige Gammler auf ihren Schlafsäcken und den Fenstersimsen, einer spielte auf einem kleinen Banjo. Davor standen Neugierige. Ein älterer Mann in einer Freizeitjacke behauptete, hier herrschten schweinische Zustände.

Ein Gammler mit füsseligm Bart und einer Schafsfellweste, die er über dem nackten Oberkörper trug, sagte: die Ölklecken da kommen von den Autos. Und das da, der Mann zeigte auf feuchtdunkle Stellen an einer Mauer des Stehrestaurants.

Hundepisse, sagte der Gammler.

Und diese Bettelei, sagte der Mann in der Freizeitjacke und erhielt von einigen der Umstehenden Zustimmung.

Ullrich spürte plötzlich Hunger. Er drängte sich durch die Passanten und Gammler ins Picknick, holte sich ein Tablett, ließ sich am Buffet eine Gemüsesuppe geben, zahlte an der Kasse und ging zu einem Automaten, warf dreißig Pfennig ein, öffnete eine kleine Luke und zog einen Vanillepudding auf einem kleinen Plastikteller heraus. Er löffelte die Suppe an einem der Stehtische und beobachtete am Fenster die Gruppe um den Gammler in der Schafsfellweste. Der Mann in der Freizeitjacke schob beim Reden den Oberkörper vor, fuchtelte mit dem Zeigefinger vor dem Gesicht des Gammlers. Ging dann einen Schritt zurück, sah sich bei den Zuhörern um, wenn die mit dem Kopf nickten, schoß er wieder auf den Gammler zu, fuchtelte mit dem Zeigefinger.

Ullrich hatte einmal abends, als er zu Hause über einer Lateinübersetzung in seinem Zimmer brütete, gehört, wie sein Vater draußen auf dem Korridor einem Bekannten, der sich verabschiedete, sagte: der Ullrich ist ein richtiger Halbstarker geworden.

Ullrich spürte wie in ihm die Hitze hochstieg. Er schob den Teller zur Seite und löffelte den Vanillepudding. Lothar hatte behauptet, der Picknick-Pudding aus dem Automat sei eine Geschmacksreklame für die IG Farben.

Ullrich hatte in den ersten Tagen, nachdem er in die Mansardenwohnung eingezogen war, jeden Abend mit Lothar Schach gespielt. Als Schüler war Lothar in Bamberg in einem Schachklub gewesen. Lothars Stiefvater hatte das als Zeitverschwendung bezeichnet. Lothars Vater war Lastkraftwagenfahrer in einem Zementwerk. Eigentlich hatte er Metzger gelernt, verdiente als LKW-Fahrer aber besser. Einmal im Jahr, zu Weihnachten, schlachtete er ein

Schwein, das er in seinem Robert-Ley-Haus abstach. Lothar mußte dann die Schüsseln mit dem Blut tragen. Die Blutwurst sei sehr lecker gewesen, behauptete Lothar. Nachdem Lothar an einem Abend fünfmal hintereinander gewonnen hatte, in dem darauffolgenden Spiel aber einen übereilten Zug machte und seine Dame verlor, hatte Ullrich, nachdem er beiläufig Schachmatt gesagt hatte, gemeint: Schach verblödet auf die Dauer.

Danach hatte er nie wieder mit Lothar Schach gespielt.

Ullrich sah, wie der Mann in der Freizeitjacke wieder auf den Gammler einredete, er zeigte mit dem ausgestreckten Arm in Richtung des Englischen Gartens. Ullrich sah einen Moment das Gesicht des Mannes, verkniffen und wütend.

Ullrich ging hinaus, stellte sich zu der Gruppe, die den Gammler und den Mann umringte.

Arbeiten müßt ihr.

Warum, fragte der Gammler.

Ihr haltet uns wohl für blöd, ihr gammelt und wir schuften für euch.

Gammeln Sie doch auch, sagte der Gammler.

So eine Frechheit, sagte eine Frau, dieser Lümmel.

Der Mann hob die Hand und brüllte, du kriegst gleich eine in die Fresse, in deine ungewaschene.

Der Gammler sagte, er hätte sich heute morgen gewaschen, wie jeden Morgen und zwar ganz, was sicher nicht alle täten, die hier aufgedonnert herumlaufen. Das sagte er nicht laut, versprach sich dabei. Der hat Angst, dachte Ullrich, und wartete, ob der Mann in der Freizeitjacke zuschlagen würde. Aber da fragte ein junger Mann in einem großkarrierten Hemd: Was hat der Ihnen eigentlich getan?

Der Mann in der Freizeitjacke sah ihn überrascht an, zögerte, winkte ab, drängte sich durch die Neugierigen und schrie etwas von der Jugend von heute.

Die Gruppe der Neugierigen löste sich auf.

Das war ne Arschgeige, sagte der Gammler.

Ullrich sagte, wieder einer der Hitler nachtrauert.

Ist nicht gesagt. Der hat nur ne Sauwut im Bauch, sagte der Mann im karierten Hemd. Der würde doch auch lieber Däumchen drehen.

Der Gammler fragte, habt ihr fünfzig Pfennig.

Der Mann im karierten Hemd sagte, ne, ich muß mein Geld ziemlich schwer verdienen.

Ullrich gab dem Gammler fünfzig Pfennig und fragte ihn, wo er das Schaf geschlachtet habe, dessen Fell er da trüge.

Das kommt direkt aus der Heide, von einer kapitalen Heidschnucke.

Tschüs.

Der Gammler setzte sich wieder auf seinen zusammengerollten Schlafsack.

Ullrich fragte den Mann im karierten Hemd, wo er sein Geld so schwer verdienen müsse.

In einer Druckerei. Ich bin Drucker.

Ingeborg hatte gesagt, man kann doch darüber reden, man kann über alles reden. Sie wird bestimmt heute abend wiederkommen und sich mit mir aussprechen wollen, dachte Ullrich.

Er fragte den Drucker, der Wolfgang hieß, ob er auch Durst habe, vielleicht ein Bier.

Ja, bei dieser Hitze.

Sie gingen zum Europa-Café hinüber. Ullrich ging durch die Tischreihen. Aber da war kein Tisch, an dem oder in dessen Nähe Mädchen saßen. Wolfgang zeigte auf einen unbesetzten Tisch: da.

Ullrich zögerte, gut.

Sie setzten sich.

Unangenehmer Typ vorhin, sagte Ullrich.

Wolfgang behauptete, er könne den verstehen, der hat sich halt aufgeregzt, weil er schuften muß, während die da rumflaggen.

Na ja, sagte Ullrich, das sind doch die Typen, die alle Langhaarigen gleich vergasen wollen.

Ach nee, dem sind die Nerven durchgegangen.

Ullrich bestritt das. Ein typischer Altnazi mit einem Kochtopfhaarschnitt und in einer Freizeitjacke.

Eine Freizeitjacke besagt noch nichts, sagte Wolfgang. Albert zum Beispiel, unser Fahrer in der Druckerei, trägt auch immer eine Freizeitjacke, aber in der Nazizeit hat er mit dem Lieferwagen immer einen Umweg gemacht. Der wollte nicht die SS-Ehrenwache an der Feldherrnhalle grüßen. Das war Pflicht damals, auch im Auto, da mußte man die rechte Hand vom Steuerrad nehmen und den da machen.

Wolfgang hob den rechten Arm mit der ausgestreckten Hand. Wer das nicht tat, wurde angehalten und bekam Stunk. Konnte Albert sich nämlich nicht leisten. Darum machte Albert immer einen Umweg.

Am Nebentisch lobte jemand einen Godard-Film, den Ullrich noch nicht gesehen hatte, der aber sehr sozialkritisch sein sollte, was ein anderer an dem Tisch bestritt: bitte wo, wo denn.

Da war doch eine Einstellung, in der die Sozialkritik geradezu aufdringlich deutlich wurde, dieser Schwenk von Marina Vlady zu den monotonen Fassaden der Wohnblocks. Der das sagte, schlug dabei mit der Handkante mehrmals auf den Tisch, aber so geübt, daß der Kaffee nicht aus den Tassen schwuppte. Da war doch Sozialkritik bis ins Zoom.

Und warum konnte sich Albert keine Schwierigkeiten leisten?

Wolfgang sagte, Albert war Mitglied der KP.

Das war schon konsequenter gelöst. Beispielsweise in *Pierrot le Fou*, sagte der

andere, die letzte Sequenz, als Belmondo mit den Dynamitstäben um den blau angemalten Kopf die brennende Zündschnur mit den Händen auslöschen will, mit den Händen den Boden abtastet, bis zur Detonation, dann der bläuliche Rauch.

Die Flugblätter, sagte Wolfgang, die von Genossen in der Besenkammer abgezogen wurden, versteckte Albert im Kaninchenstall in seinem Schrebergarten. Das war so um achtunddreißig, Flugblätter gegen Hitler. Eines Nachts, an einem Sonnabend, ist Albert zu seinem Kaninchenstall geschlichen, vorsichtig hat er den Kaninchenbock beiseite gedrängt, an der hinteren Stallwand ein Stück Pappe losgelöst und die Flugblätter herausgeholt. Er wollte damit nach Giesing fahren und sie heimlich in die Hausflure legen. Plötzlich steht der Nachbar am Zaun. Ein Blockwart und Hundertfünfzigprozentiger und sagt nur: na.

Na, und da hat der Albert Hosensausen bekommen, hat gesagt Altpapier, Altpapier, will ich noch verbrennen, und das obwohl der gar nicht gefragt hatte, was er da in der Hand hält.

Bei Godard ist das gelungen, die Revolution der Schweisen, sagte der am Nebentisch und rieb den Daumen an den Fingern, als prüfe er ein Stück Stoff. Ja und Albert zündet also noch am gleichen Abend ein Feuerchen in seinem Garten an und verbrennt die Flugblätter und legt sich erleichtert ins Bett. Nur seine Frau hat Bedenken und will nicht einsehen, warum er gleich alle Flugblätter verbrannt hat. Aber Albert meint, das sei zu riskant, schließlich ist er ja auch für die Genossen mitverantwortlich. Am nächsten Morgen, einem Sonntag also, kommt Alberts Frau von der Pumpe zurück, ohne Wasser im Kessel und sagt: Mensch, draußen liegen die verkohlten Papierschnitzel. Und auf einigen kann man noch lesen: Nieder mit dem Henker Hitler. Die waren vom Wind in die benachbarten Gärten geweht worden. Und da stürzt der Albert raus und steigt über Zäune, Hecken und so, sagt immer: schönen guten Morgen, schönes Wetter heute, ich hab da gestern Papier verbrannt und das hat der Wind weggeweht, das verschandelt die ganze Gartenkolonie, na und das sammel ich jetzt zusammen.

Das sahen alle ein, besonders sein Nachbar, der Blockwart, denn der sagte immer: Ordnung ist das A und O.

Albert hatte nochmal Glück, sagte Wolfgang. Aber später haben sie ihn bei einer anderen Geschichte doch geschnappt und da hat er bis fünfundvierzig im KZ gesessen.

Nicht schlecht die Geschichte, sagte Ullrich.

Die beiden am Nebentisch hatten gezahlt und standen jetzt auf. Ullrich hatte nicht heraushören können, wie der Godard-Film hieß, über den sie diskutiert hatten.

Ingeborg hatte gesagt, diese ewigen Action-Filme hingen ihr zum Hals raus, sie würde gern mal in eins der Kellertheater gehen. Er hatte gesagt, die

Schwabinger Atmosphäre kotze ihn an. Und die Action Kinos? Das ist was anderes, hatte er gesagt. Sie hatte so gelacht, daß er bemerken mußte, wie künstlich ihr Lachen war.

Wolfgang fragte, was machst du, beruflich mein ich.

Ich studiere, Germanistik.

Was willst du werden, Lehrer?

Ja, sagte Ullrich. Ihm fiel auf, daß Wolfgang ihn duzte.

Wolfgang wollte wissen, ob es Spaß macht.

Manchmal ja.

Wieso manchmal.

Na ja, es macht keinen Spaß, wenn man über etwas arbeiten muß, was keinen Spaß macht. Ich muß zum Beispiel ein Referat schreiben über eine Hölderlin-Ode.

Ode?

Eine Art Gedicht, also die Ode interessiert mich nicht, ein Vergleich, völlig blödsinnig. Ich wollte über ein anderes Gedicht schreiben, sagte er und trank sein Bier aus.

Ullrich hatte sich gemeldet, auf einem jener Stühle sitzend, an deren Armschütze ein kleines hochklappbares Schreibpult befestigt war, eingezwängt zwischen anderen Studenten in dem überfüllten Raum. Ziegler hatte an einem Tisch sitzend die Themen aufgerufen und die Namen der Referenten von seinem Assistenten notieren lassen. Interpretationen von Oden. „Die Liebe“, hatte Ziegler gerufen und in die zu Ullrich entgegengesetzte Richtung gesehen. Ullrich hatte sofort die Hand gehoben und, als Ziegler nicht zu ihm herübersah, mit den Fingern geschnippt. Aber Ziegler hatte sich nicht umgedreht, jemand in der ersten Reihe hatte sich gemeldet. Ullrich hatte gesagt: Herr Professor, ich habe mich zuerst gemeldet. Ziegler hatte ihn nur kurz angesehen und dann gesagt, wenn es Ihnen hier nicht paßt, können Sie ja gehen. Ullrich war sitzengeblieben und hatte sich ein anderes Thema geben lassen.

Und wozu ist so ein Referat gut, fragte Wolfgang.

Ullrich zögerte, wie meinst du das.

Was soll das, was kommt dabei raus?

Ach so, sagte Ullrich, dafür bekommt man einen Schein, den braucht man fürs Examen.

Und das ist alles?

Ullrich schlug einen Lokalwechsel vor, vielleicht noch ein Glas Wein im Hahnhof.

Ich muß morgen früh raus, eigentlich müßte ich schon pofen.

Ich auch, sagte Ullrich, aber bei diesem Wetter schlafen.

Wolfgang lachte, du hast recht.

Sie zahlten, standen auf und überquerten die Leopoldstraße.

Wolfgang wollte wissen, was das für ein Gedicht war, über das Ullrich eigentlich schreiben wollte.

Ullrich wußte nicht, was er sagen sollte.

Kannst du das nicht auswendig?

Doch, sagte Ullrich, jedenfalls teilweise.

*Wachs und werde zum Wald! eine beseeltere,
Vollentblühende Welt! Sprache der Liebenden
Sei die Sprache des Landes,
Ihre Seele der Laut des Volkes!*

Ullrich hatte Ingeborg im vergangenen Sommer einmal zur Straßenbahn gebracht, wenige Tage nachdem sie sich kennengelernt hatten; sie mußte in eine Vorlesung fahren. Es hatte geregnet, ein warmer dicktropfiger Juniregen. Sie hatten an der Haltestelle im Regen gestanden und sich angesehen, die Haare klebten ihr im Gesicht, ihr heller Regenmantel war an den Schultern dunkel von der Feuchtigkeit. Sie hatten sich angesehen, ohne zu reden, bis die Straßenbahn kam. Er war dann im Regen durch die Straßen gelaufen, hatte gespürt wie die Nässe bis auf die Haut durchgedrungen war, bis der Regen leichter wurde, schließlich aufhörte, und die Sonne hinter der Wolkenbank plötzlich hervorkam, scharf geschieden das Hellblau des Himmels von dem schwarzblauen Wolkenrand. Die Straßen dampften. Vor der Haustür stand Ingeborg. Die Haare hingen ihr in nassen Strähnen herunter. Sie war an der nächsten Station wieder ausgestiegen und zurückgelaufen, hatte vor seiner Tür gewartet. Sie waren zusammen hinaufgegangen. Er hatte durch die feuchten Mäntel und Hemden hindurch ihre Brust in seiner Seite gespürt; sie hatte ihre Hand in seinem Mantel festgekrallt.

Als Ullrich und Wolfgang vor dem Hahnhof standen, vor der offenen Tür, und ihnen aus dem verrauchten Innenraum ein Stimmengewirr entgegenschlug, zögerte Ullrich, überlegte, ob er nicht doch zu Ingeborg fahren sollte, jetzt gleich.

Da sind noch zwei Plätze frei, sagte Wolfgang und zeigte auf einen der langen schweren Holztische.

Dort.

Ullrich sah den freien Platz neben einer Blondine im Dirndl. Er drängte sich durch die Stuhreihen und fragte, ob da noch zwei Plätze frei wären.

Ja, die sind frei, sagte ein Mann in einem Blazer und legte der Blondine den Arm um die Schulter.

Ullrich setzte sich neben sie auf die Bank, Wolfgang auf einen Stuhl gegenüber.

Die Blondine drehte ihr Weinglas hin und her. Der Mann versuchte sie in ein Gespräch zu ziehen. Sie sagte nur so, so und sah Ullrich von der Seite an, der ein Glas Weißwein bestellte.

Ullrich schob ihr den Brotkorb hin und bot ihr ein Stück Brot an.

Kanaa, sagte Ullrich und hob das Glas.

Sie lachte, der Mann lachte. Der Tiefpunkt des Abends war überwunden. Ullrich sah in dem Ausschnitt des Dirndls ihre großen braungebrannten Busen, sah dazwischen ein Stück des weißen BHs, der die Massen von unten hochdrückte. Unter dem Dirndl zeichnete sich eine Rille auf dem Rücken ab, wo der Gurt einschnitt.

Der Marsch durch die Talsohle ist beendet, das behaupten jedenfalls Plisch und Plum, sagte Ullrich.

Sie lachte. Der Mann ergänzte Schiller und Strauß. Ich weiß, sagte sie.

Ullrich prostete beiden zu.

Du trinkst zu schnell, sagte Wolfgang.

So ist das, wenn man mit einem Sportsfreund ausgeht. Wir kommen nämlich direkt von der Eigernordwand, die wir heute in der Fallinie durchstiegen haben, sagte Ullrich und zwinkerte Wolfgang mit einem Auge zu, der den Mund öffnete, etwas sagen wollte, erstaunt.

Sie müssen uns da mal begleiten, sagte Ullrich.

Sie lachte, wenn das mein Freund erlaubt.

Der lachte, zog sie an sich und versuchte sie zu küssen. Sie aber drehte ihm nicht den Kopf zu.

Den nehmen wir mit, sagte Ullrich, sah die grauen Haare und dachte, der ist schon vierzig und sicherlich ihr Chef.

Aber schlappmachen darf er nicht.

Der Mann sagte, er sei gut in Form.

Ullrich grinste, trank und sah dabei über das Glas hinweg in ihren Ausschnitt.

Gemeinsam mit Ihnen würde ich jede Wand durchsteigen, ich kann mich da als sicherer Bergführer anbieten.

Sie wollen aber hoch hinaus, sagte sie und rieb ihre Oberschenkel aneinander. Ja, sagte Ullrich, man wächst mit der Aufgabe, noch dazu wenn man den Gipfel vor Augen hat.

Sie kicherte und fuhr mit den Fingerspitzen am Weinglas entlang.

Ihr Freund lachte auch, sah dabei aber auf seine Armbanduhr.

Dann versuchen wir es doch gleich mit dem Matterhorn.

Ich bin schwindelig.

Ich werde Sie halten.

Noch gefährlicher, sagte sie und legte beim Lachen ihre Hand auf Ullrichs Arm.

Das kommt auf den Hang an, sagte der Mann, zog sie wieder an sich, laut lachend.

Ingeborg hatte gefragt, ob es eine andere Frau sei. Nein, bestimmt nicht. Sie hatte geschluchzt. Die Tränen hatten ihren Lidstrich verwischt, eine schwärzliche Spur an ihren Wangen. Aber so geht es nicht weiter, einfach so, hatte er

gesagt, manchmal glaub ich zu ersticken. Sie hatte versucht das Schluchzen zu unterdrücken. Er hatte sie plötzlich wieder angeschrien. Das lautlose krampfartige Zucken ihres Körpers.

An dem gegenüberliegenden Tisch lachten sie los, jemand rief, der ist gut, nein, ist der gut.

Wolfgang fragte die Blondine, was sie macht.

Wie?

Beruflich.

Ach so, Sekretärin.

Nichts über Arbeit, jetzt, sagte Ullrich.

Der Freund der Blondine versuchte den sachlichen Ton aufzunehmen, er fragte Ullrich, was er macht.

Bergführer, hauptberuflich Bergsteiger, sagte Ullrich.

Er studiert, sagte Wolfgang.

Ullrich sah die grauen Haare, sah vorn die Kopfhaut durchschimmern. Dem fallen schon die Haare aus, dachte Ullrich und fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

Wir müssen gehen, Gaby, sagte ihr Freund.

Sie wollte aber noch ihr Glas austrinken, und Ullrich bestellte sich das dritte Glas Wein. Er wollte die Geschichte von Albert erzählen. Wolfgang wollte doch lieber gleich gehen, sofort. Aber Gaby wollte erst die Geschichte von Albert hören.

Also Albert, der immer einen Umweg machte, um in der Nazizeit nicht die SS-Posten vor der Feldherrnhalle grüßen zu müssen. Ullrich berührte mit seinem Bein wie zufällig ihren Oberschenkel, sie zuckte etwas, zog aber nicht ihr Bein zurück. Als sie dagegedrückt, schob Albert schon den Kaninchenbock beiseite. Und während Albert am Sonntagmorgen über die Hecken seines Nachbarn stieg, dem Hundertfünfzigprozentigen, um die Papierschnipsel aufzusammeln, fuhr Ullrich ihr mit dem Ellbogen leicht über den nackten Oberarm. Albert hatte noch mal Glück gehabt, sagte Ullrich und preßte sein Bein gegen ihren Oberschenkel.

Eine tolle Geschichte, sagte sie.

Der Freund mahnte, es sei schon sehr spät, sie müßten jetzt wirklich gehen. Lassen Sie, sagte er, ich lade Sie ein.

Während er zahlte, flüsterte Ullrich der Blondine zu: Morgen abend, hier, um sieben.

Gut, flüsterte sie und gab Ullrich die Hand. Auch ihr Freund verabschiedete sich mit Handschlag.

Danke für die Einladung, sagte Ullrich.

Ich muß jetzt pofen, sagte Wolfgang.

Ullrich ließ sich die Adresse von Wolfgang aufschreiben und stand dann auf. Er mußte sich am Tisch festhalten.

Du hast zu schnell getrunken.
Draußen war es noch immer warm.
Ich melde mich mal, sagte Ullrich.
Wolfgang sagte, bis dann und hob kurz die Hand.

Ullrich ging über die Leopoldstraße in Richtung Münchner Freiheit vorbei an den dunklen Schaufenstern der Geschäfte. Auf dem Bürgersteig standen übereinander gestapelt die Tische und Stühle der Straßencafés. Ullrich dachte an den Schenkeldruck unter dem Tisch und er lachte leise vor sich hin, bis ihm einfiel, daß Albert im KZ gewesen war. Davon hatte Ullrich im Hahnhof nichts erzählt. Er wußte nicht einmal wie lange Albert im KZ gewesen war und bei welcher Gelegenheit sie ihn dann doch geschnappt hatten.
Ullrich bog in eine Nebenstraße ab.

Heiner Dorroch
Kranführer

Ich habe neun Jahre lang bei X im Stahlwerk 3 als Kranführer gearbeitet. Als ich da anfing, dachte ich mir: endlich hast du einen feinen Job. Oben im Kontrollhäuschen sitzt du die Zeit ab und hast dein Moos verdient. Anfangs wurde ich von einem alten Hasen angelernt, und der meinte: „Du mußt bald noch zur Kranschule, aber erst machst du hier das Praktikum, damit zu verstehst, was sie in der Schule erzählen.“ Nun habe ich als Neuer auf Verständnis gehofft, doch ich hatte mich verrechnet. Bei meinem ersten geringfügigen Fehler wurde ich vom Meister angeschissen. Der ließ mich dafür sogleich in das Schwarze Buch registrieren. Wenn einem dann einige Jahre später nochmal dasselbe widerfahrt, halten sie dir den Fehler vom ersten Tag vor. Man darf sich auch nie verteidigen — das vermindert bei der Obrigkeit ebenfalls dein Ansehen.

Die älteren Kranführer kommen schließlich zu einem mehrtägigen Unterricht auf eine Kranschule. Hier lehrt man sie alle Tricks. Man sagt ihnen auch, was sie machen und unterlassen sollen. Der Lehrer, er bekommt ein fürstliches Gehalt für seinen Job, betont während des Lehrgangs jeden Tag aufs neue, dies oder jenes darf ihr tun. Aber in der Praxis, im Stahlwerk, sieht alles wieder anders aus. Der alte Trott geht nämlich trotz fachmännischer Ausbildung weiter: der Kranführer wird nach wie vor zu einem gefährlichen Fahren genötigt, der Termindruck hat nicht nachgelassen, das Betriebsklima hat sich nicht gebessert und die Vorgesetzten setzen sich über alle Vorsichtsmaßnahmen und Unfallverhütungsvorschriften hinweg. Allerdings muß man etwas nachsichtig sein, denn der Meister wird vom Obermeister und der Obermeister wird vom Werksleiter zur Sau gemacht. Niemand ist so frei, daß er es mal wagt, den irren Befehl seines Vorgesetzten im Interesse der betroffenen Kollegen zu umgehen. Verweigern, ach, das tut sowieso keiner — da hat einer vor dem andern Schiß.

Wenn ich mal kritisierte, daß man dies nach den Vorschriften nicht machen darf, wurde der Meister immer wütend. Wie oft schon wollte er mich deswegen vom Kran holen, aber weil ich besser fuhr als alle andern, ließ er mich drauf. Ich erinnere mich an ein besonderes Ereignis: Eines Morgens wurde ich auf Kran 3 eingesetzt. In diesem Teil der Halle hatten meine Kollegen aus Eisenbahnschienen, die sie auf Böcke legten, eine lange Bank gebaut. Darauf mußte ich Kokillen absetzen, die je auf der Innenseite, es sind vier Seiten, geschliffen werden. Der Arbeitsvorgang verlief bisher so: Ich hob die Kokille auf die Bank und ließ eine Seite schleifen, war das geschehen, kam die zweite Seite, und war die fertig, kam die dritte und danach die vierte dran. Dabei konnte ich verschraufen und mich gegen den Staub schützen.

An diesem Tag wollte der Rohrmeister in der Kiesgrube ein neues Verfahren

einleiten: Wenn ich die erste Kokille gedreht hatte und die zweite am drehen war, sollte der Schleifer die erste weiterschleifen. Dabei entsteht durch den Preßluftschlauch am Schleifstein viel Staub, der den ganzen Arbeitsplatz in eine Wolke einhüllt. Ich konnte nichts mehr sehen und schluckte obendrein den Dreck. Ich protestierte. Doch der Obermeister verlangte, daß die erste Kokille geschliffen wurde. Als ich die zweite Kokille schief aufsetzte, brüllte er los und ich gab zurück: „Ich mach dich nochmal darauf aufmerksam, daß ich überhaupt nichts sehen kann. Außerdem hab' ich bereits die Luftröhre voll Staub.“ Antwort: „Mach, was ich für richtig halte. Mach deine Arbeit oder verschwinde!“ Nun verweigerte ich die Arbeit und ging vom Kran runter — der Obermeister fluchte. Ich ging zu meinem nächsten Vorgesetzten, ein Obermaschinist. Als ich ihm die Geschichte erzählte, gab er mir recht, aber er meinte, er könne hier wenig tun und verwies mich an den Meister. Der ging mit mir zurück zum Obermeister in der Kiesgrube. Die beiden waren sich rasch einig: plötzlich meinte auch der Meister, ich solle mich gefälligst den Anweisungen des Obermeisters fügen. „Kapierst du denn nicht, warum wir hier ein neues Verfahren ausprobieren?“ schrie er mich an. „Wir müssen versuchen, damit schneller fertig zu werden — das geht mir alles viel zu langsam.“ Jetzt meinten sie, ich könne ja mit der Staubmaske fahren, aber das ist in diesem Werk unzulässig, allenfalls ab 40 Grad Hitze ... Da ich nicht darauf einging, drohten sie mir, mich rauszuschmeißen.

Jetzt ging ich zum Telefon und rief den Betriebsunfall an. Der kam eine Viertelstunde später und informierte sich über die Zustände an der Schleifbank. Es wurde festgestellt, daß wir an dieser Anlage so nicht arbeiten dürften, weil es in keiner Weise den Vorschriften entsprach. So erhielt ich mein Recht! Drei Tage danach versuchte aber der Obermeister mich zu schurigeln: „Mit solchen Mätzchen kommts du bei uns nicht weiter“, sagte er aggressiv. „Du bist sonst für den Betrieb untragbar. Wenn noch einmal so was vorkommt, wirst du fristlos entlassen. Oder wir setzen dich irgendwo im Walzwerk auf einen Kran, auf dem du nichts verdienst.“ Darauf hab' ich entgegnet: „Schön, wenn ich in Zukunft nicht mehr kritisieren darf, was ich in der Kranschule gelernt habe, macht meine Papiere fertig.“ Da erwiderte er plötzlich sehr freundlich: „Wärest du nicht ein so guter Kranführer, könntest du jetzt gehen. Aber ich will das vergessen.“ Bald wurde ich auf den Ofenbühne als Chargierkranführer angestellt. Dort herrschte ein besseres Betriebsklima und außerdem hatte ich einen höheren Lohn.

Machst du die Arbeit nach Unfallvorschrift, kriegst du einen rein. Dann schreit der Meister: „Du lahme Wehe, sind wir hier im Nonnenkloster oder bei X!“ Und machst du sie anders, bist du, nicht der Vorgesetzte, beim geringsten Patzer der Dumme. Es ist klar: hält man sich nicht an jeden Buchstaben, läuft die Produktion schneller. Würde ich nach Vorschrift fahren, könnte ich in einer halben Stunde nur 10 Blöcke aus den Kuben rausziehen. Fahre ich aber rücksichtslos, hole ich in derselben Zeit 30 Blöcke aus den Kuben. Solange es gut geht, ist alles

in Ordnung, aber passiert einem nur das kleinste Mißgeschick, bekommt man schon vom Schichtführer einen Anpfiff.

Ich darf z. B. keine flüssigen Blöcke ziehen, doch wegen der Antreiberei ist das unmöglich. Nehmen wir an, ich bekomme von unten Anweisung, alle zu ziehen, so fange ich an. Ich muß dann dem Meister vertrauen, muß mich darauf verlassen, daß die Blöcke nicht flüssig sind. Von oben, aus meinem Kran, kann ich gewöhnlich kaum sehen, was am Boden los ist, denn sie sind abgedeckt. Rutscht mir jetzt ein Block aus der Pfanne, wäre das schlimm. Die Pfanne, mit einigen Tonnen flüssigem Stahl gefüllt, kann in wenigen Sekunden alles unter sich begraben. Der Stahl würde wie glühende Lava in einem großen Umkreis alles zerstören — und meine Kumpels da unten wären auch kaputt. Aber selbst wenn solch eine Katastrophe ausbleibt, genügen schon wenige herausschwappende Spritzer, um den einen oder anderen Kollegen ins Krankenhaus zu befördern. In diesem Moment trifft nicht nur den Kranführer die Schuld, sondern auch den Grubenmann. Dann schreien Meister und Obermeister zusammen: „Du selten dämliche Flasche, du hast doch gewußt, daß der Block flüssig war! Warum hast du ihn abziehen lassen?“ Siehst du, so ist das: diejenigen, die dich vorher antreiben: „Los, los — weg mit dem Zeug“, und so weiter, die wälzen im Ernstfall jede Schuld weit von sich ab.

Ich mußte mal ganz schnell die Hauben abziehen, bis sich herausstellte, daß sie noch viel zu weich waren. Plötzlich rissen die Köpfe ab. Das ist wie bei einer soeben gelöschten Wachskerze: du kannst mit den Fingern die Spitze abkneifen. Das hab' ich mal gemacht, — da war gleich Theater. Der Obermeister rief sogar den Werksleiter herbei, und als der das Malheur sah, markierte er einen Wahnsinnigen. So was hab' ich noch nie gesehen. Ich glaub', hätte der 'ne Flinte gehabt, wären wir alle gekillt worden. Bloß weil die Produktion geschädigt war! Nicht wegen den Malochern, die sich vorhin in höchster Gefahr befanden. Der Mensch kommt ich Stahlwerk 3 erst an letzter Stelle. Laß doch die Kerle draufgehen ...

Du darfst auch nicht mit vier Kontrollern zu gleicher Zeit fahren, was aber alle tun. Der Chargierkran hat sogar sechs bis sieben Kontrollen, zum Beispiel Steuer- und Kreuzschaltungen. Grundsätzlich dürfen wir aber nur mit ein oder zwei Kontrollen fahren, das heißt: hochziehen, Drehwerk fahren — dazu noch Langlauf ist nicht gestattet. Doch wir haben das oft alles zugleich ausgeführt. Das ging auch kaum anders, denn uns trieb die Hetze — und so haben wir automatisch ziemlich produktiv gearbeitet. Dabei verliert man häufig den Verstand, das ist doch klar, oder? Siehst du, aber wehe, es ereignet sich ein Unfall, dann saß man als Kranführer aber dick in der Scheiße. Es war beispielsweise verboten worden, mit Tellern Schutt zu fahren. Doch während der Produktion, also wegen der ewigen Treiberei, war es ganz normal, daß wir mit Tellern fuhren. Na, und außerdem müssen die viermal angehängt werden. Mein Kollege auf Kran 2 hat oben immer runtergebrüllt: „Hängt vier Ketten an!“ Aber von weitem

schrie schon der Meister: „Los, los — ihr faulen Säcke! Beeilt euch!“ Da sind meine Kumpels vor Angst bald umgefallen und haben bloß zwei Ketten über Kreuz angehängt. Jetzt war der Teller einseitig beladen, hakt sich blitzschnell aus und — rums, schlägt einem beide Beine ab. Mein Kollege kam vor Gericht, obwohl Meister und Obermeister zuvor von ihm verlangt hatten, verbotswidrig zu fahren! Sie standen ja sogar dabei! Die Gefahr war beiden sehr wohl bekannt! Aber nun — nach dem Unglück, schoben sie die Verantwortung dreist auf den Kranführer. Wie soll er sich jetzt verteidigen? Die Kollegen sagen: „Wir waren eilig.“ Und die Meister behaupten frech: „Wir haben das leider nicht richtig mitgekriegt. Schließlich mußte es der Kranführer am besten wissen — der war doch auf 'ner Kranschule! Der hat das doch gesehen, der hätte hier gar nicht hochziehen dürfen!“ Wie will der Mann sich nun aus der Affäre ziehen? In diesem Fall stand er plötzlich allein da und wurde zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Die Gerichtskosten bekam er auch noch aufgebrummt. Sechs Jahre lang hatte er Schulden!

Wie oft schon ereigneten sich im Stahlwerk 3 schwere Unfälle. Dann mußte ich immer mit meinem 15-Tonner die Überreste von den Toten wegtransportieren. Rein in die Kübel und ab damit zu den Leichenwagen vor dem Hallentor. Dann sind alle still, kippt auch keiner aus den Latschen, und niemand regt sich auf. Mein Kran ist fünfunddreißig Meter hoch, — der höchste der Hüttenwerke. Den bin ich meistens gefahren, weil ich sehr sicher bin und vor allem wegen meiner guten Augen. Alles in dem Dreck und in der unerträglichen Hitze — erbärmlich. Da lassen sie dich dann schmoren. Unter solchen Bedingungen soll man eine ganze Schicht lang fit bleiben. Immer wieder hab' ich gebettelt: „Bringt mir hier einen Ventilator an.“ Oder: „Was machen eigentlich die Klimaanlagen?“ Nach einem Unglück diskutierten die Oberen jedesmal die Klimaanlagen. Die Werksleitung ist sich darüber durchaus im klaren, daß auch die Hitze, besonders im Sommer, die Arbeiter verrückt macht. Der Kranführer leidet darunter ebenfalls ziemlich viel, denn er sitzt ja wie in einem Brutkasten. Von seiner körperlichen Verfassung hängt aber meist Leben und Tod ab.

Es kann einem noch so elend sein, du bekommst nicht einmal zehn Minuten Pause, von einem Ablöser erst gar nicht zu sprechen. Und die Butterbrotpausen sind fast willkürlich: wenn du mal Zeit hast, beißt du in deine Stulle und trinkst einen Schluck. Schon ruft wieder jemand: „Los, los — mach schon!“ Und guckst du hier oder da aus dem Führerhaus, bläst dir Sandwind entgegen, so als würde man ständig mit Sand beworfen. Na, und wenn ich mich schließlich beschwerte, wurde geantwortet: „Sie kriegen Ihren Ventilator — und bald kommen auch die Klimaanlagen.“ Darauf hab' ich einmal erwidert: „Also, jetzt hören Sie mal gut zu: Sie wollen bereits seit Jahren im Stahlwerk eine Tiefstrahlerbeleuchtung anbringen lassen, aber man sieht davon nichts. Wenn Ihr das nicht schafft, dann wollt Ihr hier Klimaanlagen anbringen?“

Ich hab' auch häufig die Sitzgelegenheit im Führerhaus bemängelt — sie ist

denkbar schlecht. Da sitzt man acht Stunden lang, umgeben von Hitze und Dreck, auf einem schmalen Hocker. Das ist eher übertrieben, denn die Fläche besteht aus dünnen Drahtstäben, die sich mit der Zeit schmerhaft in den Hintern drücken. Im Sommer wird das Metall heiß und versengt dir das Fell. Als ich mich darüber beklagte, hat mich der Obermeister ausgelacht: „Mensch, du kommst aber auch mit Sachen an. Ich will dir mal sagen: je härter die Schwienen an deinem Arsch, um so besser für deine Widerstandskräfte. Im nächsten Krieg hast du dann bei den Panzerschlachten das längste Sitzvermögen. Trimm dich, mein Junge — werd' ein Mann!“ Von zu Hause habe ich mir schließlich Lumpen mitgebracht, die legte ich auf die Drahtstäbe. Für so etwas hatten meine Vorgesetzten eben nie Verständnis, die wissen auch nicht, was es heißt, in solch einem kochenden Topf zu braten. Erleichterungen sind aber sehr wichtig.

Manchmal war ich halb weg — einfach besinnungslos. Dann bin ich auf gut Glück gefahren und hab' im stillen zum Herrgott gebetet: laß mich doch wieder bei Verstand kommen. Wenn ich jetzt einen kaputt fahre, bin ich reif fürs Zuchthaus. Deine Vorgesetzten, die uns und die Produktion rücksichtslos nach vorn peitschen, rechnen insgeheim damit, daß man entgegen allen Vorsichtsmaßnahmen aufpaßt. Nun, und man paßt ja auch auf, weil man genau weiß, daß den Holzköpfen da unten das Menschenleben einen Dreck wert ist. Mehrmals wurde ich so zum heimlichen Lebensretter. Da spricht keiner von. Nur der Kumpel, der sein Leben allein deiner Aufmerksamkeit verdankt, drückt dir später in der Kae zum Dank eine Schachtel Zigaretten in die Hand. Der sagt nicht mehr viel — der ist fertig mit den Nerven.

Gelegentlich haut es auch daneben, besonders wenn man auf viele Idioten achten muß. Zum Teufel, ich hab' doch nur zwei Augen im Kopf! Aber wenn du vor Hitze und Hetze verrückt bist, kann was passieren. Deshalb habe ich einmal nicht bemerkt, wie der Meister, ohne mich vorher davon zu informieren, einen Elektriker über mir auf die Schienen gescheucht hat. Der sollte dort einen defekten Kontroller reparieren. Wer interessiert sich schon während der Schicht für einen Kollegen, der sich hier oder dort an etwas zu schaffen macht? Worüber ich also nicht unterrichtet war und was ich auch nicht sehen konnte: der Kumpel befand sich dicht an einer Säule. Wenn der Kran an der Säule entlangfährt, ergibt sich dort ein Spielraum von höchstens zehn Zentimetern. Der Zufall wollte es, daß ich in dem Moment, als der Elektriker von der Schiene abrutschte, die Säule passierte und den Herabstürzenden in dem Spielraum zermalmte. Jetzt wurde die Betriebsfeuerwehr und was sonst noch alles gerufen — aber der Kumpel wurde davon nicht mehr lebendig. Der war zerrissen: oben lagen im Gestänge Fetzen von seinen Armen, die Gedärme hingen perlmuttschimmernd an der Säule herab. Hier hing ein Bein und unten im Staub lag das blutige Etwas von seinem Kopf. Ich hatte vielleicht einen Bammel: ich dachte, jetzt hängen sie mir einen Prozeß an den Arsch, der dich ruinier. Doch ich hatte ein großes Glück: oben auf der Schiene fanden die Unfallprüfer Fett, Fett unter Staub —

darauf war der Mann ausgerutscht. Ich weiß nicht, wen man dafür zur Rechenschaft zog — jedenfalls kam ich mit einem Schrecken davon.

Nach solch einem Unglück werden überall Sicherheitsvorkehrungen getroffen. Hier und da pinseln sie einige Kreuzchen hin, die Gefahrenquellen markieren. Und den Kollegen hält man sogar lange Vorträge über Unfallverhütung, als wären allein sie es, die Unfälle verursachen. Aber schon nach acht Tagen, an den Toten denkt überhaupt keiner mehr, beginnt die Schlampelei von vorn. Dahinter steht natürlich die Antreiberei. Niemand wundert sich, wenn der Meister wieder brüllt: „Mensch, bist du noch immer nicht auf der Schiene!? Mach ja rasch den Kontroller klar!“ War der Elektriker woanders mit Notarbeit beschäftigt, haben sie zwei andere gezwungen, raufzuklettern. An manchen Tagen waren bei mir zwei Kontrollen kaputt. Dann durfte ich eigentlich nicht mehr fahren, — aber ich bin immer genötigt worden, den Kran zu fahren. Die Produktion mußte eben laufen, was auch geschah. Stell dir mal vor, hier wäre was passiert?

Bei einem meiner Kollegen waren mal die Widerstände zu schwach gewesen. Das ereignete sich in Halle 1. Der hatte an seinem Kran eine 15-Tonnen-Kokille hängen. Der Mann unten an der Walze bemerkte nicht, daß der Strom weg war und dachte, der fährt mit der herankommenden Katze bestimmt wieder zurück. Doch die heransausende Katze kommt im Leerlauf noch ein ganzes Stück heran, und die schwingende Kokille knallt den Mann gegen die Walze — der war Matsche! Zuerst wurde die Schuld dem Kranführer gegeben, aber der raste sofort zum Telefon und alarmierte den Unfall. Weißt du, das ist sehr wichtig bei X, sonst kann es dir nämlich geschehen, daß dir die Vorgesetzten daraus einen Strick drehen. Wenn die noch Zeit haben, lassen sie den Toten liegen und reparieren rasch die Unfallquelle weg. Das hab' ich wiederholt erlebt! Kommen die Prüfer zu spät, liegt es garantiert nicht am technischen, sondern am menschlichen Versagen. Meldet also der Kranführer sofort das Unglück, gehen die Prüfer erst zu ihm und lassen sich den Vorgang schildern. Ich hab' noch nie erfahren, daß ein Kranführer etwas abgeleugnet hätte — das tun sie schon nicht aus Angst. Hier konnte der Kollege darauf hinweisen, daß er den Obermeister bereits seit einem halben Jahr auf die sich häufenden Stromausfälle aufmerksam gemacht hatte. Aber — das war bei uns so üblich, er wurde ständig vertröstet. Der hat sogar um die Reparatur gebettelt! Noch eine Woche vorher gab ihm der Obermeister patzig zurück: „Ja, ja — ist in Ordnung. Wird gemacht.“ Als er nicht locker ließ, schrie der Meister: „Was willst du eigentlich?! Das ist ein neuer Kran! Laß mich endlich in Ruhe!“

Nach dem Unfall stand der Kran vier Wochen lang still. Jetzt ließ man sich genügend Zeit für die Reparatur. Als ich drauf kam, funktionierte er idiotensicher. Warum nicht gleich so?

Vor zwei Jahren erlebte ich mal 'ne tolle Sache: Ich saß auf dem 15-Tonner über Ofen 1. Plötzlich hörte ich ein Krachen, und ich zuck zusammen. Ich dachte

nur eins: jetzt geht die Welt unter. Auf einmal stand ich mitten in der glühenden Asche. Von unten herauf schlügen Flammen, orkanartig umtost von braunen Wolken. Es stank überall nach Schwefel, und es war, als hätte sich die Hölle geöffnet. Dann schlug ich gegen das Führerhaus, denn ich kam nicht raus. Ein defekter Kran dicht an meiner Seite versperrte mir den Ausgang. Mit einer kleinen Brechstange brach ich schließlich die Tür auf und lief nach unten. Mir wurde übel von dem Schwefel ... Was war geschehen? An einem Kran hatte man eine Pfanne flüssiges Roheisen gehängt. Von weitem schrie der Meister: „Nun los — dalli, dalli!“ Aber der Oberschmelzer, dem es nicht so schnell gelang, die Kubane an die Ohren zu hängen, rief nach einem Helfer. Der Meister brüllte: „Bist du auch noch zu doof, die Pfanne anzuhängen?“ Obwohl die Kubane noch nicht richtig drin hingen, war dem Mann nun alles egal: er gab dem Kranführer das Zeichen, hochzuziehen und in Richtung Ofenbühne abzufahren. Der Kranführer ist hier hilflos, weil er kaum sehen kann. Er muß sich auf den Kollegen, der unten anhängt und Zeichen gibt, verlassen können. So zog er hoch und fuhr mit dem Kran ein wenig über die Ofenbühne — er mußte über den Chargierkran hinweg. Aber zum Glück dreht der in eine andere Richtung ab — hinter ihm her trotten sechs Maurer, die zuvor unter der Bühne gearbeitet hatten. In diesem Augenblick flog die Pfanne oben raus, — zirka dreißig bis vierzig Tonnen glühendes Roheisen. Das Ding donnerte durch die Stahldecke, durchbohrte Beton und Eisenträger. Wenn jetzt die Maurer nur wenige Sekunden später ihren Arbeitsplatz verlassen hätten, wären sie weggewischt worden wie Wassertropfen auf einer glühenden Herdplatte. In einem Umkreis von fünfzig Metern tobte eine einzige Höllenglut.

Nun wollten sie dem Kranführer die Schuld geben, aber andere hatten den Meister beobachtet. Diese faßten sich mal ein Herz und sagten aus: der Meister hätte den Oberschmelzer nicht so beschimpfen sollen, dann wäre das verhütet worden. Jetzt bemängelte man plötzlich auch noch die Kubane, denn sie waren seit langem beschädigt. Dennoch wollte der Meister das Malheur allein auf den Oberschmelzer abwälzen, der aber verteidigte sich zornig. Da niemand zu Tode gekommen war, schob man schließlich alles auf das Material. Nun wurde vieles verbessert — es kamen auch neue Kubane an den Kran. Aber einen wichtigen Schaden hatte man offenbar absichtlich übersehen: die Stufenleiter der Vorgesetzten! Die blieb veraltet, weil nach wie vor der eine Vorgesetzte den anderen tyrannisierte. So ist es klar, daß der letzte in der Reihe, nämlich der Meister, am meisten die Nerven verliert ...

Nach solchen Vorfällen habe ich immer versucht, meine Kollegen für bessere Zustände zu gewinnen — vergebens. Sie waren mutlos und resigniert, sie sagten: „Langer, was willst du denn dagegen unternehmen? Meinst du, das wird besser? Denkst du, der Betriebsrat haut auf den Putz? Der hat doch noch mehr Schiß als wir!“ Vernünftige Gespräche zu führen, war sowieso unmöglich. In den ersten Tagen, wenn sie neu anfingen, kam man noch gut mit ihnen klar, aber

später war es vorbei. Ich hab' bärenstarke Kerle kennengelernt, die waren nach drei Monaten so klein gehackt worden, daß sie kein klares Wörtchen mehr von sich gaben. Die hatten nicht einmal mehr Spucke zum Anrotzen. Die wurden gejagt wie beim Spießrutenlaufen. Ein unheimliches Gefühl sagte mir immer, daß sie es wohl noch als normal angesehen hätten, wären sie mit Peitschen angetrieben worden. Während der Produktion verkriechen sie sich hastig in irgend eine schmutzige Ecke, verschlingen ihre Butterbrote, trinken einen Schluck und lassen sich weiter schikanieren. Wer das jahrelang mitmacht, ist geistig eben nicht mehr da. Die bestehen nur noch aus Angst und kaputten Nerven. Im Sommer passiert es häufig, dann bekommt der eine oder andere einen Kreislaufkollaps. Ein Unfallwagen transportiert sie mit Blaulicht ins Hospital. Sechs Wochen feiern sie krank, dann kommen sie zurück — bis zum nächsten Zusammenbruch.

Oft passiert das auch den Fremdarbeitern: Also, das sind gemütliche Naturburschen, die sich erst an die wahnwitzige Schufterei in der Hitze gewöhnen müssen. Die kippen anfangs viel um — patsch, liegen sie da im Dreck. Das weiß die Werksleitung sehr genau, denn nicht umsonst hat sie dafür eine erstklassige Feuerwehr. In solchen Fällen wird an Ort und Stelle geholfen. Aber was nützt das, wenn man den Ohnmächtigen bloß wieder fit hämmert für die nächste Treibjagd. Das ist unglaublich, aber wahr: bei X läuft das mit den ausfallenden Menschen nach dem Schema der Maschinenreparaturen: Die Schlosser kommen mit ihren Wagen und machen sich an den Maschinen zu schaffen. Die Sanitäter fahren ebenfalls mit Wagen vor und behandeln den defekten Maloche. Mal gucken, ob wir das Ding wieder am Laufen kriegen. Klappt es nicht, muß ein Ersatzteil her — das ausrangierte Teil fliegt auf den Schrott oder ins Krankenhaus.

Ich meine, ohne daß die Arbeiter das Sagen haben, ist da wenig zu wollen. Dabei geht es nicht darum, das Moos gerechter zu verteilen, es geht vor allem darum, den unmenschlichen Produktionsablauf zu verändern und die Antreiberei abzuschaffen. Wenn das geschieht, wird auch mehr auf die Sicherheit geachtet. Wie im Augenblick die Dinge liegen, nehmen die sich für Sicherheit wenig Zeit. Was nützt es denn, wenn sie nach einem Unfall hier und da Warnkreuzchen anmalen, Warnschilder aufhängen und Vorträge halten, als wären die Arbeiter an den Unfällen schuld? Der nächste Termindruck sorgt nämlich dafür, daß die ganze Schlampelei von vorn beginnt. Außerdem brauchen wir mehr Pausen. Aber sag das mal einem in der Betriebsleitung — die lachen. Kein Hund wird so schikaniert, wenn ihm die Zunge heraushängt. Der wird getätschelt, den lassen sie Platz nehmen, sich ausruhen. Aber einen Arbeiter scheuchen sie gnadenlos. Das muß aufhören.

H. K., 36 Jahre, ehemaliger Kranführer der X & Co.

Endlich kam die Wandlung, so daß ich mich hinknien konnte und der Gemeinde unsichtbar einige kräftige Schlucke aus der Rumflasche holen konnte. Damit beginnt mein Aufstieg. Da ist nämlich einer Frau schlecht geworden in der Kirche, daß sie ohnmächtig geworden ist und deswegen so schwer gewesen ist. Das habe ich nämlich nie geglaubt, daß Ohnmächtige so schwer sind. Deswegen bin ich auch vom Rum gestärkt zu ihrem Kirchenstuhl gerannt und habe mitgeholfen, sie hervorzuziehen und hinauszutragen. Ich bin vorne gegangen beim Tragen und deswegen rückwärts gegangen. Ich hätte natürlich auch vorwärts gehen können und die Hände nach hinten gestreckt, die Frau mittragen helfen, aber das hätte ausgeschaut, als trüge man keinen Menschen, und die Leute, die wie der Pfarrer auf der Kanzel von dem Vorfall nichts mitbekommen haben, hätten gedacht, wir tragen etwas, was nicht in den Gottesdienst gehört. Einen Traggurt müßtest dabeihaben, habe ich mir gedacht, während ich mich abgeschleppt habe, weil die Ohnmächtige so schwer gewesen ist wie ein Toter. Die Toten sollen von allen Menschen die schwersten sein. Deswegen meine Abscheu vor einem Wahrsager, denn falls der sagt, daß ich bald sterbe, fühle ich mich so beschwert, daß ich beim Arbeiten vornüberfalle und mir dann selber im Wege liege, und weil ich dann die ganze Zeit damit beschäftigt wäre, um mich herumzugehen, nicht zum Arbeiten käme. Der Pfarrer redete über El Alamain. Wir steigen auf Sanddünen mit dieser Frau aus Blei. Einer will einen Skorpion in ihren Kleidern verschwinden sehen haben. Wir sehen gleich nach und finden ihn in der Schenkelbeuge. In meinen Adern ist Gift, röchelt sie. Hat es noch einen Sinn, sie hinauszutragen? Diese Frage ist in den Gesichtern von uns gestanden, die wir sie getragen haben. Ihren Didschi, das ist der Hut einer alten Frau, der auf das Kirchenpflaster gefallen ist, haben wir liegenlassen. Ich ging zurück und mit einem ungnädigen Gesicht nahm mich der Fahnenträger wieder an seiner Seite auf. Doch ich hatte mir draußen mit dem Rest der Flasche Mut gemacht und hätte es an Ort und Stelle unternommen, dem Fahnenträger einen Zahn zu ziehen. Brauchst nicht meinen, daß ich kein Zahnarzt bin! Zu mir gehts auf einer Holzleiter hoch. Wenn du kommst, setze ich einen Tropfen Wasser auf, damit ich mir dann die Hände waschen kann. Ich kann dir beim Einstieg in meine Praxis behilflich sein, auch beim Mantelausziehen. Du mußt an den Stuhl gebunden sein und dann wird mit dem Fernrohr in den Mund geschaut. Merk auf den Toten auf, flüsterte er unter seiner Fahne herüber. Ich habe mir gedacht, daß er sich vielleicht vor den Leuten fürchtet.

Hast eine Unordnung daheim, fragte ich. Hast die Kleiderbürsten bei den Haarbürsten liegen? Der Fußboden in der Diele ist wahrscheinlich zu dreckig. Hast eine große Büchse mit Tomatenketchup im Küchenregal und in der wimmelt es von Würmern drinnen wie in dem Trockenabort draußen vom Ziegler, in dem ich gerade gewesen bin. Recht hast du: Die Kleider hängt man nicht einfach über die Kleiderschranktür, daß sie einfach so schlampig herunterhängen. Ich sage ja auch nichts, wenn es im Bad einmal naß ist. Aber das sage ich dir, im Klo muß es nicht naß sein, denn dann ist das Seich! Fangst du auch schon in der Frühe mit dem Aufräumen an? Du darfst nicht ausfallend schimpfen, weil sie dich sonst auslachen. Schimpfst du leise, hören sie nicht hin, ist doch so, aber wer schimpft leise? Es liegt ja immer was rum, auch wenn niemand im Haus ist. Eines Tages kommt die Unordnung von selbst. Auch die Zahnschmerzen sind von selbst gekommen. Bitte Mund auf. Was schauen Sie denn so, sag ich zu ihm, ich bin kein Augenarzt. Ich habe ihn mit meinem Ding geblendet, daß er gar nichts gesehen hat. Ich meine einen Stirnspiegel. Diesen blöden. Mit einer goldenen Zange werd ich dir noch den Zahn ziehen, weil du es bist. Du hast geblutet wie ein Schwein und ich habe dir befohlen, daß du das Blut schlucken mußt, weil ich mir wegen dir keinen Abfluß anlege. Ich wollte ihm das Geständnis abringen, daß er sich an meine Praxis erinnern kann, damit er es nach der Kirche den anderen sagt. Aber er hat nur gesagt, ich soll jetzt auf den Pfarrer aufpassen, weil wir jetzt hinausgingen. Ich war schon zwischen den Leuten und jeden Augenblick konnte mich jemand anlangen und sagen: Nun Herby, was hast du denn die ganze Zeit gemacht. Ich brauchte für irgendwas einen Zeugen, für einen anerkannten Beruf. Es blieb keine Zeit und ich traktierte mit dem nächstbesten, was mir einfiel: Klaviervirtuose. Schau, sagte ich leise von der Seite, aber eindringlich, du kennst doch den Liszt und weißt, daß ich keinen Whisky trinke. Du warst einmal bei uns zum Essen eingeladen, da hat meine Frau schneller gegessen als ich, ja? Ich übe sechs Stunden am Tag und du hast mich gefragt, ob ich da nicht blöde werde, ja? Mensch erinnere dich doch an die dürre Ulme im Garten, 200 Mark hätte das Umsägen gekostet, das konnten wir uns nicht leisten, wir haben darüber gesprochen. Nein, die Ulme lassen wir lieber weg, sonst stehe ich wieder wie jemand da, der kein Geld hat. Also Liszt, mit ihm geht es weiter. Über die Sekretärin vom letzten Schüler von Liszt haben wir doch gesprochen. Ich sage Berlin und dir fällt nichts ein? Schön verdummt bist bei deiner Hausarbeit, Fahnenträger! Was hast du denn für einen Beruf, daß du den ganzen Tag im Haus bleibst? Aber nur nicht aggressiv werden, damit wird er nicht gewonnen. Wir hatten zufällig eine Flasche Whisky im Haus. Wir trinken keinen Alkohol. Wir haben dir zugeschen, wie du den Whisky getrunken hast. Wir wollen mit Whisky nichts zu tun haben, auch wenn wir ihn geschenkt bekommen. Wenn du dich schon an nichts erinnern kannst, dann sage ich es dir jetzt: die Sekretärin ist ihr Leben

lang bei keinem Arzt gewesen. Mit 80 Jahren wird sie operiert und hat in ihrem Bauch ihren Zwillingsbruder, der sich dort vor 80 Jahren, als sie noch im gemeinsamen Mutterbauch waren, eingenistet hat. Dämmert dir nichts? Gelebt hat er noch, der Wicht. Dann sage, daß ich 20 Zentimeter groß gewesen bin und mit einem verquollenen Gesicht unterm Klavier gestanden bin mit meterlangen Fingernägeln und zentnerschwerem Haar, aus auf Applaus und gleich wieder geübt habe. Leute habe ich bei meiner Chefin schon kennengelernt. Da war keiner drunter bloß mit einer Fahne und sonst nichts weiter. Eine Seidenstickerei hast oben auf der Fahne, so ein glänzendes Maimorgengesicht mit einem Kind auf dem Arm, so ein nacktes Kind ohne Bekleidung mit einem Mutterarm als Lendenschurz. Und so etwas unterstützte ich, du machst mir das Herz schwer. Ich stehe mit meiner ganzen Persönlichkeit für deine Fahne ein, und du sorgst nicht für ein bißchen Ansehen vor meinen alten Dorfkameraden.

Rette o Herr seine Seele, sagt der Fahnenträger. Ist das alles?

Ich stehe da wie auf einer Beerdigung.

Dann sage mir wenigstens, wen wir zu Grabe bringen, frage ich.

Den Helmut, sagt er. Der Brandenstein Helmut.

Ich werde leichenblaß. Ich muß leichenblaß geworden sein. Meinen Freund, der beim Streicher gewesen ist, als ich im Kraftwerk gearbeitet habe. Bei der neuen Straße nach Grafling hat er mitgearbeitet. Auf das Polytechnikum nach Regensburg ist er gegangen und Tiefbauingenieur geworden. Jetzt folgt Schlag auf Schlag. Ich kann am offenen Grab bloß noch bereuen, daß ich oft gerne einen Auftrieb gehabt hätte für den Maschinenbau, da sehe ich schon die Blechbläser sich gruppieren. Jetzt wird intoniert. Ich lebe meine Leben in einer Richtung geradeaus. Bei Blechmusik könnte ich immer mein Leben umkrempeln. Ich muß so weinen bei dem Lied und aufpassen, daß ich nicht ins Grab rutsche. Bevor ich in den eigenen Fluten ertrinke, werden die Tränen in dieser kalten Welt des Neins zu Schneeflocken und ein Schneegestöber geht von meinen Augenweg und hüllt die Trauergemeinde in einen weißen Mantel ein, die nicht diesem Wetter entsprechend gekleidet ist.

Der Fahnenträger hat dabei über mir die Fahne geschwungen.

In der Sakristei sagte er als strenger Katholik: Schärpenträger, wenn es jetzt nicht üblich wäre, daß man in der Kirche redet, dann hätten wir uns gar nicht so gut unterhalten können.

In der oberen Wirtschaft ging ich ins Nebenzimmer. Hier saß die alte Schneider Nani vor einem kleinen Bier und wartet das 28. Jahr auf die Heimkehr ihres Sohnes aus der Kriegsgefangenschaft. Da ist eine Mutter, die wartet und wartet und ihr Sohn kommt nicht und kommt nicht. Ich höre den Bach rauschen. Die Aussicht durchs Fenster muß zum Huber seiner Wiese hinüber sein. Sie dämmerte und dämmerte...

Den Dahlien fällt nichts ein
Den Zinien fällt nichts ein
Den Gladiolen fällt nichts ein

Ihr Sohn ist schon gestorben. Sterben hat er müssen, hat es geheißen. Sollte ich ein Leben lang nur der Aufenthaltsort für diese schlechten Augen sein?

Die Zäune sind nicht wankelmüsig
Die Rasenmäher sind nicht wankelmüsig
Die Nächte sind nicht wankelmüsig

Ich nahm mein Glasauge in die Hand und sagte: Ich habe mein Auge im Krieg verloren. Die ist schon 85 Jahre und merkt es nicht, daß du zu jung bist für ihren Sohn, sagte ich mir.

Die Bäume schwitzen nicht
Die Atmosphäre schwitzt nicht
Die Sterne schwitzen nicht

Sie schlafst in der Gsod(Häcksel)kammer, damit das Bett für ihn frei ist. Die Katze darf nicht ins Haus, damit sie sich nicht ins Bett legen kann. Alle vier Wochen wird es frisch überzogen.

Die Wolken gehen nicht unter
Die Steine gehen nicht unter
Der Verkehr geht nicht unter

Ein braver Bub. Die Braven erwischen es immer. Auf dem Feld hat er das Hemd über die Hose getragen wie ein Franzos. Wie er auf sein Gewand geschaut hat. Sein Anzug ist noch heute wie neu.

Die Atomfysiker sterben nicht
Die Religionslehrer sterben nicht
Die Kindermacher sterben nicht

Aber Wollsocken hat er nicht mögen. Geh, hab ich gesagt, zieh sie halt an. Habe ich schon gewußt, daß ein kalter Winter kommt. In Rußland ist er um jeden Socken froh gewesen. Habe ich gleich zum Stricken angefangen.

Die Holzbeine stehen nicht auf
Die Transformatoren stehen nicht auf
Die Klimaanlagen stehen nicht auf

Wollten sie ihn zusammenschießen. Habe ich gesagt: Laufst immer hin und her, dann trifft dich keiner. Und wenn ich schieß, dann schau ich nicht hin, wohin ich schieß. Hat er mich auch noch verspottet. Wenn er nicht hinschaut, wohin er schießt, nicht, dann trifft er auch nicht, da hat er schon recht gehabt. Deswegen haben sie ihn ja auch nicht getroffen, weil er so gut geschossen hat, daß der andere, der meinen Bub erschießen wollt, hin und her laufen hat müssen, damit er selber nicht getroffen wird. Weil ihn mein Bub so hin und her laufen hat lassen, hat der andere im Laufen schießen müssen und deswegen hat er meinen Sohn nicht treffen können. Unter 100 000 täte ich ihn herauskennen mit seiner Stimm, das darfst du mir glauben, Herby. Tu dein Glas-

auge wieder hinein, sonst verlierst du es. Deine Narben verlaufen jetzt in den Falten, sagte sie, daß man fast gar nichts mehr sieht. Wie gut sie noch sah.

Da kommt einer rein, den ich nicht kenne, ist es der Reith? und fragt, ob ich mich an ihren Tisch setzen will. In der Gaststube sind ein Haufen Leute. Es ist der Reith, am Tisch sitzen alte Klassenkameraden. Sie machen der Reihe nach die Münder auf und ich muß hineinschauen. Ich sage, wo eine Plombe fehlt und wo es eine Jacksonbrücke tut. Zum Klavierspielen werde ich wegen des traurigen Anlasses nicht aufgefordert. Auf einen Glaubensbruder ist halt ein Verlaß. Leider ist der Fahnenträger nicht mehr da. Ich sagte ihnen, daß ich jetzt nicht mehr den Beruf eines Zahnarztes ausübe, und warum ich in mein altes Dorf gekommen sei. Sie wollten es sich überlegen. Denn ich mußte erst mit meiner ehemaligen Lehrerin sprechen, wieso, konnte ich ihnen natürlich nicht sagen.

Als ich meine Lehrerin begrüßte, zitterte sie an Händen und Füßen. Meine jüngere Tochter habe sie im Unterricht, ein aufgewecktes Kind. Ich weihte sie sofort in mein Geheimnis ein, und sie ging gleich zur Post, meinen Auftrag, ein Telegramm an meine Chefin, zu erledigen. In der Zwischenzeit entdeckte ich den Hopp Manfred. Weißt du noch, wie wir in dem Western *Der Mann von Laramie* waren? Von Anthony Mann, 1956 haben wir ihn zusammen gesehen, vor dem Sommer, den ich in Gauting verbrachte. Er erinnerte sich auch an James Stewart, Lockhart hat er in dieser Rolle geheißen. Ja genau. Wie er gehalten wird und wie man ihm die Hand durchschießt, das ist schon toll. Ich habe ihn später sogar im Original gesehen. Da kommt Karl dazu, mit dem ich aufgewachsen bin, mein Neffe.

Ich sage, daß ich in Amerika gearbeitet habe, bei Chrysler, weißt schon Chrysler. Als Werkzeugmacher bin ich dann zu den Fordwerken gekommen. Die Pressen in der Karosserieabteilung, das waren Dinger! Ich habe die Preßstempel eingerichtet. War in der Produktion in der Pressehalle ein falscher Ton, den habe ich sofort herausgehört und habe die entsprechende Maschine abgestellt. Ich bin da verantwortlich gewesen, nicht wahr, in der Halle. Ich habe die Verantwortung gehabt, daß für die Produktion keine Sekunde verlorengegangen ist, wenn wir die Werkzeuge für ein neues Modell eingefahren haben. Wem ist es denn an den Kragen gegangen, wenn eine Schraube locker war? Mir! Da haben wir eine alte Kotflügelpresse gehabt, das war ein Kaliber, Annemarie habe ich sie geheißen. Ich mußte immer wieder bei ihr vorbeischauen und ihr ein gutes Wort zukommen lassen. Wenn ich das versäumt habe, dann ist irgendwas gewesen, entweder hat sie mit einem Lager Zicken gemacht oder die Ölleitung hat sie verstopft. Wie wir also die erste Blechtafel einlegen, da schaltet die Kupplung von selber und der Oberstempel hat das Blech zerrissen, sauber! Ich habe gleich den Montör, der die Kupplung zusammengebaut hat, zusammengeschissen, einen Sicherungsbolzen hat er bei der Montage vergessen. Also Leerlaufprobe, ich drücke die Kupplung, da fällt

ein Stahlbolzen runter, das war der Sicherungsbolzen, den wir mit einem neuen ersetzt haben. Der war nicht größer wie ein Finger. Wenn der drinnen bleibt, sind die Werkzeuge hin, kruzifix und wir sind eh schon im Verzug gewesen. Zum Stoppen ist keine Zeit mehr. Ich habe mir gar nichts gedacht und habe mit der bloßen Hand blitzschnell den Bolzen herausgeholt. Aber auf einen Lehrbub habe ich nicht aufpassen können, und der Depp, muß ich sagen, freilich er hat es gut gemeint, langt auch hinein, damit er den Bolzen raustut. Keinen Ton hat er von sich gegeben. Wie der Stempel wieder aufmacht, hat er von den Flächen was abgezogen, das war auf ein Millimeter gepreßt und hat ausgeschaut wie so ein Blatt von einer Palme. Glaubst, mir wäre es lieber gewesen, er hätte geschrien. Nicht wahr, ich habe dem Bolzen einen Stoß gegeben, daß er aus der Maschine geflogen ist. Aber er ist mit seiner Hand drinnengeblieben, weil sein Ring von dem Stempel gepackt worden ist. Weil sie immer so mords Ringe haben müssen, die Jungen, weil sie meinen, sie sind was Besonderes. Jetzt hat er ihn gehabt seinen Ring. Aber den Werkzeugen ist nichts passiert, weil der Ring zu weich gewesen ist. So ein Werkzeug kostet ja ein Vermögen. Aber glaub mir, mir ist das so zu Herzen gegangen, dem seine Hand, daß ich eine Woche auf dem Ontariosee Urlaub gemacht hab. Stundenlang bin ich mit meinem Schnellboot hinausgefahren, damit ich die Hand vergaß. Auf die Nacht, wie die Sonne untergegangen ist, ist mir die ganze Hand vom Himmel runtergehängt. Glaubst, ich habe die ersten paar Tage gemeint, ich sterbe. Obwohl mir selber schon so was passiert ist. Geh, sagt der Karl, du mit deinen Augen wirst den Bolzen gesehen haben. Aber ich hab ihm ja extra so auf diesen Einwand hin erzählt, weil ich schon vorher gemerkt habe, daß mir für meine schlechten Augen was eingefallen muß. Und ich habe gesagt, daß ich eine Augenverpflanzung gehabt habe, die sündteuer war, aber ich habe ja wahnsinnig gut verdient. Dr. Mauter aus dem Bekanntenkreis meiner Chefin hatte mir beim Servieren erzählt, wenn ich mal Glück hätte, könnte ich mir von der Augenbank in Würzburg zwei Stück einpflanzen lassen. Ich sah Karl an und er sah mich wohl auch an, da habe ich gesagt, daß fremde Augen natürlich nicht die eigenen ersetzen können und in letzter Zeit lassen sie schwer nach, aber in letzter Zeit seien sie für mich nicht mehr so wichtig, weil ich mich gemacht habe und da bin, Arbeitskräfte für meine Fabrik anzuwerben. Das war in Detroit, da habe ich die Stempel eingerichtet. Ein Hundertstel Millimeter und schon hast du in dem spiegelglatten Dach eine Runzel. So eine große Halle mußt du einmal sehen, in der der Oldunst wie in der Kirche der Weihrauch steht, bloß kommen hier makellose Dinge heraus. Lug und Trug. Karl, der unter den Tisch geflogen ist, sagte herauf: Ja dann kannst du ja Amerikanisch. Ja freilich, sagte ich. Aber vom Schulenglisch hatte ich keine Ahnung mehr. Sauber, wenn er mich was fragt, der Karl. Da war ich erstaunt, daß mich jetzt auch nicht der Mann in mir verlassen hat, der mir ständig was zuflüstert. How do

you touch another man's soul, hielt er parat. Aber Karl ließ ab. Das war schon die Stimme eines Millionärs in mir.

Da kam die Lehrerin zurück und bestätigte, daß sie das schockierende Telegramm für meine Chefin aufgegeben hatte. Das sich im übrigen als überflüssig erwies, weil die Chefin nach meinem Weggang einen Schlaganfall erlitten hat und bis auf die rechte Hand völlig gelähmt war. Das war auch ein Wink des Himmels, denn diese Hand war wichtig für eine Unterschrift. Ich war meines Erfolges so sicher — und die Zukunft gab mir recht —, daß ich Lothar, der jetzt nur Postbote war, bedrängte, sich in meiner Fabrik einzustellen zu lassen. Lothar schwindelte ich jetzt keineswegs an. Hatte sich doch der Einfall schon blitzschnell auf der Scheide zwischen Denken und Sprechen in einen Plan umgesetzt. Das war nur noch eine Geldfrage, damit schließt sich der Ring, denn die Geldfrage, das war meine Idee, zu der ich meine Chefin brauchte. Als ich mit einem rohen Ei in jeder Tasche an ihrem Lager erschien, die Eier hatte ich gewählt, um einen gereiften Eindruck zu erwecken, war sie, im Angesicht des Todes bereit, mir eine Wiese von 5000 Quadratmetern und in dieser Gegend von unvorstellbarem Wert zu verschreiben. Es kam sofort ein Notar, sie unterschrieb, sank zurück und starb. Ich drückte ihr die Augen zu und trug 10 rohe Eier in Gauting spazieren. Am Bahnhof ließ ich 10 Taxis zusammenkommen, legte in jedes ein Ei und ließ sie vor mir im Schritt durch das ewiggrüne Würmtal nach Starnberg fahren. Da war schon für einige Sekunden Debbie da. Es waren kleine weiße Wolken am Himmel, die nicht daran dachten, jemals unfreundlich zu sein. Und in Starnberg habe ich die Gasmaske abgenommen und fügte mich in die Unzahl von Menschen ein. Um allein zu sein, schleckte ich ein Eis.

Aber Lothar hatte immer noch seinen Mund offen. Ja, sagte ich, ich habe als Polizist angefangen in Detroit, ich machte mit der Hand Bewegungen, als spielte ich kunstgerecht mit dem Gummiknöppel. Ich ging durch mein Revier, kam an einer Fabrik vorbei und ärgerte mich, daß es immer noch Leute gibt, die ihr Geld leicht und schnell verdienen, aber ich hatte bloß noch keine Ahnung, was Arbeit, schwere Arbeit ist. Wenn sich ein paar Leute zusammensetzen, die in die Arbeit vernarrt sind, dann geht alles wie von selber. Ich machte eine Bewegung, als würde ich den Knüppel auf die offene Hand schlagen, daß es klatscht. Mein Verdienst als Polizist reichte gerade zum Leben. Auch mit meinem Herzen war etwas nicht in Ordnung. Komm her, Wachtmeister, hier muß die Staatsmacht eingreifen! Auf diese Art quatscht mich jemand an. Das war in der French Road im Arbeiterviertel. Ich faßte also mit an und mit dem Typen und einem Neger luden wir schwere Brocken ab. Wir schleppten sie in einen Schuppen. Ich ließ mir sagen, das seien Teile einer Maschine. Am nächsten Tag war eine Drehbank daraus geworden. Ich weiß nicht, wo der Kerl die Arbeit herholte, aber er hatte immer Arbeit und lud mich ein mitzumachen, als Kompagnon, verstehst. Wir hatten gerade eine nagelneue

Maschine gekauft, da kam diese verdammte Regression, wie sollten wir zwei sie überstehen? Ich nahm einen Job bei der Eisenbahn und geriet mit dem Kopf zwischen die Puffer, Gott sei Dank ist mein Schädel oben abgerundet, du sollst also nicht denken, daß ich skalpiert worden bin. Ich mußte das erfinden, weil es mir in der Gaststube zu heiß geworden ist, so daß ich den Hut, den ich selbst in der Kirche aufbehalten und auf der Autobahn nicht verloren hatte, herunternahm und auf den Tisch legte. Aber der andere, sagte ich, der darüber krank geworden war, daß er unsere Leute aussstellen mußte, legte selbst im Bett einen Skizzenblock auf seine Knie und zeichnete. Er tüftelte da an einer neuen Vorrichtung für die Autofabriken. Man sollte damit viel Arbeit sparen und er hoffte, sie selbst in dieser schlechten Zeit verkaufen zu können. Wenn ein Arbeiter ein zerbrochenes Werkzeug nicht ablieferete, bekam er von dieser Maschine einen automatischen Kreidestrich. Lothar glaubte alles. Ich habe jeden Abend den Transformator am Ende der Halle in der Hochspannungsanlage abgeschaltet. Also ich bin vernarrt in die Schalttafel und die Hebel. Die Signallichter, wenn sie dich anschauen wie Embryoäugen, da meinst du, du hast ein unbekanntes Leben in dir. An Maschinen kann man schon eine Freude haben. So ein Gebäude umschließt 100 einsame Sklaven, die im Dunkel ein verlorenes Dasein träumen. Und jetzt warteten wir auf Aufträge. In dieser Zeit fand ich es unanständig, daß ich meine Mutter immer wieder warten ließ, und sagte mir, ich bin doch nicht in dieses Amerika gekommen, um hier ausgelöscht zu werden. Ich wußte wirklich nicht, wie es weitergehen sollte. Um es dir in aller Kürze zu sagen, mein Kompagnon starb. Ich hatte seine Erfahrung und als es mit der Wirtschaft wieder aufwärts ging, war ich ein reicher Mann, und als solcher habe ich endlich meine Mutter besucht. Auch will ich verhandeln, in Gauting ein Schwesternwerk zu errichten. Das klingt übertrieben. Und wie ist es 20 Jahre später in der Wirklichkeit gewesen? Nämlich so, daß ich diese Erfahrung machte und natürlich eine brauchbare!

Ich prostete mit Lothar und erhob mich. Nun hielt ich es einfach nicht mehr aus, war denn in diesem Raum niemand, der mir entsprach? Kein Ebenbürtiger, mit dem ich ein Gespräch führen konnte? Da hatte ich wieder eine Idee, eine zweitrangige, zugestandenermaßen, und ich habe sie auch nicht verwirklicht bis vor 10 Tagen, da ich alte Notizen auskramte und mit diesem Buch anfing. Aber nichtsdestoweniger erfüllte mich damals in der Gaststube auch über diese Idee ein Überschwang, den ich zwar jedem mitteilen wollte, aber mir doch jemand mit Verstand suchen mußte, der auch mitkam. Wer war denn klug genug? Doch nur ein Präsident. Zum Präsidenten mit dieser Idee, nichts als zum Präsidenten. Ach bitte schön, wissen Sie, wo der Präsident sitzt, fragte ich einen, den ich zu spät erkannte. Was bin ich, sagte er. Da setz dich her, sagte er zu mir. Nimm dir ein Maul voll von meinem Bier, Aff blöder. Aber ich wollte neben dem Präsidenten sitzen und lehnte dankend ab. Unter

seinem Schutze einen Roman schreiben, dachte ich mir. Und sein Sekretär täte meinen Roman auf der Schreibmaschine tippen, auf einer der vielen Schreibmaschinen des Präsidenten. Stell dir vor, Herby — mit selbstverständlich — nach jedem Absatz wechselst du ein paar Worte mit dem Präsidenten. Wenn ich den Präsidenten um eine Zigarette bitte, bietet er mir mit zitternder Hand eine aus seiner Schachtel an. Und zuhause nimmt die Präsidentengattin genau die Zigarette, die neben der von mir gewählten gelegen ist. Das Leben kann haarscharf sein. Vielleicht geht die Frau Lehrerin mit mir in die Komische Oper und der Präsident mit Gattin sitzt nebenan in der Staatsoper. Ich war über diese Nebenrolle schon wieder unzufrieden und ärgerte mich, daß ich ein wenig zu viel getrunken hatte und ärgerte mich, daß ich meine Vorstellungen nicht auf die volle Höhe meiner Bedeutung brachte. Wo geht es jetzt zum Präsidenten, fuhr ich jemand verärgert an. Dieser Kerl packte mich sehr unehrhaftig am Kragen und zeigte mir den Mann. Wo? Ohne den Griff zu lockern, trug er mich hin. Ich kam bis auf 5 Zentimeter heran und sah diesem Präsidenten ins Gesicht. Ach du lieber Gott! Der war zu meiner Zeit der Präsident vom Kaninchenverein. Der Herr Bauernpräsident, sagte jetzt der Kerl, der mich endlich wieder auf meine Beine stellte. Ich konnte diesen Leitbullen nicht aussstehen, und doch wünschte ich einen Schauer über meinen Rücken, als er mich nach meinem Begehr fragte. Ich mußte ihm doch ein Antrittsgeschenk übermitteln. Ich hatte aber nur zwei Malkästen bei mir. Ich pflegte beidhändig zu malen. Also gut, der Sekretär sollte dem Präsidenten die Malkästen überreichen, schließlich waren sie von mir. Daß dem Sekretär gerade die Nase jucken muß, wenn ich ihm die Malkästen für den Präsidenten überreiche, und er sich kratzen muß? Ich steckte sie wieder in das Sakko, damit es nicht zu lange dauerte, wie ich sie in der Hand hielt. Ein Sekretär weiß, was sein Präsident will, also Malkästen nicht. Ich ließ das Sakko mit den Malkästen hinter mir fallen, damit ich nicht mehr im letzten Augenblick doch wieder auf die Idee kam, die Malkästen als Geschenk überreichen zu wollen. Danke, das ist liebenswürdig, daß Sie mir das Sakko aufheben, sagte ich zum Sekretär. Ich dachte, ich hörte die Müllabfuhr, sagte ich, und da gebe ich immer am liebsten alles her. Was hatte ich gesagt, die Müllabfuhr im Gastzimmer ... oh! Ich bin auch von diesem Sakko viel zu sehr vereinnahmt, sagte ich, aber darf ich es Ihnen schenken? Wissen Sie, den Anzug hat schon mein Onkel getragen, allerdings mußte er mit einigen Abnähern verkleinert werden. Vielleicht paßt er Ihnen, wenn Sie die Abnäher auftrennen lassen. Was immer ich auch sagte, ich sprach den Präsidenten schon persönlich an. Und immerhin war er auch der Arbeiterpräsident, weil alle Bauern in dieser Gegend auch in die Fabrik gehen oder sonstwohin, wo sie einige Pfennige dazuverdienen können, zu ihrer Fretten (unrentabler Betrieb, in diesem Fall also Hof). Um den Faden wiederzufinden, sagte ich: Wie ich vor dem Kriegerdenkmal oben vor der Kirche gestanden bin, hat ein

Herr meinen Anzug am elegantesten gefunden und vor der Messe sind immer alle Jugendlichen zusammengekommen. Da sagt der Präsident: Grüß Gott, mit Handschlag. Ich tue auch diesen Handschlag in die Brusttasche, auch er macht mein Herz größer. Herr Präsident, will ich gerade sagen, darf ich für Sie einen Roman schreiben, da blicke ich im letzten Augenblick wieder soweit durch, daß ich mir das mit dem Roman verkneife, und verstehst, was ich in dieser Situation zu spielen habe. Wo drückt der Schuh, will er wissen. Ich habe da zwei Malkästen, sage ich. Nein, sagt er, wir malen nicht, wir arbeiten. Wenn du arbeiten willst, dann kannst du bei uns bleiben. Steck deine Malkästen wieder ein. Im Stall kannst du mithelfen. Das Pferd versorgen, wir haben noch ein Pferd. Für den Schneepflug oder zum Grasheimfahren und so. Bleib! Kannst dich vom Pferd auf den Oberschenkel schlagen lassen, dann hast eine blaue Huftätowierung. An die Stallwand kannst du dich knallen lassen, wir kratzen dich schon runter und geben dann das böse Pferd auch weg. Für deine Beerdigung kommen wir auf. Wenn du willst, kannst du auch unser Kriegsgefangener sein, mußt halt ein wenig Russisch lernen und ein paar Brocken Deutsch kauderwelschst dazu. Freilich, Ansprüche darfst du keine stellen, und wenn dir meine Tochter gefällt, dann schneide ich dir deinen Schwanz weg. Wenn du deine Nase in unsere Angelegenheiten steckst, dann sind wir geschiedene Leute. Wenn du über den Hof gehst, dann überlege dir, wohin du willst. Rumstehen gibt es bei uns nicht. Wenn du müde bist, dann geh ins Bett oder setze dich auf einen Stuhl oder trink im Wirtshaus dein Bier. Deine Frauengeschichten wollen wir nicht serviert haben. Die Obstbäume sind auch für dich da. Aber dann nimm deinen Apfel und geh wieder. Und denke immer daran, du bist für das Pferd da. Schlafen brauchst du mit ihm nicht. Auch darfst du ihm keine Schokolade zum Fressen geben und laß dich ja nicht erwischen, daß du ihm Kleider anziehst. Striegeln sollst du es. Lockenwickler gehören nicht in den Pferdestall. Wenn ich sehe, daß du dich im Pferdestall rasierst und mit den Schwalben zwitscherst, dann hau ich dir den Spiegel zusammen und schicke dich zum Teufel. Du bist mir jetzt schon unsympathisch. Ich sehe dich nämlich schon mit dem Pferd auf einem lila Sofa im Pferdestall liegen. Hau am besten gleich wieder ab! Da hast du deine Malkästen! Geh hin, woher du gekommen bist, da gehörst du hin.

Herr, erwiderte ich, ich beiße nicht. Ich schlage auch deine Kinder nicht. Ich werde dir auch nicht über den Weg laufen. Ich will dich überhaupt nicht sehen. Und wenn wir uns treffen, dann treffen wir uns freundschaftlich, von mir aus gesehen. Und wenn ich arbeite, dann soll es mir ein Leichtes sein, nichts soll auffallen. Ich will sein wie du, auch wenn ich arbeite. Ich will auch mit dem Hirn arbeiten. Du sollst nie denken müssen, daß ich nur mit den Händen hinlange und man dir daraus einen Vorwurf machen könne. Ich werde mich so zusammenreißen, daß alles, was ich tue, nicht nach Arbeit ausschaut, sondern nach Vervollkommenung, entschuldige den blöden Ausdruck,

aber ich habe schon viel gearbeitet, da bleibt manchmal was hängen. Ich täte ja gern vor dir daliegen wie ein neugeborenes Kind und du könntest mich zu deinem Ebenbild erziehen, das nicht mit deinem Namen herumläuft, nicht mit der Last deines Besitzes behaftet ist, der Verantwortung deiner Einsicht. Nur du wäre ich, frank und frei. Und alles, was du selber tun möchtest, möchte ich tun. Wenn du für Schweinemast bist, dann mache ich die Schweinemast, ohne von einem etwaigen Mißerfolg von vorneherein beunruhigt zu sein. Wenn ich Bäume fällen soll, dann fälle ich Bäume und die Weltmarktpreise lasse ich Weltmarktpreise sein. Nur um eins bitte ich: Laß mich bei der Arbeit nicht zu Fuß gehen. Laß mich Rad fahren. Auf alle Knöpfe, die es zu bedienen gibt, möchte ich vom Sattel aus drücken. Wenn ich dir Rechenschaft ablege, laß es mich mit der Radklingel untermalen. Was ich ohne Rad in 5 Tagen tue, das schaffe ich auf dem Fahrrad in 5 Stunden. Auf dem Rad kann ich Tag und Nacht tätig sein. Wenn du willst, daß ich eine Frau in deinen Betrieb einbringe, indem ich heirate, dann gestatte mir bitte ein Tandem. Befehle mir nichts, das sich nicht auf dem Fahrrad ausführen läßt.

Ich war während meiner Ansprache dem weiblichen Wesen neben dem Präsidenten so nah gekommen, daß ich von der weißen Bluse, den noch weißen Streifen, den der Büstenhalter darunter verursachte, unterscheiden konnte. Irgendwie mußte das die Frau des Präsidenten sein, auf den ich keine Aufmerksamkeit mehr verschwendete, irgendwie entsprach mir doch der Präsident von Amerika mehr als er, als ich doch wie von der Tarantel gestochen in Hildas Gesicht blickte. Als ich ihr über das Haar streichen wollte, sagte sie zu ihrem Nachbarn: Jetzt steht der Hansdampf noch immer vor unserem Tisch! Schauen wir nicht mehr hin, damit wir ihn nicht mehr sehen. Ein Mensch ist empfindlich wie jeder andere auch.

Herby! Dir fällt immer noch etwas ein. Auf deinem Grabstein wird nicht 2 Minuten lang dasselbe stehen, tröstete mich meine innere Stimme. Lautschrift? fragte ich zurück. Ich ließ Hilda sofort fallen.

Ich möchte an dieser Stelle ausdrücklich meines Urgroßvaters Alois Anzenberger gedenken, ein weitsichtiges Beispiel für uns alle: Wer seinen Kindern Gutes tut, der denkt an seine Urenkel. Daß er sich schämte, mit weißen Haaren noch ein kleines Kind zu haben und deswegen seinen Bruder auf das Standesamt schickte. Sein älterer Bruder Franz ist noch Leibeigener des Herren vom Ulrichsberg gewesen. Weil ich den Traum nach einem besseren Leben keinem meiner Kinder vermitteln konnte, habe ich, damit er nicht absterbe, dieses Buch geschrieben. Denn meine Kinder sind mit Limousinen zufrieden. Aus Liebe zur Technik unterdrückte ich immer wieder meine Neigung zur Dichtkunst. Mit gelben Lackschuhen für meine Großmutter hat er begonnen, als sie bei einem Besuch des Prinzregenten Luitpold in der Gegend ein Gedicht aufsagen durfte, das sie sich im Gegensatz zu anderen Kindern merken konnte, weil es ihr zuhause besser erging. Für mich hat dieser Traum die Gestalt einer Fabrik angenommen. Was erzählen

Sie mir für Sachen, sprach mich später noch der Arbeiter- und Bauernpräsident an. Es hatte sich über mich schon die Wahrheit rumgesprochen, und er wollte mit mir im Nebenzimmer ins Geschäft kommen. Ich war an jenem Abend in der Wirtschaft, vor der mein Großvater und in der mein Onkel den Tod gefunden haben; bedient, genug gedacht und genug getrunken, setzte ich mich zu einer älteren Frau, die ebenfalls klein angefangen hatte und längst nicht soweit gekommen war, an den Tisch vor einem der Fenster zur Straßenseite. Der Abendverkehr donnerte vorbei, meinen Augen waren alle Autos aneinandergekuppelt wie die Waggons eines Güterzugs. Nach meiner Ankunft in New York unterzog ich mich nach einigen Wochen des Wartens auf ein Unfallopfer, das weder eine Chance zum Überleben noch versehrte Augen hatte, einer Augenverpflanzung. Als ich von der Operation erwachte, galt meine erste Frage Debbie.

Manfred Bosch
Der Zugang

Heute morgen, nachdem die Zimmermädchen bei mir saubergemacht hatten, ist eine Schwester in mein Zimmer hereingeplatzt, die ich noch nicht gesehen hatte. Es wurde mir bewußt, daß noch niemand vor Betreten des Zimmers geklopft hatte, auch nicht, seit ich nicht mehr soviel schlief und man annehmen mußte, daß ich wachlag. Die Schwester hat mich gefragt, ob ich neu hier sei, sie nehme es an, weil sie mich nicht kenne. Hier würde im Abstand von vier Wochen gebadet, sagte sie, schneller schafften es die Pfleger leider nicht und heute sei ich an der Reihe, ob ich mich denn dafür wohl genug fühlte. Als ich bejaht hatte, hielt sie eine Liste gegen die Wand, in die sie meinen Namen eintrug.

Noch vor Mittag ist der Pfleger hereingekommen. Er hat einen Stuhl unter dem Tisch hervorgezogen und sich hingesetzt. Ein paar Minuten wollte er ausruhen, sagte er, das Baden strenge ganz schön an. Ich habe ihm angeboten, das Baden zu verschieben, auf einen Tag käme es doch sicherlich nicht an. Er hat mir geantwortet, morgen sei Visite und bis dahin müsse der Rest der Station durchgebadet sein. Der Pfleger stand jetzt auf und holte aus seiner Gesäßtasche unter dem Pflegermantel eine zerfledderte Zeitung hervor, die er überflog, einige Artikel schien er zu lesen. Wenn morgen Visite sein würde, könnte ich mir bis dahin überlegen, was ich den Arzt fragen wollte. Ich hatte einige Fragen, die meinen Zustand und meinen Aufenthalt hier bestrafen.

Der Pfleger ist dann hinausgegangen, die Tür blieb weit offenstehen, und er kam mit einem Rollstuhl zurück. Zum ersten Mal ist mir meine Hilflosigkeit so richtig zum Bewußtsein gekommen. Ich saß jetzt in einem Rollstuhl, unfähig, auch nur einen einzigen Schritt zu tun, ja auch nur selbst den Rollstuhl zu benutzen und wurde ins Bad geschoben. Ich wurde an eine von mehreren Badewannen herangefahren, die in einem langen schmalen Raum entlang der Wand standen. An einer Wanne konnte ich Hebevorrichtungen für schwere Patienten erkennen, ich atmete auf, als der Pfleger mich an ihr vorbeischob. Mir reichte *diese* Hilflosigkeit schon, die mich zur Gehunfähigkeit verdammt hatte. Der Pfleger hob mich mit einem einzigen Griff aus dem Rollstuhl auf einen Holzhocker, der am oberen Ende der Wanne stand. Er zog die Schlaufen meines Hemdes auf, streifte es ab und ließ meine Beine über den Beckenrand in das vorbereitete Wasser gleiten, er trat dann hinter mich, griff unter meine Achseln und ließ meinen Körper in die Wanne langsam nachrutschen. Obwohl sich mein Körper etwas an die Temperatur hatte gewöhnen können,

war das Wasser zu heiß. Es roch nach Sagrotan und billiger Seife. Ringsum entdeckte ich einen dicken Dreckrand, den das Badewasser meines Vorgängers hinterlassen haben mußte. Ich fuhr mit den Fingern den Dreckrand ein Stück entlang, um zu prüfen, wie alt er war. Der Pfleger, der an der Wanne hinter mir mit einem Alten beschäftigt war, fragte mich in einem barschen Ton, ob etwas nicht in Ordnung sei. Ich bin erschrocken und habe nicht nach hinten geschaut, sondern nur den Kopf geschüttelt. Der Pfleger raunzte zurück, dann sei es ja gut. Etwas leiser, aber gut verständlich schimpfte er: kein Trinkgeld gäben die Leute, aber Ansprüche stellen wollten sie schon. Ich habe ihm geantwortet, daß ich nicht von ihm gebadet würde, worauf er mir entgegnete, ich solle mich nicht aufregen, sonst würde ich noch schneller als vorgesehen sterben. Ich habe nicht die Nerven gehabt, etwas darauf zu antworten. Ich habe bemerkt wie ich zitterte. Ich habe geschwiegen, weil ich dieses Haus noch zu wenig kannte, um zu wissen was ich sagen durfte, ohne mir selbst dadurch zu schaden. Ich zog es vor, zu schlucken und mir das gefallen zu lassen.

Der Pfleger hatte gerade begonnen, mich einzuseifen und zu waschen, als er den Stöpsel wieder zog, so daß das Wasser abließ. Er seifte jetzt die Stellen ein, wo das Wasser bereits zurückgewichen war. Das Wasser wurde immer weniger, die kalte Luft erreichte immer mehr Stellen meines Körpers und ich bekam Gänsehaut. Von irgendwoher spürte ich Zug, vielleicht waren die Fenster nicht ganz dicht oder die Oberlichter waren gekippt. Das zurückweichende Wasser hinterließ an meinem Körper Schmutzreste, das Wasser würde gleich abgelaufen sein, ich spürte an meiner Ferse, die über dem Abzug lag, einen Strudel, der immer stärker wurde, die Schmutzreste im Wasser wirbelten in schnellen Drehungen vor dem Ablaufloch herum, es begann zu gurgeln und zu glucksen, ich saß in der Wanne und fror. Der Pfleger drehte jetzt den Brausehahn auf, aus dem kaltes Wasser quoll, ich schreckte zusammen und schrie bis er den Strahl von mir weggerichtet hatte, er mischte jetzt mit heißem Wasser, inzwischen lief es mir den Körper eiskalt hinunter und ich glaubte, gleich einen Schüttelfrost zu bekommen. Der Pfleger schien jetzt die richtige Temperatur gefunden zu haben und läßt das Wasser über meinen Körper strömen und der Dreck, den das zurückgehende Wasser an meinem Körper hinterlassen hat, geht ab, ich werde wieder mit den gleichen Griffen auf den Hocker am Beckenrand gezogen, bereitliegende Tücher, die hart sind und nach Stärke riechen, werden über mich gelegt, der Pfleger tupft mich zuerst am ganzen Körper ab, dann beginnt er zu reiben, das Reiben auf der empfindlich gewordenen Haut schmerzt, wo die Tücher einen Blick auf die Haut freigeben, erkenne ich rote Stellen, ich glaube schon an Entzündungen, aber es sind bloße Rötungen der Haut, die durch die bessere Durchblutung verursacht sind. Der Pfleger macht sich jetzt an meinen Beinen zu schaffen, er kauert vor mir, ein Knie auf dem Boden aufstützend, die beiden Füße

nacheinander auf seinen Schoß heraufholend, feilt er mir an den Zehennägeln herum, beseitigt mit einem harten Schaumstein überflüssige Haut unter den Füßen, schneidet, holt Schmutzreste hervor, es schmerzt, ich muß auf die Zähne beißen, ich zucke, ich schaue hin und sehe Blut, ein Schrei entfährt mir, ich höre den Pfleger hinter mir sagen: „Tuts weh? Ich spüre gar nichts“, mein Pfleger entschuldigt sich, ich sage, ich war selbst schuld, ich habe gezuckt als er schneiden wollte, ich bekomme ein Pflaster drüber, meine Füße und Beine werden eingerieben, ein neues Hemd liegt bereit, das kratzt und am Hals zu eng für mich ist, es schnürt mich ein, ich muß bitten, die Schlaufe weiterzumachen, auch dieses Hemd ist hinten offen, auf der einen Seite sehe ich eine Nummer eingeschwärzt, darunter steht etwas, städtisches Altersheim, eine Nummer und der Buchstabe M., der vielleicht für St. Martin steht, ich werde wieder auf den Rollstuhl gesetzt, ein Bademantel, der nicht meiner ist, wird über mich gelegt, während ich in mein Zimmer zurückgefahren werde.

Für heute ist eine Visite angekündigt worden. Nach Auskunft des Pflegers ist einmal wöchentlich Visite von 9 bis 12 Uhr, darüberhinaus ist täglich Sprechstunde in der gleichen Zeit.

Ich habe mir eine Reihe von Fragen zurechtgelegt, auf die ich eine Antwort erwarte. Ich möchte einiges über meinen Zustand wissen und nach den Aussichten für eine Heilung, ich möchte wissen, welche Aufenthaltsdauer man für mich veranschlagt, ob ich Hilfsmittel brauchen werde beim Gehen, ich will wissen, was man mit Massage der in Mitleidenschaft gezogenen Glieder erreichen kann, ich will wissen, ob ich diese Massage hier erhalten kann und wann damit begonnen werden kann. Ich bin mir nicht mehr sicher, ob es der Arzt war, der bei meiner Einlieferung hinter mir gelaufen war. Seine Statur erschien mir jetzt nicht mehr so hünenhaft, er war auch nicht mehr so belebt wie ich ihn in Erinnerung hatte. Er war in Begleitung einer ganzen Schar von weißgekleideten Männern und einer kleinen jungen Frau hereingekommen. Ich nahm an, daß es sich um Praktikanten handelte, die sich jetzt um mein Bett herumpostiert hatten, der Arzt selbst in gebührlicher Entfernung. Einige der angehenden Ärzte hatten begrüßt, vom ersten Augenblick an haben sie gegenüber dem Arzt einen erschreckenden Aufwand an Gefälligkeit entwickelt. Der Arzt selbst rührte keinen Finger und hatte seine Hände die ganze Zeit über hinter seinem Rücken verschränkt, ab und zu auf den Zehen wippend; einer der Praktikanten hatte mich aufgefordert, mich aufzusetzen, worauf eine der Schwestern, die ich schon gesehen zu haben glaubte, sich einschaltete und dies als unmöglich bezeichnete, weil ich dazu noch zu schwach sei. Sie war an mein Bett getreten und streckte mir einen Arm entgegen, an dem ich mich so weit ich konnte hochzog, die Schwester breitete jetzt mein Hemd auseinander und ich spürte das kalte Metallteil eines Stethoskops entlangwandern. Gegenüber einem Kollegen machte der Arzt,

der mich abhorchte, Angaben, die dieser notierte und dem Arzt unter die Nase hielt. Der spitzte nur vielsagend den Mund und wippte auf seinen Zehen.

Weder der Arzt noch einer seiner Praktikanten sprach ein Wort mit mir. Ich hatte das Gefühl, nicht ein Patient, der der Hilfe bedurfte, sondern ein willkommenes Demonstrationsobjekt zu sein, das allenfalls dazu taugte, den angehenden Medizinern lebendigen Anschauungsunterricht zu geben. Auf Geheiß des Arztes hatte mich die Schwester jetzt aufgedeckt, mein Hemd war verschoben und ich lag halbnackt vor dem Kreis, den die Visitierenden gebildet hatten. Der Arzt war jetzt ebenfalls an mein Bett herangetreten und lenkte die Aufmerksamkeit auf meine Beine, nahm ein Bein hoch, um daran zu demonstrieren, was es zu demonstrieren gab. Er fuhr daran entlang, bildete mit seinen Fingern eine Zange und glitt unter meine Wade, hier, sagte er, Muskelschwund, glatter Muskelschwund, der zur Abasie geführt habe, er glitt unter das Knie, prüfte die Muskeln des Oberschenkels, er ließ mein Bein aufs Bett zurückfallen, prüfte wieder die Muskeln, bitte spannen Sie die Muskeln an, so, gut, wieder lockern, wieder anspannen und lockern, anspannen, anspannen, Sie sehen, meine Herren, nichts, kein Unterschied, eklatanter Schwächezustand in beiden Beinen, würden Sie jetzt bitte mal versuchen, ein Bein hochzuheben, wie Sie sehen, meine Herren, es geht nicht, kann nicht gehen, danke Schwester, Sie können ihn wieder zudecken. Meine Herren, sagte der Arzt jetzt, Sie werden dieses Problem gleich noch deutlicher vor Augen haben, in einem der nächsten Zimmer, ich habe da einen sehr interessanten Fall, wirklich hoffnungslose Abasie, hier, er deutete auf mich, wozu er eine Hand aus seiner Manteltasche nahm, könnte noch Massage einsetzen, dort aber seien nicht einmal mehr dazu die Voraussetzungen gegeben, aber er dürfe sie bitten, sie kennen das Gebot ja, der Patient solle davon nichts erfahren. Die Hoffnung ist kein Arzt, aber sie helfe aushalten.

Bevor die Gruppe sich dem Ausgang näherte, hatte ich versucht, mich bemerkbar zu machen. Einer der jungen Ärzte hatte seinen Blick auf mich gerichtet und ich habe ihn herangewunken. Ich fragte ihn, wie man sich meine Zukunft hier im Heim vorstelle und wann man mit der Massage beginnen würde, die der Arzt eben selbst für angeraten gehalten hatte. Der Praktikant hat mich angesehen, als hätte ich eine ungebührliche Frage gestellt, er war sichtlich hilflos, wahrscheinlich hatte er erwartet, ich würde ihn um ein Glas Wasser bitten oder, daß er mein Kopfkissen aufschütteln sollte. Ich sah ihn schlucken und verlegen werden, er starrte herum, dann schien er sich gefangen zu haben und sagte, man habe jetzt einmal meine Daten erfaßt und würde sich über die Therapie sicherlich noch Gedanken machen, er selbst könne darüber noch nichts sagen, im übrigen sei das immer noch Sache des Arztes, das zu entscheiden. Ich hatte diesen Rückzug auf den Arzt kommen sehen, obwohl ich gerade auf einen der jungen Ärzte Hoffnung gesetzt hatte.

Noch bevor ich etwas hatte erwidern können, hatte er meine Hand ergriffen und mir zugesagt, er werde sich darum kümmern und mir Bescheid geben. Ich bat nochmals darum, aber da war er schon der Gruppe gefolgt und aus der Türe verschwunden.

Meine Arme und Hände haben einen Teil ihrer früheren Tauglichkeit wieder zurückgerlangt. Von gestern auf heute habe ich die Besserung deutlich spüren können. Ich habe eine leere Plastikseifenschale genommen, die ich in der Lade meines Nachtkästchens gefunden habe, um die in meine Finger langsam zurückkehrende Kraft zu prüfen, indem ich Deckel und Boden gegeneinander zu drücken versuchte. Zuerst habe ich nur eine Delle einzudrücken vermocht, während ich heute Boden und Deckel mühelos einander berühren kann.

Ich habe auch damit begonnen, meine Hände und Arme zu massieren. Ich verstehe nichts von Massage, meine Kenntnisse, die vielleicht bloß vermeintliche Kenntnisse sind, beschränken sich auf einige Vorstellungen, die ich von einem Gesundheitskursus vor einigen Jahren zurückbehalten habe, von dem ich aber kaum noch etwas Genaues weiß. Ich gehe davon aus, daß die starke Beanspruchung der Arme und Hände die entsprechenden Muskeln stärkt. Ich weiß nicht, ob die Beanspruchung meiner Muskeln in der gegenwärtigen Phase meiner Rekonvaleszenz sinnvoll ist. Ich habe nicht vor, den Pfleger danach zu fragen, denn ich beziehe einen Großteil meiner Zuversicht auf Heilung aus meiner Selbsthilfe. Solange ich keine Rückfälle erleide, habe ich keinen Anlaß, an meiner Methode zu zweifeln. Da ich den Schlaf immer besser auf die Nachtstunden zu beschränken vermag, habe ich den Tag in Zeitabschnitte eingeteilt, in denen ich es mir zur Pflicht mache, gut erreichbare Körperteile regelmäßig zu massieren. Ich habe die Folge der Massage an den Uhrzeigersinn gebunden, um alle Körperteile gleichmäßig massieren zu können. Bis mit der eigentlichen Massage, die mir inzwischen zugesagt wurde, begonnen wird, wollte ich bereits sichtbare Fortschritte erzielt haben.

Anfangs ist der Masseur zweimal in der Woche gekommen, wobei ich es verhindert, von meinen eigenen Massagen zu berichten. Bereits nach den ersten Malen fiel dem Masseur das rasche Fortschreiten nicht nur meiner wiedererlangten Bewegungsfähigkeit auf, sondern auch die zunehmende Fähigkeit, mich meiner Hände wieder verlässlich zu bedienen.

Der Masseur suchte mich jetzt nur noch jede Woche auf, wobei er sich vornehmlich auf meine Beine konzentrierte. Auch nach wochenlangen Bemühungen wollte sich hier der Erfolg nicht einstellen, der mir so ungeheuren inneren Auftrieb gegeben hatte, so daß ich an ein baldiges Verlassen der Anstalt zu glauben begonnen hatte. Hinzu kam, daß der Masseur durch die Kündigung eines seiner Kollegen eine weitere Station zugeteilt bekommen hatte, was zur Folge hatte, daß ich jetzt nur noch alle 14 Tage je eine halbe Stunde behan-

delt werden konnte, obschon dadurch nach Auskunft des Masseurs nicht nur die Chancen auf Heilung oder doch auf eine Besserung stark abnahmen, sondern der Sinn von Massage überhaupt infrage gestellt war.

Ich habe jetzt den Pfleger gefragt, ob er nicht beim morgendlichen Bettenmachen wenigstens einige Minuten daransetzen könnte, um meinen Heilungsprozeß nicht zu behindern. Um ihn dazu zu überreden, hatte ich ihm einen beträchtlichen Teil meines Taschengeldes, das kärglich genug war, angeboten. Zu meiner großen Enttäuschung hat er abgelehnt. Er wollte es sich nicht einmal überlegen, da er morgens alle Hände voll zu tun habe, um nur mit den wichtigsten und nötigsten Stationsarbeiten fertigzuwerden und auch tagsüber böte sich ihm kaum eine Gelegenheit. Ich müsse im übrigen bedenken, daß ich hier nicht in einem Krankenhaus, sondern in einem Altersheim sei, das schließlich nicht zum Wiederaufleben da sei. Obwohl ich nach dieser Äußerung am liebsten nichts mehr gesagt hätte, weil ich fühlte, wie ungeeignet und verständnislos dieser Pfleger sich zeigte, habe ich meinen Widerstand noch nicht aufgegeben und ihm entgegengehalten, daß seine Arbeit ja umso weniger werde, je besser es mir gehen werde; die Arbeit, die er sich mit mir mache, sei praktisch eine Art Investition. Im übrigen seien 59 Jahre wohl noch kein Alter, in dem man sich langsam auf den Tod vorbereiten sollte. Und vielleicht könnte ich eines Tages aufstehen und mein Bett selbst machen und ihm nicht mehr zur Last fallen. Könnte, könnte, hat er gesagt, wobei er immer unfreundlicher wurde und energischer, im übrigen mache es ihm nichts aus, ob jemand aufstehen könnte oder nicht, er sei auf seine Arbeit bereits so eingespielt, daß es kaum Mehrarbeit für ihn bedeute. Er dürfe sich auch nicht in eine Behandlung einmischen, die einem seiner Mitarbeiter übertragen sei, zumal er zwar Massierkurse belegt habe, aber kein Masseur sei.

(...)

Zum Bettenmachen ist mit dem Pfleger jetzt erstmals ein junger Mann mitgekommen, den wir bisher noch nicht gesehen hatten. Seine Haare sind lang und hängen ihm ins Gesicht, er scheint zierlich und lacht uns beiden zu, wenn er sich beobachtet fühlt. Er hat die erste Zeit dem Pfleger bei der Verrichtung seiner Arbeit zugeschaut, er hat gesehen, wie ich aus dem Bett gehoben werde und die Betten gemacht werden, wie die Durchzüge im Bett angeordnet sind und wie wir beim Herausheben anzufassen seien und wie beim Hineinheben ins Bett und wie man das mit möglichst wenig Kraftaufwand tun konnte. Zur Probe läßt der Pfleger den jungen Mann mich ins Bett heben, er ist jetzt vor mich hingetreten und hat mich unter die Achseln gegriffen, mit einer kleinen Drehung hat er mich über dem Bett abgesetzt. Er läßt seine Arme unter meinen Achseln, als fühle er sich nicht sicher, daß ich schon sitze. Den Rest kann ich jetzt schon alleine besorgen, ich greife nach dem Galgen, ziehe mich etwas an ihm hinauf und drehe mich gleichzeitig auf der Sitzfläche und schwenke meine Beine ins Bett. Ich brauche jetzt auch die Urinflasche nicht

mehr, sie steht neben dem Nachtkästchen auf dem Boden, und ich lege sie bei Bedarf selbst an. Auch das Waschen habe ich jetzt selbst übernommen, sobald ich wieder im Bett liege, gibt mir der Pfleger die halbvolle Schüssel auf meine Beine, ich wasche dann zuerst mein Gesicht und lasse dann die Hände und die Arme in die Schüssel hängen.

Einzig die Papierwindel erinnert mich noch an die erste Zeit hier, sie wird nach wie vor leicht mit Puder bestreut. Nach Auskunft des Pflegers ist sie notwendig, weil ich als dauernd Bettlägeriger der Gefahr ausgesetzt sei, von dem Liegen hinten offen zu werden, wie der Begriff decubitus übersetzt heißt, den der Pfleger gebraucht und den ich mir habe erklären lassen. Zu diesem Zweck werde ich auch täglich auf dem Rücken und an den Fersen mit Lindofluid eingerieben. Der junge Pfleger hat sich aufmerksam dieses Pensum angesehen, das ich täglich benötige, und in den letzten Tagen hat er es bereits alleine besorgt. Der andere Pfleger arbeitet jetzt auf der anderen Seite der Station bei den schweren Fällen, wie er sich ausdrückt, und der junge Mann erzählt uns bei seiner Arbeit, daß er hier eineinhalb Jahre sein werde, er hatte den Kriegsdienst verweigert und sei hierher zum Ersatzdienst einberufen worden. Uns ist dieser junge Mann sympathisch, seine Dienstauffassung vermittelt etwas von dieser Hilfe, derer wir hier eigentlich bedürften, er geht auf persönliche Probleme ein und beschränkt sich nicht auf das, was ihm vorgeschrieben ist. Neben allem Fleiß, den er entwickelt, ist er stets zu Freundschaften und Gefälligkeiten bereit. Nach den ersten Tagen ist er jeweils einige Male zu uns ins Zimmer gekommen, um sich etwas auszuruhen, es hat ihn nach seiner Aussage sehr angestrengt, die Kranken aus den Betten zu heben; später hatten wir nicht mehr den Eindruck, daß er nur noch wegen des ungestörten Ausruhenkönns zu uns kam, wir haben uns oft über seinen Dienst unterhalten. Er hatte gerade sein Abitur gemacht und wollte sich schon zum Studium einschreiben, als ihn der Einberufungsbescheid zum Ersatzdienst überraschte, weswegen er sich jetzt auch nicht mit der reinen Pflege begnügen, sondern gleich einiges Medizinische erfahren wollte. Er hat täglich acht Stunden Dienst und zwei freie Tage in der Woche, wobei er die Möglichkeit hat, nach vorheriger Anmeldung einen weiteren Tag zu arbeiten und die Überstunden täglich abzufeiern. Er hat ein schräges Zimmer auf dem teilweise ausgebauten Dachboden erhalten, das er für sich alleine habe, was ihm viel wert erscheine, neben ihm wohnten der Oberpfleger, ein Hilfspfleger und ein weiterer Pfleger, die er aber bisher noch kaum kannte. Die ersten Abende ist er todmüde ins Bett gefallen, erzählt er, er war körperliches Arbeiten bisher kaum gewohnt und selbst das abendliche Ausgehen sei ihm zuviel geworden. Auch an den freien Tagen sei er in der ersten Zeit zu nichts imstande gewesen, er hatte sie wirklich nur zur Erholung und nichts anderem ausnutzen können, er hat sich ins Kino gesetzt und ein paar Westernfilme angesehen, später habe er ein wenig gelesen.

Wir erzählten dann von uns, was wir früher gemacht haben und einiges über unseren gesundheitlichen Zustand.

Wir erfuhren, daß der junge Pfleger sich um eine Anerkennung seines Dienstes als Praktikum bemühen werde, das ihm später vielleicht das Studium verkürzen helfen könnte. Aber davon wollte der Oberpfleger anscheinend wenig wissen, dagegen hatte man ihm von verschiedenen Seiten eine andere Art von Einführung in den Dienst gegeben, indem man ihn vor den Leuten im Heim warnte. Vor allem im Anfang sollte er sich vor allzu engen Kontakten zu Leuten inachtnehmen und eher etwas kühl auftreten, denn wenn man erst einmal den tausend Wünschen und Wehwehchen der Alten Gehör geschenkt und nachgegeben habe, falle es später sehr schwer, sich von solchen Verpflichtungen zu befreien. Auf die Dauer würde es sicherlich zuviel werden und es sei ja im eigenen Interesse und im Interesse der Insassen, wenn man sich gleich zu Anfang etwas zurückhaltend diesbezüglich gebe.

Als der neue Pfleger später gegangen war, haben wir uns über diese Aussagen unterhalten, Holtfreter hatte sich deswegen sehr entrüstet gezeigt, während ich nicht zu sehr verwundert war. Ich erzählte Holtfreter von den Äußerungen, die in dieser Richtung gegenüber mir gefallen waren, wie: dies sei kein Heim zum Aufleben oder, ich sollte aufpassen, daß ich nicht noch schneller stürbe als vorgesehen, die er mir zunächst nicht abzunehmen schien. Im Grunde stimmten die Erfahrungen, die ich hier gemacht hatte, mit der Aussage des jungen Pflegers überein. Wo man sich nicht mit Hilfe von kleinen Gefälligkeiten und scheinbaren Nettigkeiten von Unangenehmerem befreien konnte, unterließ man sie lieber. Mit der täglichen Stationsroutinearbeit erschienen den Pflegern und Schwestern die Bedürfnisse abgegolten, die man hier haben konnte.

Holtfreter hat in der Nacht starke Schmerzen bekommen. Ich habe nach jemandem gerufen, aber es ist niemand gekommen. Die Nachschwester kam gewöhnlich zweimal pro Nacht herein, einmal zwei Stunden nach ihrem Dienstantritt gegen elf, das zweite Mal um halb drei. Bis dahin wäre es noch fast zwei Stunden gewesen. Ich hatte zuerst nicht einschlafen können und war dann am Stöhnen Holtfreters aufgewacht. Holtfreter mußte in seinem rechten Bein starke Schmerzen haben. An seinem Bett war keine Klingel und wir überlegten, was man tun konnte.

Ich hatte meine Klingel an der elektrischen Schnur zu mir herangezogen und entfernte das Pflaster, mit dem der Klingelknopf umwickelt war. Ich sah, daß der Knopf fehlte, der einen Kontakt hätte auslösen können. Ich habe Holtfreter seine Zahnbürste herüberwerfen lassen, die er in seinem Nachtkästchen aufbewahrt. Ich habe damit in die Klingel hineingelangt und den Kontakt ausgelöst. Ich habe ein Surren gehört und an der Wand, schon fast in der Höhe der Decke, ein Licht angehen sehen, das im Zimmer schwache Schatten

warf und das die Schwester beim Betreten des Zimmers nach ungefähr 10 Minuten wieder gelöscht hat, indem sie einen Metallstift, der an ihrem Schlüsselbund hing, in eine Buchse an der Türe gesteckt hat.

Ich habe der Schwester gesagt, was los war, worauf die Schwester für kurze Zeit aus dem Zimmer hinausgegangen ist, um mit einem kleinen Arztkoffer wiederzukommen. Holtfreters Schmerzen schienen jetzt noch stärker als zuvor. Die Schwester hatte Holtfreter gefragt, wo er die Schmerzen habe, aber er hat nur am ganzen Körper gezittert und nichts geantwortet. Mit seiner gesunden Hand fuhr er ans Bein und versuchte die Stelle zu markieren. Er war aufgedeckt, die Decke hing halb auf den Boden herab, er lag ganz krumm im Bett.

Ich habe diese Nacht nicht mehr geschlafen. Die Schwester hat den Koffer geöffnet und ihm eine Ampulle entnommen, die sie auf den Tisch stellte. Sie hat ein Sägeblättchen aus seinem Cellophan herausgeschält, sägte ein bißchen an der Ampulle herum und brach dann den Hals ab. Ich konnte jetzt die Nachschwester zum ersten Mal richtig sehen, wenn ich früher wachgelegen war, hatte ich immer nur ihren Schatten hereinhuschen sehen, der sich nach der Urinflasche bückte, um ihren Inhalt in einen mitgebrachten Kübel zu entleeren. Dabei pflegte sie mir ins Gesicht zu schauen und ich hatte getan als ob ich schlief.

Sie tauchte jetzt die Spritze, die sie zusammengesetzt hatte, in die Ampulle hinein und zog die Spritze auf, sie drückte die Luft heraus, ein klein wenig Flüssigkeit klatschte in einem schwachen Bogen auf den Boden.

Holtfreter hat noch zehn Minuten gestöhnt, dann schien er eingeschlafen zu sein. Ich habe die ganze Nacht kein Auge mehr zugemacht. Ich habe daran denken müssen, was eine Verlegung oder der Tod Holtfreters für mich bedeuten müßten. Ich war mir meines relativen Glücks noch gar nicht recht bewußt geworden, das ich gehabt hatte. Ich hatte in Holtfreter einen Menschen gewonnen, mit dem ich mich glänzend verstand und zu dem ich vom ersten Augenblick an Vertrauen gehabt hatte. Wenn es überhaupt etwas geben konnte, was mich über meine Lage hinwegtröstete und mir neuen Mut machte, dann war er es.

Holtfreter wachte beim Hereinkommen des Pflegers gegen acht Uhr auf. Er lachte zu mir herüber, es ging ihm besser.

JP Stössel Ein Held, wie er im Buch steht

Er war ein Sohn aus gutem Haus. Als der Herr Sohn aus dem Haus ging, um in München sein Studium aufzunehmen, konnte man ihm mit Rücksicht auf seine angeschlagene Gesundheit, vor allem aber im Hinblick auf seine Menschenscheu und sein außerordentliches Ruhebedürfnis, nicht zumuten, ein Zimmer zu mieten, womöglich eine von diesen, nicht zu unrecht „Buden“ genannten, Räumlichkeiten in den düsteren, nach Bohnerwachs und Mottenkugeln riechenden Altbauwohnungen einer sattsam bekannten Sorte von Frauen, meist Witwen, die diese Abstellkammern für alte Betten, Schränke, Kommoden und ähnliche verstaubte Erinnerungsstücke aus besseren Tagen vermieten an alleinstehende, selbstverständlich seriöse, Damen und Herren, notfalls auch an, natürlich nur ruhige, Studenten.

Das wäre in einem, seiner Mutter sozusagen aus der Seele gesprochenen, Satz die Lage, in der er sich dank der aufopferungsvollen Liebe seiner Eltern nicht befand. In seinem 38 qm großen Appartement unterm Dach war er sein eigener Herr. Nichts über sich als Himmel. Die Welt zu Füßen, sozusagen. Tauben gurrten durch seinen Schlaf, wenn er die schrägen Fenster hochklappte, hörte er Sommergechrei vom nahen Dantebad oder Eistanzmusik von der nördlichen Auffahrtsallee. Er sah den Mond im schwarzen Rechteck der Scheibe, die sein Gesicht spiegelte, wenn er am Tisch unter dem Südfenster saß und träumte, Gedichte zu schreiben über Sommergechrei und Eistanzmusik. Zu Hause hatte ihm seine Mutter während der Gartenzeit jeden Morgen eine frische Rose auf den Schreibtisch gestellt. Solange er nicht darauf bestand, aus seinen künstlerischen Neigungen einen Beruf und damit eine brotlose Kunst zu machen, war die allem Schönen und Wahren aufgeschlossene Atmosphäre seines Elternhauses der Entfaltung eines Talents durchaus förderlich, besonders wenn Weihnachten, Ostern oder Geburtstage feierliche Anlässe boten für gereimte oder gemalte Tannenzweige, Ostereier oder Blumensträuße.

Aber eines Tages stand er von heute auf morgen gleichsam vor dem Nichts. So jedenfalls hätte er seine Lage beschrieben, damals. In Wirklichkeit war der Vorgang natürlich ziemlich banal: Sein Vater hatte ihm den monatlichen Wechsel gestrichen. Solange er seinen Eltern noch auf der Tasche lag, seine Beine unter ihren Tisch streckte, konnten sie ihn damit zur Strecke bringen, das zog, das hatte schließlich immer gezogen, das mußte ihn in die Knie zwingen, er war ja abhängig von ihnen. Geld war die Nabelschnur der Elternliebe, gewissermaßen. Also schön. Bleiben wir für einen Augenblick im Bild, das sich seine Eltern gemacht haben: Wurde die Blutzufuhr gedrosselt oder gar vorübergehend ganz abgeklemmt, konnte der arme Junge ja gar nichts

anderes mehr machen, als reumütig in den Schoß der Familie zurückzukehren, andernfalls säße er auf dem Trockenen, schnappte nach Luft und müßte unweigerlich ersticken, der arme Junge, er war ja noch längst nicht reif, konnte doch unmöglich auf eigenen Füßen oder gar seinen Mann stehen, geschweige denn mutterseelenallein hinaus ins feindliche Leben gehen etcetera.

Wie es sich für Mütter in diesen Kreisen gehörte, war auch seine Mutter um derart blumige Drohungen nicht verlegen, als es darum ging, die Form zu wahren. Ein Glück, daß uns die deutsche Muttersprache bei solchen Gelegenheiten nicht im Stich läßt:

Man mußte also nur den Brotkorb höher hängen, den Hahn zudrehen, ihm das Wasser abgraben, die Zügel straffer ziehen, den dummen Jungen eine Weile zappeln lassen, sein Mütchen kühlen, ihm die Flausen austreiben, die Flügel stutzen, die Augen öffnen, notfalls zeigen, was eine Harke ist, die Hammelbeine langziehn, auf jeden Fall: ihn Mores lehren. Wenn er erst mal den Gürtel enger schnallen mußte, würde er schon sehen, wie das ist, wenn Schmalhans Küchenmeister ist, das würde ihm gründlich die Suppe versalzen, er müsse endlich mal am eigenen Leib erfahren, was er sich da eingebrockt habe, na warte Bürschchen, dir wird schon noch der Appetit auf die verbotenen Früchte vergehen. Alle Finger soll er sich abschlecken beim Gedanken an den reich gedeckten Tisch zu Hause, damit er endlich wieder weiß, wohin er gehört, und zu Kreuze kriecht, zur Vernunft kommt, sich auf seine Pflicht besinnt. Das kann er uns doch nicht antun, wir haben uns jahrelang abgerackert, uns aufgeopfert, alles, aber auch wirklich alles nur Menschenmögliche getan, und das ist der Dank dafür, das hat man nun davon, aber das haben wir nicht verdient. War er nicht stets ein lieber Junge und ein guter Sohn und hatte er denn nicht alles, was das Herz begehrte? Aber wer nicht hören will, muß fühlen. Dann werden wir eben mal andere Seiten aufziehen. Wenn es nicht anders geht, muß er eben zu seinem Glück gezwungen werden, man will ja nur sein Bestes, wir tun es ja nicht für uns, aber man kann ihn doch nicht einfach ins Unglück rennen lassen, nur weil ihn der Hafer sticht, der Teufel reitet, schließlich tragen wir die Verantwortung, wir müssen unter allen Umständen verhindern, daß er sich nicht noch mehr verstrickt, Sie glauben ja gar nicht, wie raffiniert diese Person ist, wie sie ihn umgarnt, dieses Weib, diese Hure, schämen sollte sie sich, stellen Sie sich doch bitte einmal vor; eine geschiedene Frau, und ein Kind hat sie auch noch, können Sie sich das vorstellen, unser armer Junge, er ist doch selbst fast noch ein Kind, was sollen denn die Leute denken, die ganze Stadt wird mit dem Finger auf uns zeigen, aber der werden wirs zeigen, wollen doch mal sehen, wer am längeren Hebel sitzt, das wäre doch gelacht...

In diesem Stil gings noch einige Zeit weiter. Unterdessen begann er aber erst einmal am Hungertuch zu nagen. Das sah ungefähr so aus: Tagelang quetschte er schon seine letzten Teebeutel aus, goß immer noch

einmal heißes Wasser drauf. Anfangs hatte er wenigstens noch Zucker, aber nachdem auch der ausgegangen war, schmeckte die bräunliche Brühe bald überhaupt nicht mehr nach Tee, eher nach Spülwasser, bei jedem Schluck würgte es ihn, er hatte nun mal eine empfindliche Nase, die hat er vom Vater, hieß es zu Hause immer, natürlich, sein Vater schnüffelt auch bei jedem zweiten Essen an den Tellern herum, bis er herausgefunden hat, woher der Geruch kommt, der ihm den Appetit verdirbt. Da, sagt er dann, und hält seiner Frau triumphierend den Teller oder die Tasse oder auch nur einen Löffel unter die Nase, also bitte, riech mal, das ist doch einfach nicht zum Aushalten, nach Spülwasser riecht es, es stinkt nach Putzlumpen, na bitte, zumindest in dem Punkt ist er auch mal ganz der Vater. Zum Glück verdünnte sich der abgestandene Geruch des werweißwieoft aufgebrühten Tees immer mehr, so daß er am Ende nur noch nach Wasser schmeckte, aber es war wenigstens heiß, das beruhigte den Magen, immerhin. Es dauerte nicht lange, bis auch das Brot aufgegessen war. Nach langem Herumwühlen fand er im Schrank noch einen angebrochenen Maggiwürfel, aus dem er sich eine Suppe kochte. Er wollte sie rationieren, doch kaum hatte er angefangen, aus dem Topf zu löffeln, sah er, wie schnell er sich dem Grund näherte, und obwohl er sich bei jedem Löffel vornahm, aufzuhören, daß er weiter. Plötzlich sah er sein Gesicht in der schwarzspiegelnden Platte des Tisches, an dem er seine Suppe auslöffelte. Und dann sah er seine Eltern vor sich, wie sie sich die Teller volluden mit Flädlesuppe und Spätzle und Kartoffelsalat und Kalbsnuß und Rapunzelsalat und brauner Sauce, auf der Fettaugen schillerten, und die Augen seiner Mutter leuchteten, als sie sah, daß es allen schmeckte, und sie ließ es sich schmecken und nahm noch einen Löffel voll Sauce, weil sie wieder mal so schön sähmig geworden ist, ein Gedicht von einer Sauce, wie es sich für eine schwäbische Hausfrau gehört, und kaum hat einer seinen Teller leer, bekommt er noch einen Schlag Spätzle und Kartoffelsalat, und Mutter säbelt noch ein Stück vom riesigen Braten und ist eben wieder mal die Beste, ihre Backen röten sich, auf ihrer Stirn glitzern Schweißperlen, und je mehr die Platten und Schüsseln sich leeren, desto sichtbarer badet sich Mutter in der schmatzenden Seligkeit ihrer Lieben, die sie, sobald sie erschöpft ihr Besteck aus der Hand legen wollen, bittet, inständig, ja geradezu anfleht, sie möchten doch bitte noch einmal nehmen und sichts schmecken lassen, ihr zuliebe, denn nichts sei schöner für eine Köchin – ja, sie sagt: Köchin –, als wenn alles ratzeputz aufgegessen werde, sie meine es doch nur gut, schließlich habe sie nicht umsonst alles mit so viel Liebe zubereitet, und jetzt gebe es natürlich noch einen Nachtisch, ganz was Leichtes, das rutsche schon noch, Obstsalat mit Maraschino und, ja freilich, sonst schmecke es doch gar nicht, mit Schlagsahne, guten Appetit.

Jetzt lief ihm doch tatsächlich das Wasser im Mund zusammen, während er zu Hause immer mit der Übelkeit gekämpft hatte, wenn sich die Familie um

den Tisch versammelte, wo sie Mutter unter die Fittiche ihrer Kochkunst nahm. Diese Metapher gab ihm den Rest. Er legte den Löffel weg und spülte ihn ab. Dabei kam ihm der Gedanke, die Suppe wieder mit Wasser aufzufüllen, das war immer noch besser als gar nichts, ein bißchen Geschmack blieb erhalten, und so hatte er auch noch am nächsten Tag die Illusion einer warmen Mahlzeit, auf die zu Hause so viel Wert gelegt wurde. Einmal am Tag, hatte seine Mutter gesagt, muß man etwas Warmes zu sich nehmen. Auch beim zweiten Mal zwang er sich, die Mahlzeit möglichst lange hinauszögern, und bevor der Topf ganz leer war, füllte er ihn erneut mit Wasser auf. Anfangs hatte er wenigstens noch Zigaretten. Doch nun war auch die letzte Packung bald leer, eine blaue Schachtel Nil, die er liegengelassen hatte, weil er den Geschmack nicht mochte. Jetzt freilich war es ihm egal, wie die Zigaretten schmeckten. Er rauchte langsam und vorsichtig, bemühte sich, nicht zu heftig zu ziehen, damit sich die Glut möglichst langsam durchs Papier fraß. Solange er rauchte, dachte er nicht ans Essen. Hatte er eine Zigarette zu Ende geraucht, bis er nur noch winzige, breitegequetschte Stummel zwischen den Fingernägeln hielt, zählte er jedesmal die noch in der Schachtel verbleibenden Zigaretten. Als er einsehen mußte, daß sich auch die untere Lage zu lichten begann, fischte er die Kippen wieder aus dem Aschenbecher, versuchte sie noch einmal anzuzünden. Doch er wagte nicht, mit der Streichholzflamme seinem Mund so nahe zu kommen, wie es nötig gewesen wäre, um die zerknautschten Zigarettenreste in Brand zu setzen. Schließlich kratzte er die letzten Tabakkrümel zusammen und rollte sie in Zeitungspapier, das er, in ausreichender Entfernung von seinen Lippen, anzünden konnte. Aber die aufflammende Hitze stach ihm in die Nase, und als er versuchte, den Rauch zu inhalieren, hatte er plötzlich den Mund voll Tabak und Asche, bitter schmeckte es, war heiß, so daß er sich die Zunge verbrannte und die Finger, und dann hielt er es einfach nicht mehr aus und rannte auf die Straße, schnappte nach Luft.

Seit Tagen hatte er sein Zimmer nicht mehr verlassen, weil er sich vor den Blicken der Nachbarn fürchtete. Er bildete sich ein, alle Welt müsse sehen, was mit ihm los sei. Und während er am Städtischen Waisenhaus vorbei in Richtung Rotkreuz-Platz ging, verrannte er sich immer mehr in diesen Zustand, den er „Hungerleiden“ nannte. Und je mehr er sich einredete, darunter zu leiden, desto mehr genoß er die Vorstellung, ein Held zu sein, wie jener, der „in Kristiana umherging und hungrte, in dieser seltsamen Stadt, die keiner verläßt, ehe er von ihr gezeichnet worden ist“. Er hatte das Buch verschlungen, geradezu heißhungrig, er erinnerte sich an die schwarze Schrift auf dem Umschlag, „Hunger“, mit breitem Pinsel geschrieben, das hatte ihn mächtig aufgeregzt damals, und jetzt kam er prompt an einer Bäckerei vorbei, und plötzlich waren an allen Ecken und Enden Läden, in denen es nach Eßbarem roch, und überall sah er jetzt Kinder, die an Bananen lutschten

oder Keks knabberten, und Hunde sah er, die Knochen knackten, und in den Bierstuben türmten sich Brezeln, und aus den Wirtshaustüren dampfte der Geruch gefüllter Teller voll Knödel und Schweinshaxn, und in den Schaukästen drehten sich goldbraune Hähnchen am Spieß, und er dachte, wie herrlich das jetzt zu essen wäre, und dann fiel ihm der Satz ein: „Ich hungrte bitterlich, wünschte mich tot und fort, wurde sentimental und weinte.“

Mit der Zeit ließ es sich aber doch nicht vermeiden, daß er sich um den sogenannten alltäglichen Kleinkram kümmerte, also irgendwie mußte er jetzt zu Geld kommen, das sah er ein. Da er aber zunächst nur mit dem Gedanken an einen Gelderwerb spielte, dachte er noch immer nicht an Arbeit, sondern an die Veräußerung seines Besitzes. Als erstes wollte er einige alte Bücher verkaufen, er hatte ja wahrhaftig mehr als genug. Zu jedem Geburtstag, zu Weihnachten und sonstigen Anlässen hatte er sich Bücher gewünscht und auch bekommen; man wußte, was man sich schuldig war, in den Kreisen seiner Eltern. Er wählte also einen Stoß meist ziemlich alter, aber gut erhaltenen Bücher aus, die ihm entbehrlich schienen, und stellte sich vor, er ginge damit zu einem Antiquariat:

Nach einigem Zögern hätte er die Türe geöffnet, bliebe aber sogleich erschrocken stehen, denn im ersten Moment sähe er nichts. Drinnen wäre es dunkel, direkt unheimlich, ein Geruch nach Staub und Papier läge in der Luft, so daß er husten müßte, zumindest könnte er sich einreden, das sei der Grund. Nachdem er sich an die verstaubte Dämmerung gewöhnt hätte, würde er sich vorsichtig umsehen. Wie zu erwarten, gäbe es nichts zu sehen als Bücher, sie stünden dichtgedrängt in unzähligen Regalen, die bis zur Decke reichten; zum Teil wären die Bücherrücken aus braunem Leinen, der Titel wäre in goldener Schrift eingeprägt, dazwischen würden sich bunte Umschläge drängen, die an den Ecken umgebogen oder eingerissen wären. Das würde ihn beruhigen, denn die Bücher, die er unter dem Arm hatte, waren noch viel besser erhalten. Er ging überaus vorsichtig mit Büchern um. Wenn er ein neues bekam, wagte er es kaum aufzuklappen, und nur mit äußerster Behutsamkeit breitete er die Seiten so weit aus, daß er auch die jeweils am inneren Rand stehenden Wörter lesen konnte. Wenn er Edith beobachtete, wie sie sich voll Ungeduld auf ein neues Buch stürzte, es mit beiden Händen in der Mitte auseinanderbog, die Umschlagdeckel gegeneinanderpreßte, damit es endlich liegenbliebe und nicht immer wieder von selbst zuklappte, war er jedesmal versucht zu sagen: „Du brichst ihm ja das Kreuz.“ Aber darauf hätte sie nur erwidert: „Wenn du mit Menschen nur halb so liebevoll umgehen wolltest.“

Jetzt stünde er schon ziemlich lange in dem Laden, und noch immer wäre weit und breit kein Mensch zu sehen. Er würde sich erneut räuspern, ein paar tastende Schritte machen, dabei möglichst geräuschvoll auftreten. Aber noch

immer würde sich nichts rühren in dem Laden. Erst als er schon wieder hätte gehen wollen, fast erleichtert, niemanden angetroffen zu haben, würde er eine Stimme hören: „Was wollen Sie?“ würde die Stimme fragen, und wie immer in solchen Situationen brächte er keinen Ton heraus, die Stimme wäre wie ein Kloß im Hals. Er ginge wortlos einige Schritte in die Richtung, in der er die Stimme vermutete. Aber bald bliebe er wieder stehen, ratlos, und blickte um sich, könnte jedoch noch immer nichts entdecken außer Büchern. Doch dann käme ihm die Stimme zu Hilfe. „Hierher“, würde sie kommandieren, und er wäre auch diesmal nicht sicher, ob sie einem Mann oder einer Frau gehört, nur daß es ein alter Mensch sei, glaubte er erkennen zu können. Und dann würde er die weißköpfige Alte entdecken hinter einem mit Bücherstapeln bedeckten Tisch. Sie würde auf einem Sessel thronen, dessen hohe Lehne ihre Gestalt überragte, die Lehnen wären geschnitzte Schlangen, auf deren Köpfen würden die knochigen Hände der Alten liegen. Sie wäre in ein dunkellila Kleid gehüllt, um die Schultern hingé ihr, trotz der Hitze, ein gänzlich abgetragener Pelzüberwurf. Er würde bei ihrem Anblick in einiger Entfernung vor dem Tisch stehenbleiben und zu der Alten hinschielten. Sie würde auf die Bücherbündel deuten, die er, zusammenge schnürt, in jeder Hand hielt. Dann würde sie sagen, wobei sie ihn nicht aus den Augen ließe: „Fünf Mark“. Er würde nicht begreifen, dann aber seine Schätze ausbreiten, hastig, an der Schnur herumnesteln und dabei beobachten, daß seine Hände zittern, und sich entschuldigen würde er wahrscheinlich, daß er so ungeschickt sei, aber er habe so was noch nie gemacht, würde er vielleicht murmeln, und versucht wäre er gewiß, hinzuzufügen, er habe es auch nie nötig gehabt, doch in diesem Augenblick würden die Augen der Ladeninhaberin, nachdem sie ihn von oben bis unten gemustert hätten, mit einem Sprung in sein Gesicht hüpfen, wo sie, die Vogelaugen, verweilten, belustigt, so würde es ihm vorkommen, während er die Titel der Bücher aufzählen, einige öffnen würde, um zu beweisen, wie fleckenlos und frei von Eselsohren sie seien. Wäre er endlich fertig, würde er zu der Alten hinüberblicken, die sich zurückgelehnt hätte und zur Decke starren würde. Nach geraumer Zeit würde sie wiederholen: „Fünf Mark“, ganz leise, und er würde noch immer nicht begreifen. „Für jedes?“ würde er fragen. Sie würde eine Handbewegung machen, als wolle sie den Bücherhaufen vom Tisch wischen. Dabei würde sie selbstredend auflachen, kurz und hart, um dann zu ergänzen: „Zusammen“. Und er würde, natürlich fassungslos, wiederholen: „Zusammen?“ Doch die Alte würde jetzt nicht mehr reagieren, schweigend und unbeweglich würde sie in ihrem almodischen Sessel thronen, nur ein gelegentliches Zucken ihrer Finger würde verraten, daß sie noch am Leben sei. Und plötzlich würde ihm auffallen: „Ihre weißlichblonden, stellenweise ergrauteten, dünnen Haare, wie gewöhnlich stark mit Öl eingefettet, waren zu einem rattenschwanzähnlichen Zöpfchen zusammengeflochten und wurden am Hinterkopf vom Bruchstück

eines Hornkammes zusammengehalten.“ Er würde diesen Satz, zuerst lautlos, wiederholen, dann käme ein Laut aus seinem Mund, er würde erschrecken über sich selbst, nicht mehr wagen, hinzublicken zu der Alten, Angst hätte er ohne Zweifel, in diesem Augenblick hätte er vor nichts so viel Angst wie vor der Möglichkeit, plötzlich ein Beil in seinen Händen zu entdecken und das Blut zu sehen, das „stürzte hervor wie aus einem umgeworfenen Glase“. Kaum wäre er wieder bei Besinnung, würde er zu dem Tisch stürzen, in dem Bücherhaufen wühlen, bis er endlich gefunden hätte, was er suchen würde. „Schuld und Sühne“, der schwarze Schutzzumschlag, er erinnerte sich, war von vielen Rissen zerknittert, sein Glanz von Fingerabdrücken an vielen Stellen abgestumpft. Er würde das Buch an sich reißen und erst ruhiger werden, wenn er es mit beiden Händen gegen die Brust pressen könnte. Jetzt erst würde er wagen, nach der Alten zu schauen. Sie würde ihn jedoch überhaupt nicht bemerken. Langsam, bei jedem Schritt darauf gefaßt, von ihrer Stimme zurückgerufen zu werden, würde er sich rückwärts bewegen, dem Ausgang zu. Dabei würde er, das konnte gar nicht ausbleiben, gegen eines der Regale stoßen, dicke Staubwolken aufwirbeln, um sich dann endgültig aus dem Staub zu machen. Draußen würde ihm die Sonne ins Gesicht knallen, ich seh ihn die Straße hinunterrennen, kopflos, zwischen hupenden Autos hindurch, die Straßenbahn schrillt, eine alte Dame schimpft hinter ihm her, zwei Schulmädchen kichern, und obwohl er das Gekicher sofort auf sich beziehen würde, weil es ja auch wirklich komisch aussieht, wie er mit langen Sätzen und schwerfällig schlendernden Armen, in jeder Hand einen baumelnden Bücherpacken, die Kapuzinerstraße hinunterrennt, würde er nicht stehenbleiben, bis er den Südlichen Friedhof erreicht hätte, wo er sich unter einer Trauerweide auf eine Bank setzen und sich ausmalen würde, was geschehen wäre, wenn.

Martin Walser
Theater als Öffentlichkeit

Ich kenne Leute, die sind stolz darauf, daß sie nicht ins Theater gehen. Man merkt das daran, daß sie einem ganz unaufgefordert und im Lauf der Jahre immer wieder sagen, wie sehr das Theater sie anöde. Es gibt aber kaum eine Hollywood-Produktion, in der sie nicht schauernd ein Mythisches entdecken. Sie zitieren Walter Benjamin ohne zu bemerken, daß sie ihn widerlegen. Die Filmwerke haben nämlich ganz gegen Benjamins blank kulturrevolutionäre These all das angesammelt, was er dem Ölbild und der Theater-Szene vorwarf: nämlich „Aura“, „Echtheit“, „Einmaligkeit“, „Einzigkeit“, „Dauer“ und „Autorität“; also so ziemlich alles weswegen Ölbilder und Theaterszenen als „Kunstwerke im Zeitalter ihrer technischen Reproduzierbarkeit“¹ von Benjamin zum Veralteten, Verkümmerten und so recht Uninteressanten erklärt wurden. Das heißt, dem Film ist, genauso wie seinen Vorgängern, der kulturelle Mehrwert zugewachsen, der durch pure Überlieferung entsteht. Der Film gehört längst zu unseren Ausdrucksgewohnheiten, zu den Veröffentlichungen, mit deren Hilfe wir uns unsere Geschichte vorhalten, hauptsächlich, um uns zu vergewissern, daß wir nicht in einem Irrsinns-Kessel auf- und abfaulen, sondern daß es uns gelingt, Geschichte zu beabsichtigen, wenn nicht gar zu machen.

Das Theater übt momentan beides: Samuel Beckett und Edward Bond, die keine Geschichte mehr erkennen und Brecht, der, als getreuer Mitarbeiter an unserer Geschichte, das Verändern zum höchsten Vergnügen machen wollte, die Dialektik zum Genuß.

Man muß zugeben, daß sich Brecht nicht das Leichtere ausgesucht hat. Übrigens kommt die janusköpfige Spannung Beckett-Brecht, entsprechend ermäßigt, auch auf Filmmaterial vor: die einen machen vital in Dekadenz, die anderen veröffentlichen so genau als möglich den Sozialbefund.

Daß das Theater auf manche antiquiert wirkt, kann also nicht daran liegen, daß das Theater nicht am richtigen Thema laboriere. Und die neuesten Stile des Films zeigen noch dazu, daß die Regisseure eher zuviel als zuwenig Theater gesehen haben. Also auch die Ausdruckspraxis unserer Bühnen ist alles andere als zurückgeblieben.

Übrigens ist zu dem blank kulturrevolutionären Einwand der Benjamin-Fans gegen das Theater noch ein scheinbar soliderer getreten: alles Theater sei unrettbar bürgerlich und damit genau zu jener Veränderungsarbeit, die es mit und seit Brecht im Schilde führe, nicht brauchbar. Also die einen finden es schon als pure

¹ Walter Benjamin, Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, Schriften, Frankfurt 1955, Bd. I, S. 366 ff.

Veranstaltung, die anderen finden es politisch und auch noch politisch unannehmbare.

Das geht mich jetzt nur insofern etwas an, als ich selber gern ins Theater gehe. Ich führe die Einwände gegen das Theater zurück auf Einwände gegen die Form der Öffentlichkeit, die das Theater schafft. Dazu ein paar Erinnerungen an Geahabtes.

Das deutsche Bürgertum also. 18. Jahrhundert. In seinen Freimaurergesprächen sagt Lessing (1777) die bürgerliche Gesellschaft „kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen... Nicht genug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen teilt und trennet... Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Teile gleichsam bis ins Unendliche fort... Oder meinst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt?... Nun überlege, wieviel Übel es in der Welt wohl gibt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.“²

Eine andere als eine Klassengesellschaft war also aus der Feudalgesellschaft nicht zu entbinden. Aber alle Übel einer solchen Gesellschaft waren in Kauf zu nehmen, wenn in ihr nur, wie Lessing es formuliert, „die menschliche Vernunft angebaut werden kann“.³ Dem dienen alle progressiven Projekte. Einerseits erfand der progressive Bürger des 18. Jahrhunderts in diesem Kampf um das bürgerliche Selbstbewußtsein den Privatmann mit seinem natürlichen Menschenrecht, andererseits schuf sich das Bürgertum im Kampf gegen die fortgesetzte feudale Herrschaft in Ergänzung zur Privatsphäre etwas, was man Öffentlichkeit nennt. Auch öffentliche Meinung. Und noch bevor man das Geld für Zeitungen hatte, versuchte man sich Öffentlichkeit im Theater zu schaffen. Im Jahr 1729 sprach Johann Christoph Gottsched in Leipzig vor der „Deutschen Gesellschaft“ unter folgendem Titel: „Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen“.⁴ Und er sagte, er fühle sich eigentlich zu schwach, „zur Behauptung einer gemeinlich so verachteten Sache, als die Schaubühne ist...“⁵

Gute 40 Jahre später (1771) las Jakob Michael Reinhold Lenz in einer Freundesrunde in Straßburg seine „Anmerkungen übers Theater“ vor und sagte da: „Der Wert des Schauspiels ist in unsren Zeiten zu entschieden, als daß ich nötig hätte, wegen dieser Wahl captationem benevolentiae vorauszuschicken...“⁶ Das Theater war jetzt also als ein Ort bürgerlicher Öffentlichkeit anerkannt; wenn auch noch nicht allgemein vorhanden. In seinem herrlichen Roman „Hesperus“, erschienen 1795, konnte der herrliche Jean Paul sagen: „Ich setze voraus, der

² G. E. Lessing, Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer, Werke, Frankfurt 1967, Bd. II, S. 520 f.

³ G. E. Lessing, a. a. O., S. 521.

⁴ Dramaturgische Schriften des 18. Jahrhunderts, hrsgg. von Klaus Hammer, Berlin 1968, S. 14.

⁵ Dramaturgische Schriften, a. a. O., S. 14.

⁶ Dramaturgische Schriften, a. a. O., S. 295.

Leser wird doch Höfe genug gesehen haben — auf dem Theater, wo die höheren Stände ihre Begriffe von Landleuten und wir unsere von ihnen abholen —, um zu wissen, was man da hasset...“⁷ Das Theater war ein Ort des Vergleichs der Bürger mit dem Feudalismus geworden und ein Ort der Selbstfindung und Selbstbehauptung. Für Wilhelm Meister, Goethes Großbürgersohn, ist Theater — und beide Bücher erschienen 1795 — schon ein Genussmittel, um „sich aus dem stockenden, schleppenden, bürgerlichen Leben herauszureißen“.⁸

In einer öffentlichen Sitzung der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft hielt Schiller im Jahr 1784 eine Vorlesung über das Thema „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?“ dabei sagte er: „... nur, wenn wir bei uns selbst erst entschieden haben, was wir sind und was wir nicht sind, nur dann sind wir der Gefahr entgangen, von fremdem Urteil zu leiden — durch Bewunderung aufgeblasen oder durch Geringschätzung feig zu werden.“⁹

Diese Bildung bürgerlichen Selbstbewußtseins ist fundiert durch wirtschaftliche Emanzipation und wirkt auf diese zurück. Was 1776 in der „Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Wohlstandes der Nationen“ zur Welt kam, war entstanden aus der Erfahrung, daß das jetzt merkantilistisch genannte Wirtschaftssystem des Feudalismus für die bürgerliche Produktionskraft eine immer unerträglichere Fessel geworden war. Karl Marx hat Adam Smith, den Autor jener Untersuchung, den Luther der Nationalökonomie genannt.

Dem absoluten Gottesgnadentum, der total protektionistischen Ökonomie der europäischen Monarchien entsprach auf der Bühne am deutlichsten das französische Hoftheater mit seiner speziellen Aristotelesverfälschung, die jene berüchtigten Einheits-Mechanismen zur Folge hatten. Diderot und Lessing haben dem Bürgertum die Ästhetik erkämpft, mit deren Hilfe das bürgerliche Thema auf der Bühne veröffentlicht werden konnte. Und niemand wird in der „Hamburger Dramaturgie“ so ausführlich zitiert wie Diderot. Und so zustimmend. Eines der wichtigsten Diderot-Zitate: „Bisher ist in der Komödie der Charakter das Hauptwerk gewesen; und der Stand war nur etwas Zufälliges: nun aber muß der Stand das Hauptwerk, und der Charakter das Zufällige werden.“¹⁰ Am Ende des Jahrhunderts notiert dann Herder nach einer Emilia Galotti-Aufführung: „... aber bilden sich die Charaktere der Menschen nicht in und nach Ständen?“¹¹

Diese Voraussetzung zur realistischen Veröffentlichung verdanken wir Diderot. Das deutsche Bürgertum war als Klasse zu unentwickelt. Der deutsche Beitrag, der Lessingsche, ist eher psychologischer als soziologischer Art. Lessing weist durch genauere Übersetzung nach, „daß Aristoteles schließlich keinen Unterschied zwischen den Personen der Tragödie und Komödie in Ansehnung ihrer

⁷ Jean Paul, Werke, München 1970, Bd. I, S. 1194 f.

⁸ Joh. Wolfgang Goethe, Gedenkausgabe, Zürich 1962, Bd. VII, S. 37.

⁹ Dramaturgische Schriften, a. a. O., S. 434.

¹⁰ G. E. Lessing, a. a. O., S. 463.

¹¹ Dramaturgische Schriften, a. a. O., S. 245.

Allgemeinheit macht“.¹² Das ist so wichtig, weil die niederen Stände in der vom französischen Hoftheater stammenden Einteilung nur komödienwürdig waren. Die Tragödie war nur großen Namensträgern vorbehalten.

Jetzt konnte der Bürger tragödienfähig gemacht werden. Dazu gehörte auch eine auf aristotelische Autorität gegründete Wirkungsästhetik: durch genauere Übersetzung konnte Lessing eine Katharsis-Theorie entwickeln, die vollendete, was mit dem Realismus-Zuwachs durch Diderot möglich geworden war. Wenn der Dichter, sagt Lessing, einen „mit uns von gleichem Schrot und Korn schildere“ entstehe nicht, wie die Franzosen und ihre deutschen Nachahmer übersetzten, „Mitleid und Schrecken“, sondern „Mitleid und Furcht“; „die Furcht, daß unser Schicksal gar leicht dem seinigen ebenso ähnlich werden könne, als wir ihm zu sein uns selbst fühlen: und diese Furcht sei es, welche das Mitleid gleichsam zur Reife bringe.“¹³ „Diese Furcht ist das auf uns selbst bezogene Mitleid.“¹⁴

So. Damit ist die Einfühlungsästhetik des bürgerlichen Theaters prinzipiell fertig. Erst Brecht wird versuchen, sie hinter sich zu lassen. Aber auch er entwirft noch in der tiefsten Emigration eine „Diderot-Gesellschaft“, deren Aufgabe es sein soll „die theatralischen Konzeptionen des Zusammenlebens der Menschen wissenschaftlich zu kontrollieren“.¹⁵ Das zumindest war eine vollkommen bürgerliche Idee.

Es wäre nicht sinnvoll, Brecht in Nochbürgerliches und Nachbürgerliches zu zerlegen. Er ist, was das Theater angeht, unser größter Waffenschmied seit Lessing. Waffenschmied des Realismus.

Was im 18. Jahrhundert erkämpft werden mußte zur Darstellung und Beförderung des bürgerlichen Interesses, war nach 1 Jahrhundert zunehmender bürgerlicher Herrschaft ein Hindernis für weitere Entwicklung geworden. Brecht: „Graue die Einfühlungstechnik gestattet es, gefühlsmäßige Reaktionen zu veranstalten, welche mit den Interessen nichts zu tun haben. Eine auf die Einfühlung weitgehend verzichtende Darstellung wird eine Parteinaufnahme auf Grund erkannter Interessen gestatten, und zwar eine Parteinaufnahme, deren gefühlsmäßige Seite im Einklang steht mit ihrer kritischen Seite.“¹⁶ Das war, auch für Brecht, leichter gesagt als getan. Er hat dann eine schöne Menge Kunstgriffe erprobt und gelehrt, um das Theater aus dem bürgerlichen Selbstbestätigungsdiest zu befreien und es wieder tauglich zu machen zur kritischen Veröffentlichung der Beziehungen zwischen den Menschen, wie er sie um sich her studierte.

Unsere Bühnen profitieren täglich von seinen Anweisungen. Kein Theatermann, der darauf verzichten könnte, seinen Bühnenvorgänge wieder so unauffällig, also natürlich, also wie unbeeinflußbar ablaufen zu lassen, wie das im Realismus

¹² G. E. Lessing, a. a. O., S. 476.

¹³ G. E. Lessing, a. a. O., S. 422.

¹⁴ G. E. Lessing, a. a. O., S. 420.

¹⁵ Bertolt Brecht, *Schriften zum Theater*, Frankfurt 1963, Bd. III, S. 108.

¹⁶ Bertolt Brecht, a. a. O., S. 30 f.

der entfalteten bürgerlichen Darstellung der Fall war. Eine Zeitlang ist Natürlichkeit kein Wert mehr auf der Bühne. Allerdings zeigt es sich seit Jahren, daß Brechts Kunstgriffe von bedürfnisloseren, also zu weniger Realismus gedrängten Regisseuren mühelos ihrer Anwendung entzogen werden und zu nichts als ästhetischen Gesten verabsolvieren können. In Film und Theater. Und es zeigt sich auch, daß Brechts Kanon und Organon vielmehr Regieanweisung enthält als Dramaturgie. Peter Stein kann ununterbrochen auf Brecht bauen. Franz Xaver Kroetz muß eher selber sehen, wie er weiterkommt. Würde ein Autor Brechts Anweisungen beim Schreiben befolgen, so käme als Stück immer nur eine Brecht-Imitation heraus. Oft genug ist das ja auch der Fall. Das Kürbiskern-Heft, das Brecht gewidmet ist, hat diese unsere aktuelle Verlegenheit besonders deutlich gemacht.

Hören wir, wie zwei hervorragende Theatermacher die augenblickliche Schwierigkeit ausdrücken.

Franz Xaver Kroetz: „In einem Dutzend Stücke habe ich die Ränder der Gesellschaft der Bundesrepublik ganz klar porträtiert. Das reicht mir. Ich bin bei der DKP. Ich bin politisch tätig; deshalb reizt es mich auch, jene Modelle zu liefern, Wege zu zeigen, die weiterführen. Es müssen positive Gestalten auftreten, und die müssen reden können ... Das ist mein spezielles literarisches Problem, und unser Realismus-Problem.“¹⁷

Und Peter Stein: „In den Diskussionen über die Tarifrunde würde man auf dem Theater, und zwar aufgrund der Voraussetzungen des Theaters, die eben an einer möglichst klaren Dramatik interessiert sind, nach kürzester Zeit lediglich mitteilen können, was gerade in solchen Tarifauseinandersetzungen die Arbeiterklasse ohnedies ziemlich genau weiß, daß sie nämlich ausgebeutet wird, während z. B. die Prozentzahlen oder die bestimmten Taktiken im Abwehrkampf für die Darstellung auf der Bühne relativ wenig abgeben.“¹⁸

Und ein bißchen hämisch möchte man hinzufügen: Während eines der mäßigsten Ibsenstücke dem Theatermeister Stein und seinem Ensemble jede Menge erfolgsgewährndes Theaterfutter lieferte; während „Early Morning“ das eher reaktionäre Schauerstück des Edward Bond, dem Peter Stein eine allumjubelte Inszenierung und prima Schocks ermöglichte. Während, um nun seriöser zu werden, der ganz durchfinsterte und alles verfinsternde Thomas Bernhard mit seinem schönen Schauerstück vom Ignoranten und vom Wahnsinnigen der Bühne eine aktuelle Aufgabe geliefert hat. Das heißt, die fortschrittlichsten Theatermacher sind in der größten Verlegenheit. Bond und Bernhard aber, die sagen, daß es nichts mehr zu sagen gibt, sagen das so, daß unverächtliche Theaterleute daran genau jeden Spaß finden, den Peter Stein bei der Theatralisierung der Tarifauseinandersetzung nicht erhofft. Und ohne Spaß kein Theater. Darüber sind sich alle einig.

¹⁷ Franz Xaver Kroetz und Helmut Walbert, *Die Lust am Lebendigen*, kürbiskern, 1973, 2, S. 332.

¹⁸ Peter Stein u. a., *Positionen und Probleme am Halleschen Ufer*, kürbiskern, a. a. O., S. 344.

Aus solchen Eindrücken haben manche den Schluß gezogen, das Theater sei unrettbar bürgerlich und möge mit dieser Klasse aufhören. Da ich kein Nobelpreisträger bin, muß ich nicht Redezeit damit verbrauchen, Gericht zu halten über linke Ungeduld.

Ich will positiv sein: So wie im 18. Jahrhundert der Bürger sich das Recht erkämpfte, auf der Bühne zu erscheinen und sein Selbstbewußtsein vor seinesgleichen zu entwickeln und zu behaupten, so wie er damals Corneille und Racine durch eine genauere Darstellung der Wirklichkeit, also durch einen Fortschritt im Realismus überwinden mußte, so will heute der Kleinbürger und Proletarier seine Sache auf der Bühne durchspielen. Das ist keine mechanische Parallele, sondern ein Hinweis darauf, daß auf dem Theater offenbar immer die janusköpfige Spannung herrscht, daß da immer das Alte mit dem Neuen verglichen wird und daß da immer das Alte Würde und Weihe und Raffinement innehalt und das Neue es schwer hat.

Es ist schwerer und vielleicht sogar weniger vergnüglich, unser Dasein als Geschichte darzustellen; daß das Dasein ein Irrsinn ist, geht viel leichter ein, ist sinnlich auffälliger; Geschichte ist eine Anstrengung; und nicht nur der bürgerliche Rezensent seufzt tiefer auf und ist wohliger berührt, wenn auf der Bühne unser Dasein als ein sinnloses geschildert wird; das entlastet ungeheuer. Es ist sogar möglich, daß beide Ausdrucksarten realistisch tendieren können; jenen an nichts als Irrsinn, Endzeit, d. h. an Geschichtslosigkeit interessierten Realismus könnte man kapitalistischen Realismus nennen; den an Sinnfindung, Geschichte und Entwicklung interessierten Realismus kann man sozialistischen Realismus nennen. Weil diese beiden Spielarten auf dem Theater wetteifern, ist das Theater die öffentlichste Öffentlichkeit in unserer Gesellschaft. Und das ist nur möglich, weil das Theater kein sogenannter Werbeträger ist. Es ist wirtschaftlich un interessant. Also weniger überwacht. Öffentlichkeit ist nicht in erster Linie ein quantitativer Begriff. Ein total überwachtes Fernsehprogramm, das 30 Millionen Zuschauer erreicht, stellt weniger Öffentlichkeit her als ein Theatersaal in dem 1300 Leute eine Aufführung ablaufen sehen, die auf demokratischere Weise zustandegekommen ist als jenes Fernsehprogramm. Im Fernsehen wird die Spannung zwischen Beckett und Brecht, zwischen Bond und Kroetz andauernd verschärft, verharmlost, verfälscht, heruntertemperiert. Natürlich gibt es in Fernsehanstalten progressive Büros und den Kampf um die innere Pressefreiheit. Aber praktisch entscheiden die Gesetze der Kapitalverwertung darüber, wie das Medium wirklich funktionieren soll. Und deshalb wirkt es öffentlichkeitszerstörend. Das Kapital braucht zu seiner Verwertung Herrschaft. Und Herrschaft will keine Öffentlichkeit, in der sie als das, was sie ist, erscheinen würde. Die Gesellschaft, die der Elektronikkapitalist, seinen Sachzwängen gehorchend, entwirft, ist das vollkommene Gegenteil der Öffentlichkeit des Theaters. Da säße der total zivilisierte, das heißt, dem Mitmenschen nur noch durch Apparate verbundene Einzelne in seiner Zelle und dürfe mit Kabelfernsehen, Kassetten und

Satellitenwahltafel aus einer bunten Vielfalt total gleicher Programme wählen. „Jeder seiner eigener Programm direktor“ heißt der erlogene Slogan dafür heute schon.

Obwohl längst erwiesen ist, daß unter kapitalistischer Regie unsere Nerven dem elektronischen Medium so wenig gewachsen sind wie die Halsschlagader dem Stahl, sind die Spitzenfunktionäre des Fernsehens immer noch irrsinnig stolz darauf, wenn es ihnen gelingt, dem Gegenprogramm, mit was für Mitteln auch immer, ein paar Millionen Zuschauer abzujagen und die Fernsehkonsum-Minute pro Zuschauerjahr um soundsoviel Prozent zu steigern. Die Unterhaltungen, die z. B. alljährlich in Mainz unter selbstkritischen Titeln geführt werden, lesen sich angesichts der Eigendynamik des Mediums, wie die Unterhaltungen von Kannibalen, die sich sehr ernsthafte Gedanken über die Verbesserung der Tischsitzen machen. Das heißt nicht, Fernsehen sei als Medium Teufelswerk. Es heißt nur, ein Medium kann um so menschenfreundlicher sein, je geringer der zu seinem Betrieb nötige Kapitaleinsatz ist und je weniger Gelegenheit zur Kapitalverwertung es bietet. Kapital läßt sich von seiner verheerenden Kraft vielleicht 10 bis 20 Prozent durch Gremien wegzhämmen, der Rest wirkt sich einfach aus. Zum Beispiel eben öffentlichkeitszerstörend. Und dieser lähmenden Pseudo-Öffentlichkeit, die, unter dem Zwang zur Kapitalverwertung, das Fernsehen jetzt liefert, die ist es, die den Zeitgenossen unfähig machen könnte, seine Sinne auf ein Bühnengeschehen anzuwenden. Das hatte mit dem Film nur begonnen. Das Fernsehen liefert Details nacheinander. Das Einzelne ist nicht sinnvoll. Die Folge macht's. Man muß nur die Augen immer auf dem gleichen Fleck ruhen lassen, den Kopf im Nackenpolster. Ausschlaggebend ist die ungeheure Angstquelle: die nicht sichtbare Umgebung des jeweiligen Handlungszentrums. Die ist das wichtigste Reservoir für Attraktion bzw. Mißhandlung unserer Nerven, weil aus dem Mangel an Totalen jene Bewußtseinsenge entsteht, auf die von allen Seiten Schrecken andauernd hereinbrechen kann. Es ist keine Kunst, diesen Schrecken zu bewirtschaften, wenn man nur in der Exposition klar gemacht hat, daß der Held in einer Welt ist, in der der Stärkere immer seine Zeitlang tut, was er will. Und das ist regelmäßig der Fall.

Wer den Zusammenhang zwischen Kapitalverwertung und sogenannter Fernsehdramaturgie nicht einsehen will, höre sich zum Beispiel die Gewissenbisse der Kollegen an, die im Ausland die berüchtigten TV-Serien einkaufen müssen.

Der wichtigste Unterschied zwischen diesen beiden Öffentlichkeitsqualitäten scheint mir der zu sein, daß einen Film einer allein machen kann. Das heißt, einer kann mit Hilfe der Technik so recht faustzweihand über die Mitarbeit von Tausend anderen verfügen, daß deren Beitrag sich selbst völlig entfremdet wird; was Tausend andere an Ton, Geste, Ausdruck, Aufbau, Licht und Farbe liefern, kann einer völlig nach seinem Sinn montieren und verwenden. Es liest sich heute geradezu grotesk, daß Walter Benjamin meinte, die Kamera teste die Leistung des Darstellers und das Publikum teste mit. Benjamin sagt: „Das Publikum fühlt

sich in den Darsteller nur ein, indem es sich in den Apparat einfühlt. Es übernimmt also dessen Haltung: es testet. Das ist keine Haltung, der Kulturwerte ausgesetzt werden können.“¹⁹ Und solch kulturrevolutionärer Zauber wird über Adorno und Jüngere und Jüngste immer weitergemurmelt. In einer Fußnote hat Benjamin Konsequenzen gezogen aus seinen Feststellungen, die ich wegen ihrer geradezu grotesken Widersprüchlichkeit zitieren will: „Mit den Neuerungen der Aufnahmeapparatur, die es erlaubt, den Redenden während der Rede unbegrenzt vielen vernehmbar und kurz darauf“ (heute würden wir sagen: gleichzeitig) „unbegrenzt vielen sichtbar zu machen, tritt die Ausstellung des politischen Menschen vor dieser Aufnahmeapparatur in den Vordergrund. Es veröden die Parlamente gleichzeitig mit den Theatern. Rundfunk und Film verändern nicht nur die Funktion des professionellen Darstellers, sondern genauso die Funktion dessen, der, wie es die Regierenden tun, sich selber vor ihnen darstellt ... Das ergibt eine neue Auslese, eine Auslese, vor der Apparatur, aus der der Star und der Diktator als Sieger hervorgehen.“²⁰

Wenn das stimmt, dann wäre es doch ein bißchen verrückt, weiter zu behaupten, die Apparatur teste und mit ihr das Publikum. Sicher aber bleibt, daß einer allein die Apparatur für seine Tendenz einsetzen kann. Und der Zuschauer wird durch die Einwegenergie dieser Präsentation zum puren Empfänger.

Kein Theaterregisseur könnte etwas Vergleichbares auf dem Theater tun. In einem Aufsatz „Über das Selbstverständnis von Künstlern, die in Institutionen“ arbeiten, hat Hans Dieter Schwarze, selbst in mehreren Medien erfahren, die Beobachtung mitgeteilt, daß Schauspieler, die im Theater „um einen sinnvollen, mitbestimmten Arbeitsplatz kämpfen“ als Mitarbeiter beim Fernsehen ihr Bewußtsein eher an der Kasse deponieren. Auch hätten sich die Demokratierungen der 60er Jahre in den Theatern weit mehr bemerkbar gemacht als im Fernsehen.²¹

Aber darüber hinaus: die Theaterarbeit *kann* gar nie eine Einwegerarbeit sein, sie ist von selbst dialektisch. Der Stücktext ist eine Tendenz, die vermittelt wird nur über die sie verändernden Beiträge aller am Produktionsprozeß Beteiligten. Die Erfahrungen aller Schauspieler sind der entscheidende Beitrag. Die Schauspieler erst *machen* das Theater. Wenn sie den Stücktext und die Regie-Intention nicht betätigen, korrigieren, widerrufen und verändern und dann spielen, dann findet nichts statt. Nicht umsonst empfiehlt Brecht, der Schauspieler möge alle Widerstände, alles Staunen oder Unverständnis, alles, was er beim Kennenlernen der Rolle empfinde, nicht verloren gehen lassen, sondern einbeziehen in sein Spiel. Erst alle zusammen können hier der Idee die Erscheinung vermitteln. Es handelt sich dabei aber um Darstellung, um Mittel und noch einmal Mittel.

¹⁹ Walter Benjamin, a. a. O., S. 380.

²⁰ Walter Benjamin, a. a. O., S. 401 f.

²¹ Manuskript.

Wer Unmittelbarkeit verlangt oder braucht, — etwa den Tarifkampf als solchen — der muß vom Theater enttäuscht werden.

Aber die Öffentlichkeit, die durch die kollektive Bürgschaft der vor unseren hindern und herschauenden Augen arbeitenden Schauspieler geschaffen wird, hat jene kritische Kompetenz, die aus einem Parlament um so mehr verschwindet, je mehr Fernsehkameras einziehen. Das heißt: Öffentlichkeit ist ein Wort für mögliche kritische Kompetenz. Die Theater-Öffentlichkeit ist erst voll entfaltet, wenn der Zuschauer daran teilnimmt. Die Aufführung ist andauernd von der Mitarbeit des Zuschauers abhängig. Der Zuschauer sieht das Zusammenspiel, er nimmt durch die Arbeit aller Schauspieler wahr, was sie wollen, was der Regisseur will, was der Autor will. Die Schauspieler nehmen wahr, wie die Zuschauer sich einstellen und stellen sich deshalb wieder auf die Zuschauer ein, die sich wieder auf die neue Einstellung der Schauspieler einstellen: das ist Entfaltung von Öffentlichkeit.

Und so wird an einem Abend mit dem Thema experimentiert, unser Dasein sei ein Irrsinn und am nächsten Abend mit dem Thema, wir seien im Stande, unserer Geschichte Herr zu werden und deshalb hätten wir überhaupt Geschichte und die hätte eben diesen Sinn, daß immer mehr Menschen zu ihrem Recht kämen. Und es ist durchaus vorstellbar, daß durch den Beckett-Abend ein Bedürfnis nach dem Brecht-Abend entsteht. Das Beckett-Stück ist ja entstanden aus gesellschaftlich verfügten Trennungen und Isolierungen, aus Entfremdung. Wir lassen es zu, daß unser Leben entworfen wird nach dem Gesetz der Kapitalverwertung. Das führt zur Idolisierung eines Leistungsprinzips, das in den meisten von uns Schuldgefühle entstehen läßt und uns in mancher Hinsicht verkrüppelt. Auf der Bühne sehen wir beides: uns als die Krüppel dieser Welt und uns als die Macher einer besseren. Jeden Tag gibt der Kapitalismus Milliarden aus, um seine Herrschaft als endgültig und vernünftig erscheinen zu lassen: das Theater, das dieser Herrschaft jeden Abend zeigt, was sie aus Menschen macht — und das zeigen Albee und Bond und Brecht — ist angesichts der zunehmenden Gewaltsamkeit und Automatik der elektronischen Monologe einer der letzten Übungsplätze für Öffentlichkeit und Dialog: deshalb möchte ich mit dem Titel jenes Vortrags von Johann Christoph Gottsched aus dem Jahr 1729 schließen: „Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen.“²²

²² Dramaturgische Schriften, a. a. O., S. 14.

Gerd Fuchs Schreiben und Arbeit — Die Arbeit des Schreibens

Ist das, was ein Fließbandarbeiter täglich acht Stunden lang tut, beschreibbar? — Sind diese tausende von Handgriffen beschreibbar, von denen einer wie der andere ist? — Läßt sich beschreiben, wie das ist, wenn einer täglich diese tausende von Handgriffen tun muß, von denen einer wie der andere ist?

Die überwiegende Zahl der in den letzten Jahren erschienenen Romane und Erzählungen, die Bücher der Fichte, Chotjewitz, Fröhlich, Augustin, Roggenbuck, Piwitt, Herburger, Herhaus oder Zwerenz weisen bei allen Unterschieden doch ein Gemeinsames auf: Es ist kaum feststellbar, wovon die Helden leben. Entweder trifft man sie in Betten oder in Kneipen. Permanente Freizeit herrscht. Niemand arbeitet.

Als berechtigte Reaktion auf diesen Zustand wurde die Gruppe 61 gegründet und später der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Jene Berufsschriftsteller aber, in deren Büchern Arbeit scheinbar keine Rolle zu spielen scheint, wurden entweder als kleinbürgerliche Reaktionäre abgeschrieben, oder es wurde ihnen geraten, in die Fabriken ans Fließband zu gehen. Es setzte sich durch ein völlig anderer Anspruch an Literatur.

Verstehbar ist diese neue Funktionsbestimmung von Büchern jedoch nur, wenn sie begriffen wird als Teilresultat jener Politisierung, die seit Ende der sechziger Jahre immer größere Teile der westdeutschen Gesellschaft in Bewegung bringt. Sie macht auch vor den Berufsschriftstellern nicht halt. Eine wachsende Zahl von ihnen sieht die Berechtigung der Kritik an ihren Büchern ein. Doch in demselben Maß, wie ihr Wunsch wächst, von der täglichen Arbeit der Massen und für die Masse der Arbeitenden zu schreiben, wächst auch ihr Dilemma, von etwas schreiben zu wollen, was sie nicht kennen, auch nicht kennenlernen können, wie viele sagen, es sei denn, sie hören auf, Schriftsteller zu sein.

Trotzdem wird man den Wunsch dieser Schriftsteller, statt Bücher für eine Elite, Bücher für die Massen und für die Veränderung ihrer Lage zu schreiben, ernstnehmen müssen. Wenn aber das Motiv dafür nicht bloß Mitleid sein soll, wenn es dauerhafte Resultate zeitigen soll, so nur dann, wenn eine objektive Interessenidentität zwischen fortschrittlichen Autoren und den Massen der Lohnabhängigen nachzuweisen ist.

Tatsächlich drückt die Politisierung der westdeutschen Schriftsteller und ihr erstes Resultat, ihre massenhafte Selbstorganisierung im Verband deutscher Schriftsteller und der Beitritt des Verbands deutscher Schriftsteller zur IG Druck und Papier mit dem Ziel der Gründung einer einheitlichen Mediengewerkschaft dies aus: Die Autoren glauben, daß ihre materiellen Interessen

mit denen der anderen Lohnabhängigen identisch sind. Zusammengebrochen ist die Illusion vom freien Schriftsteller als in sich seliger Monade. Er hat sich erkannt als abhängig von gesellschaftlichen Verhältnissen, als ihr Produkt, als Objekt von Herrschaft und Ausbeutung, als Lohnarbeiter. Er sucht Solidarität.

Bringen die Schriftsteller das aber auch in ihren Büchern zum Ausdruck? Sind sie imstande, diese zunächst noch abstrakte Einsicht in literarische Praxis umzusetzen? In der Lyrik und Dramatik ist dies einer wachsenden Zahl von Autoren bereits gelungen, nicht jedoch im Roman.

Summarisch ausgedrückt, wurde in den letzten Jahren auf dem literarischen Markt der BRD eine Romanliteratur durchgesetzt, die charakterisierbar ist als Prosa der Vereinzelung. In den meisten Fällen wurde sie geschrieben aus einem ebenso diffusen wie verzweifelten Gefühl der Ablehnung der herrschenden Verhältnisse heraus. Doch zur Verwirrung und oft zum Entsetzen der Autoren wurde sie von den Marktbeherrschern keineswegs als Kritik empfunden, ja sogar offiziell gefördert.

Der Grund dafür liegt in der zwieschlächtigen Natur dieser Romane, in ihrer Zweideutigkeit aus Halbheit. Die ausschließliche Darstellung der Vereinzelung und Isolation der Individuen gegeneinander machte diese Literatur brauchbar für die Propagierung jenes bürgerlichen Individualismus, von denen Marx und Engels in der „Heiligen Familie“ sagen, daß in ihm „das egoistische Individuum der bürgerlichen Gesellschaft ... sich in seiner unsinnlichen Vorstellung und unlebendigen Abstraktion zum Atom aufblähen“ mag, d. h. zu einem „beziehungslosen, selbstgenügsamen, bedürfnislosen, absolut vollen seligen Wesen“. Daß dieses bürgerliche Individuum, daß dieses Atom in der Literatur längst nicht mehr selig, sondern nur noch unselig in sich selbst erscheint, kümmert diejenigen, die den literarischen Markt monopolisieren, solange nicht, wie es weiterhin als Atom und seine Vereinzelung als verhängte erscheint und damit brauchbar wird, die Assoziation der Produzenten gegen das Kapital zu verhindern.

Als man den Autoren dies als die objektive Funktion ihrer Bücher erklärte, fühlten sich die meisten zutiefst mißverstanden. Sind denn die Individuen im Kapitalismus nicht tatsächlich vereinzelt und scheinbar unaufhebbar gegeneinander isoliert? Sollte diese überwältigende Erfahrung denn falsch sein? Und hatten sie diesen Zustand nicht beklagt? Waren sie einverstanden damit? Sicher nicht.

Daß diese Literatur mißverstehbar war und ist, daß sie ohne Schwierigkeiten den Herrschaftsinteressen des Kapitals dienstbar gemacht werden kann, liegt an ihrer Halbheit. Zweifellos sind die Individuen im Kapitalismus gegeneinander vereinzelt. Doch ist dies nur die eine Seite. Die andere Seite ist: Gleichzeitig stehen sie in einem immer enger werdenden Zusammenhang, und zwar als Produzenten. Daß die Vereinzelung der Individuen im Kapitalismus zu-

nimmt, ist gleichzeitig der Ausdruck dafür, daß die Gesellschaftlichkeit ihrer Arbeit zunimmt, die Teilung der Arbeit, daß aber gerade dadurch der Zusammenhang aller mit allen hergestellt wird.

Teilung der Arbeit und die Notwendigkeit, die arbeitsteilig hergestellten Produkte auszutauschen, sind für Marx die Konstituenten der entwickelten Warenproduktion. Es entsteht dabei die paradoxe Situation, daß die Produzenten, je stärker sie durch die Teilung der Arbeit aufeinander angewiesen sind, desto isolierter werden als Individuen; daß sie, je stärker sie im ökonomischen Bereich gezwungen sind, ihre Produkte untereinander auszutauschen, sie desto unfähiger werden, sich ideell auszutauschen.

Marx im dritten Band des „Kapital“: „Austausch und Teilung der Arbeit bedingen sich wechselseitig. Da jeder für sich arbeitet und sein Produkt nichts für sich ist, muß er natürlich austauschen, nicht nur, um an dem allgemeinen Produktionsvermögen teilzunehmen, sondern um sein eigenes Produkt in ein Lebensmittel für sich selbst zu verwandeln... Der Austausch als vermittelt durch den Tauschwert und das Geld setzt allerdings die allseitige Abhängigkeit der Produzenten voneinander voraus, aber zugleich die völlige Isolierung ihrer Privatinteressen und eine Teilung der gesellschaftlichen Arbeit, deren Einheit und wechselseitige Ergänzung gleichsam als ein Naturverhältnis außer den Individuen, unabhängig von ihnen existiert. Der Druck der allgemeinen Nachfrage und Zufuhr aufeinander vermittelt den Zusammenhang der gegeneinander Gleichgültigen.“

Wie es aber kommt, daß dieser Zusammenhang aller mit allen nicht ohne weiteres erkennbar ist, hatte Marx schon im ersten Band des „Kapital“ herausgearbeitet: „Das Geheimnisvolle der Warenform besteht also einfach darin, daß sie den Menschen die gesellschaftlichen Charaktere ihrer eigenen Arbeit als gegenständliche Charaktere der Arbeitsprodukte selbst, als gesellschaftliche Natureigenschaften dieser Dinge zurückspiegelt, daher auch das gesellschaftliche Verhältnis der Produzenten zur Gesamtarbeit als ein außer ihnen existierendes gesellschaftliches Verhältnis von Gegenständen... Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt.“

Phantasmagorien der Verdinglichung waren jene Romane in der Tat, die in den letzten Jahren den Literaturmarkt beherrschten. Ihre Helden verkrüppelten und verzweigten immer spektakulärer, bis Verdinglichung auch die Reste von Subjektivität ergriff, auch sie zum bloßen Objekt degradierte und schließlich gänzlich eliminierte, bis, wie im *nouveau roman*, übrigblieb eine Welt von Gegenständen, von toten Objekten.

Daß Arbeit in dieser Literatur keine Rolle spielt, ist deshalb kein Zufall, sondern Notwendigkeit. Mit Recht nannten Marx und Engels jene Vorstellung, in der das Individuum der bürgerlichen Gesellschaft sich zum Atom.

aufbläht und die Welt sich einzig in seinem eigenen Kopf spiegeln läßt, unsinnlich, unlebendig, abstrakt. Abstrahiert ist hier von der lebendigen Arbeit, die allem Schein zum Trotz geleistet wird und die die Basis bleibt, aufgrund derer jene Phantasmagorie, jene Nebelregion der Literatur erst entstehen kann.

Doch rächt sich das Unrealistische, ja oft bewußt und daher borniert Antirealistische dieser Literatur an ihren Hervorbringern. Immer größer wird die Diskrepanz zwischen dem literarischen und dem empirischen Ich der Autoren. Was ihren Büchern als Folgerichtigkeit nachgerühmt wurde, die unausrottbare Tendenz antirealistischer Literatur zur Selbstaufhebung des literarischen Subjekts, wiederholt sich nun im Leben: Niemand will für solche Literatur mehr zahlen. Immer weniger sind die Medienkonzerne an antirealistischer Eliteliteratur interessiert. Die Popwelle auch literarisch in Gang setzend, fanden sie Mittel und Wege, jenen Schund für die Massen, die sie immer schon fabrikmäßig produzieren ließen, nun auch jener Intelligenzelite als Pseudoemanzipation aufzuschwätzen, die immer offenkundiger Zeichen von Politisierung an den Tag legte. Wovon Berufsschriftsteller in der BRD zunehmend leben müssen und was mehr und mehr ihre eigentliche Arbeit ausmacht, das ist Arbeit für die Medien, für Zeitungen, Rundfunk, Film und Fernsehen, vergesellschaftete, arbeitsteilige Arbeit. Immer öfter ist der Schriftsteller an der Herstellung von Produkten beteiligt, die von vielen hergestellt werden, von Redakteuren, Korrektoren, Setzern, Regisseuren, Kameramännern, Layoutern, leistet er Arbeit, die undenkbar ist ohne die Voraussetzungen, die ihm Chemiker, Elektrotechniker geschaffen haben, ohne die Arbeitsmittel, die ihm die großen Konzerne bereitstellen und deren Kontrolle über die Medien er denn auch tagtäglich stärker spürt.

Zwar wird immer noch der Schein erweckt, als wäre ein Zeitungsartikel die Äußerung eines einzelnen, die aufgenommen wird von einem anderen einzelnen, als gäbe es hier noch direkte Kommunikation, aber was der Autor sagen wollte, wird ergänzt, kommentiert, entwertet, verfälscht durch das Umfeld von Artikeln, in dem sein Artikel steht, durch das Umfeld von Zeitungen, in dem die Zeitung, in der er schreibt, steht, durch das Umfeld, in dem Zeitungen zu Rundfunk, Fernsehen, also dem gesamten Medienmarkt stehen.

So wie Fabriken dem Arbeiter erscheinen als Apparate, die unabhängig von ihm Waren ausspucken, so erscheinen dem literarischen Lohnarbeiter die Medien als Apparate, die scheinbar unabhängig von ihm ideologische Produkte ausspucken.

Die Schreiber wechseln, aber wie ein Ereignis in der Zeit, der Welt, der Süddeutschen, der FAZ, im Spiegel dargestellt wird, das sieht immer gleich aus.

Nicht die stets auswechselbaren Schreiber scheinen hier Ideologie zu produ-

zieren, sondern Maschinen: Die *FAZ*, die *Welt*, *Panorama*, *Heute*, das *ZDF*. Der Ausdruck „wie die *FAZ* schreibt“ ist deshalb durchaus exakt.

Auch dem Schriftsteller treten die Medien als „selbständige Gestalten“ (Marx) gegenüber, erscheint ihm ihr Verhältnis zueinander als „Naturverhältnis“, erscheint ihm der Medienmarkt als mystisches Gebilde, das nach undurchschaubaren Gesetzen sich regelt und das ihm fremde Ausdrucksformen und Ideen aufnötigt, und ihn sogar schließlich dazu zwingt, diese ihm aufgenötigten Ideen und Ausdrucksformen als seine eigenen zu betrachten.

Ohne den prinzipiellen Unterschied zwischen Kopf- und Handarbeit, zwischen dem Kern der Arbeiterklasse, der die gesellschaftlich notwendige materielle Arbeit leistet, und Angehörigen der zunehmend deklassierten Mittelschichten, ohne den Unterschied zwischen Waren- und Ideologieprodukten leugnen zu wollen, so muß doch festgestellt werden, daß zwischen Waren- und Ideologieproduktion in den imperialistischen Ländern eine immer enger werdende Parallelität besteht. Nicht umsonst deshalb die gewerkschaftliche Orientierung des Schriftstellerverbandes, der Journalisten-Union, des Berufsverbandes bildender Künstler.

Konsequenterweise bildete sich mit den neuen Bedingungen der literarischen Produktion auch ein neuer Typus von Schriftsteller heraus, ein Typus, der sich in den Medienapparaten auskennt, ihre Funktionsweisen und Repressionsweisen und Repressionsmechanismen durchschaut, der zunehmend zu kollektiver Arbeit bereit ist, der weiß, daß er allein verloren wäre, der an Redaktionsstatuten, neuen Verlagsmodellen, in den Gewerkschaften mitarbeitet, der Gegendruck organisiert, der weiß, was Solidarität wert ist, ein Typus vor allem, der seine Arbeit nicht mehr als einsamen Schöpferakt mystifiziert, sondern als Beitrag neben anderen, der realistisch zu denken gelernt hat, weil er die gesellschaftliche Realität als erarbeitete erkennt.

Immer mehr Schriftsteller machen also Erfahrungen, die sie instandsetzen, sich realistische Schreibweisen zu erarbeiten. Doch kann es sich nicht darum handeln, auf irgendwelche kanonisierte und fertig vorliegende Realismusdefinitionen zurückzugreifen. Es gibt sie nicht. Was ein realistischer Roman ist, darüber entscheidet nichts anderes als die Realität selbst. Die Verringerung der Diskrepanz zwischen ihrer Erscheinung und ihrem Wesen als Aufgabe von Literatur wäre deshalb als Prozeß zu begreifen, ebenso wie die Rückeroberung realistischer Schreibpositionen: nämlich Wiedergewinnung von außer der Subjektivität des Schreibenden existierender Wirklichkeit (Figuren, Beschreibung), von Historizität (Rückeroberung des Imperfekts), von Bewußtsein der gesellschaftlichen Bedingtheit der eigenen Erfahrungen (Kausalität), Zerstörung der Schein-Autonomie der bürgerlichen Individualität (Abbau des Stilluxus), Erarbeitung einer neuen Selbstgewißheit (Humor, Entmythologisierung der eigenen Frustrationen).

Gemäß der historischen Situation wie dem Bewußtseinsstand der Schrift-

steller selbst wäre Prosaschreiben sowohl der Form wie dem Inhalt nach Lern- und Entwicklungsprozeß. Der Schriftsteller wäre danach jemand, der schreibend lernt, und sein Leser wäre an diesem Lernprozeß lesend beteiligt. Die Arbeit des Schreibens bestünde dann sowohl in der Arbeit an neuen realistischen Ausdrucksformen wie in der Darstellung von Arbeit selbst, in der Herausarbeitung ihres Wesens durch Aufspürung all jener Entfremdungsmomente und Widersprüche in den Beziehungen der Menschen, die im Prozeß des Schreibens systematisiert, zur Quelle der Entfremdung, zur entfremdeten Arbeit führen.

Noch einmal: Ist das, was Fließbandarbeit insgesamt und objektiv ist, darstellbar durch Beschreibung von Fließbandarbeit? Notwendigerweise nein. In dem Maß wie Fließbandarbeit, wie entfremdete Arbeit mehr ist als bloß die Ausführung einzelner Handgriffe, in dem Maß muß auch die Darstellung von Fließbandarbeit mehr sein als bloß die Beschreibung von Handgriffen. Sie muß weit in alle Bereiche der Gesellschaft hineinreichen, und jene Erfahrungen, die die Schriftsteller täglich mit den Medienapparaten machen, reichen durchaus hin als Ansatzpunkt, von dem aus Erfahrungen, wie sie täglich von Millionen in Betrieben gemacht werden, erschlossen werden können. Allerdings kann eine richtige Widerspiegelung der gesellschaftlichen Widersprüche und ihre realitätsgerechte Systematisierung nur gelingen, wenn auch der Schriftsteller sich eine wissenschaftliche, d. h. marxistische Erkenntnismethode erarbeitet. Je konsequenter er das tut, um so dringender wird sich ihm die Frage nach der Parteilichkeit seiner Literatur stellen. Genausowenig wie der wissenschaftliche Sozialismus unparteiisch ist, genausowenig ist es die hier vorgeschlagene Schreibmethode. Sie ist ihrem Wesen nach Parteinahme für die Arbeiterklasse, ihr Ziel ist Beförderung jenes Bewußtseinsprozesses, der sie aus einer Klasse an sich zur Klasse für sich macht. Ihr Ziel ist Veränderung. Daß Fragen der Literatur in Westdeutschland heute so gestellt werden können, ist Ausdruck sowohl der sich verschärfenden Widersprüche im Imperialismus als auch Ausdruck des Stands der Klassenkämpfe in der BRD, Ausdruck der relativen Kraft der Arbeiterbewegung. In dem Wunsch vieler westdeutscher Schriftsteller, für die Massen zu schreiben, drückt sich der Wunsch der Massen aus, daß für sie geschrieben werde.

Je realistischer, je parteiischer aber ein Autor schreiben möchte, desto wichtiger wird für ihn die Notwendigkeit, statt Fließbandarbeit einen Arbeiter zu beschreiben, der sich über das Wesen von Fließbandarbeit bewußt geworden ist. Bewußtsein aber bedeutet für die Arbeiterklasse Organisiertheit. Wer jenen bewußten, jenen klassenbewußten Arbeiter sucht, weil er der eigentliche Gegenstand parteiischer Literatur ist, der wird ihn nur in jenen Organisationen finden, die für die Arbeiterklasse der BRD die wichtigsten sind, in den Gewerkschaften und der Deutschen Kommunistischen Partei. Welche Konsequenzen das für einen Autor hat, liegt auf der Hand.

Günter Herburger Über die Zukunft des Romans

Man sagt und hört es, der Roman sei tot, abgewirtschaftet, ein untaugliches literarisches Instrument geworden. Das stimmt insofern, als Skepsis immer recht behält, wenn sie sich auf ein sicheres Minimum zurückzieht und Wagnisse aufgibt. An die Stelle des Romans sind jedoch keine umfassenderen Disziplinen getreten, die nicht nur, wie es bei Film und Fernsehen möglich ist, breitere und perfektere Oberflächen böten, sondern auch mehr Reflexion. Die Zeit und ihr Verzehr spielt eine entscheidende Rolle. Im Film und im Hörspiel ist sie an den Darbietungsverlauf gebunden, desgleichen im Theater, und kann von dem Konsumenten gewöhnlich nicht unterbrochen werden. Beim Roman ist sie infinitesimal, gleichzeitig bleibt sie interruptiv. Das bietet eine einmalig günstige Gelegenheit. Kein Zwang nötigt den Wahrnehmungsprozeß, der Leser bestimmt Tempo und Auswahl. Diesen Vorteil wollen wir ausnützen.

Abstrakt gesehen hieße das: die Schönheit der Armut ist die Reflexion darüber. Das bedeutet, daß Selbstbewußtsein und Überlegenheit, also Hochmut und Phantasie immerfort, aufgeblasen zu einem Ballon, die Zukunft, geschildert, bebildert, vertont, erst möglich machen. Was ist, kennen wir alle, was sein wird oder sollte, fordert uns heraus, strengt uns an, berauscht uns, gibt uns Übermut und Koketterie, Wut und Eleganz, Kraft und Trauer. Ich will sagen, warum sollen wir unser Verlangen, unsere Sehnsucht, unsere Lebengier, unsere brennende Sentimentalität nicht hinausschreien, da wir wissen, daß wir nur einmal leben werden, immer zu kurz kommen, der Kindheit nachweinen, weil die Gegenwart uns überrollt, uns zu Kompromissen zwingt und allnächtlich unsere Träume mit Schrecken, Vernichtung und Trotz vollstopft? Die Flugversuche, die wir manchmal wagen, enden im besten Fall kurz vor dem Aufprall. Wem es trotzdem zu fliegen gelingt, der erwacht auf jeden Fall im Bett und nicht in den Wolken.

Sprechen als Selbstentblößung

Diese Sperren wenigstens in der Vorstellung zu überwinden, dazu präsentiert sich der Roman als wunderbares Vehikel. Er ist im Grunde ein ständiges Sprechen mit uns selbst, unseren Nächsten, dem Dorf, dem Stadtviertel, der Gemeinde und Gesellschaft, leise stockend oder laut, rechthaberisch verzweifelt oder triumphierend, befehlend oder abwartend, aufzählend oder belehrend, jedenfalls immer von unseren Erfahrungen, Gefühlen und unserem Denken geprägt, das uns weiterzerrt und wieder verwirft. Dieser Überfluß steht jedem zur Verfügung, jeder produziert ihn im Laufe seines Lebens in

unzähligen Aspekten und Varianten. Ein Schriftsteller macht nichts anderes, als diese Fülle zu ordnen, notwendigerweise singulär individuell, um Übersicht zu wahren. So viel Leidenschaft und Penetranz fordert natürlich Widerspruch heraus, der seinerseits neue und wahrscheinlich noch größere Komplexität zu fabrizieren hofft, im Gegensatz zu den Naturwissenschaften, die auf möglichst kurzem Weg logischen Schlüssen zustreben. Das macht ihre Existenzkraft aus, ihre Verwendbarkeit, während die Literatur unnütz bleibt, federleicht ohne Beweistrenge, hoffnungslos schön als Überbau der armen Existenz.

Sprechend stellen wir uns vor und entblößen uns, Singularetanta wie Durst, Hunger, Überfluß, Ruhe, Schutz sind grammatisches Stempel objektiver Abhängigkeitsverhältnisse und psychologischer Bedürfnisse. Wer sich ihnen stellt, gewinnt an Selbstverständnis, faselt nicht, sondern bekennt stellvertretend für viele, will ich hoffen, fabuliert nicht, sondern beschwört ehrgeizig, will ich gestehen, konstatiert nicht, sondern spielt auf mit zuversichtlicher Absicht, will ich glauben und ungeduldig fordern. Ich spreche also von der Moral, der Sehnsucht nach Glück und Harmonie in einer Welt voll Arroganz, Wüsten und Hunger. Ich wäre kein bürgerlicher Europäer, wenn ich kein militanter Proletarier sein möchte, der ästhetische Kategorien überspringt, indem er sich rücksichtslos als Instrument von Solidarität und Gerechtigkeit bestimmt, schuldig ein Täter in der Gegenwart, glorifiziert in vergangener Zukunft.

Zu so viel Pathetik habe ich keine Kraft mehr. Ich habe mich zur Repression entschlossen, für den Schreibtisch, an dem alles möglich ist ohne Konsequenz. Die Geschwindigkeit der Entschlüsse nimmt leichtfertig zu, Biographie, Wissen, Erfahrung und Wünsche werden rücksichtslos ausgebeutet, manchmal noch von Ironie und Boshäufigkeit durchsetzt, die den zähen Teig erst zum Gären bringen, aber dann das Resultat, ein Buch, nach spröder und wollüstiger Anstrengung zugleich, wirkt meistens enttäuschend als Fertigprodukt in seiner stets zu kurzen Länge. Nur der Prozeß des Schreibens, Zusammenstellens und Ordens war erregend. Ich muß den Leser also daran teilnehmen lassen.

Es gibt Historienschreiber, die noch Wißbegier nach Information stillten, was heute andere Medien in großer Vielfalt übernommen haben. Symbolisten, Surrealisten deuteten fabelhaft über sich hinaus und schlossen kurz, was unserer Erfahrung nach nicht zusammengehörte, eroberten durch Schocks neue Dimensionen. Aber gerade unsere Erfahrungen waren es, die nach Kriegen, Massenmorden und Folter uns grausam lehrten, daß das Unmögliche zur selbstverständlichen Praxis wird, sogar zu einem Verwaltungsschema hierarchisiert werden kann. Die Realisten, Kahlschläger und Konkreten trübten sie skeptisch ein. Ihre Techniken sind notwendig, jedoch nicht flexibel und umfassend genug. Ausgehend vom Realen, der Basis, die wir alle kennen und in

jedem spezifischen Fall erleben, lauerte ein neues Verfahren quasi nur Millimeter entfernt neben dem Bekannten: die Vereinigung des Transitiven mit dem Intransitiven, des Konsumenten mit dem Produzenten. Ich meine eine so simple Technik wie das Präsens.

Es behauptet nicht als allwissendes Gottesokkular, sondern läßt vor unseren Augen entstehen. Es erfindet im Moment, zeigt das Zusammensetzen der Bestandteile ohne rückwärtige grammatischen Sicherung. Es ist wahrhaft demokratisch, weil es massenhaft auftritt und nicht endgültig bestimmend. Es sitzt ohne Sicherung im Satz, ist unschön, hat Kipplage und Spielraum und kann sich nicht auf die Arroganz der Vergangenheit verlassen, die auf ihrem Arsch hockt wie einzementiert. Es assimiliert bedenkenlos, wird in jedem Dialekt am liebsten verwendet, weil es schwach ist, da gegenwärtig und noch nicht historisch ehern, und es lägt nach allen Seiten, um Kampfgefährten anzulocken, denn für die Zukunft braucht es als Feigling Unterstützung.

Im Präsens sind alle Lagen möglich. Der Schreiber, nicht listig in Deckung des Vergangenen, sondern bloß und verwundbar, muß sich mit dem Leser verbünden, um überhaupt noch erzählen und entdecken zu können. Diese Beschränkung ist ein Vorteil. Die vieldeutige Gegenwart erstreckt sich über den Horizont hinaus, wo nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft beginnt. Jetzt etwas sagen, heißt von morgen reden, keine Verklärung, vielmehr eine Veränderung anzustreben, neue Entwürfe über mögliche Katastrophen hinaus vorzustellen.

Ich weiß, dieser Optimismus klingt idealistisch, für Intellektuelle geradezu kindisch. Deren Pessimismus erzeugt jedoch nur ein neues Tabu, um die eigene Person zu sichern. Einen wirklichen Schreiber, also einen Fanatiker, der seine Zurückgezogenheit am Schreibtisch aus Mangel an gesellschaftlicher Wirksamkeit überwinden möchte, darf diese moralische Schüchternheit nicht interessieren.

Wo aber ist das kleine Präsens geblieben, der technische Kniff mit den gegenwärtigen Wörtchen? Will ich den Roman tatsächlich daran aufhängen wie einen dicken romantischen Vergleich an einer dünnen Präposition ohne historische Vergangenheit?

Die Gegenwart einsammeln

Der Realismus hilft mir. Ohne ihn kriege ich nichts zustande. Alles, was ist, sich verbündet, umschmeichelt, trennt oder befehdet, geht mich an, reizt meine Produktivität, meine Sehnsucht nach Ordnungsmöglichkeiten, um vielleicht doch eine Art Wille, Prinzip, theologische Schönheit und Zuversicht zu entdecken. Die sinnliche Wahrnehmung, tausendfach gesteigert, gefächert und wieder in Zweifel gebracht, zielt auf irgendein Resultat, das in Befreiung mündet.

Die Gegenwart einsammelnd, meine ich die Zukunft, die Utopie, die phan-

tastische Absicht, ein wenig Ewigkeit einzuatmen, während ich weiß, daß ich sterben muß, tot sein werde, ein Leichnam mit Gestank und Zerfall, doch die anderen leben weiter, sind noch nicht einmal geboren, entfalten sich spielerisch in unserer verzweifelten Vorstellung. Ich wehre mich dagegen mit aller Kraft, türme auf, ramme ein, stoße vor, schlage um mich, weine laut, umarme, so oft ich kann, sage, daß ich traurig bin, einsam, kraftlos, nehme jede Hilfe an wie ein Hund einen Napf voll stinkendem Fressen. Ich habe keinen Stolz.

Wenn ich so weit bin, meine ich, hätte ich gewonnen. Denn ich werde ohne die anderen nicht mehr auskommen. Ich lasse nicht mehr los. Ich sage jetzt, was ich will, was ich tun werde. Wird es recht sein? Wird es mir, den anderen, vielen, allen, der Menschheit, dem Weltraum helfen, der sich ausdehnt, wie behauptet wird, als permanente Explosion? Was soll ich da noch mit der Zukunft des Romans anfangen?

Ich beginne so bescheiden wie möglich, nämlich im Präsens. Es erlaubt mir die Konzeption der Idealform, dem Roman einer Sekunde, in dem dann alles enthalten wäre, was vorstellbar und fühlbar ist. Die Linearität des Schreibens zwingt mich, die geforderte Komplexität vorsichtig zu packen. Die Vertikale muß mit der Horizontalen komponiert werden. Alexandrinischer Eifer sammelt so lange, bis Synopsis entsteht. Gezieltes teilt Vermischtes; der Zwang sprengt sich selbst in die Luft. Genauer gesagt, die Spekulation teilt sich singulär und kollektiv mit; Biologie, Chemie und Physik werden individuell dargestellt; Objektives und Subjektives schwingt sich zur Abstraktion auf wegen der größeren Übersicht; Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft bleiben auf einer Ebene aktiv; Aktives und Passives enden stets resultativ. Dies wäre der Roman meiner Träume, spannend, unterhaltsam und in seiner Fülle bedenkenlos lang, der, wer könnte jetzt noch widersprechen, den gegenwärtigen Roman auf jeden Fall zukünftig machen würde für jeden, der zweifelt. Und überall beginnen sie schon zu schreiben.

Anna Seghers Bewahrung und Entdeckung

Rede auf der Delegiertenkonferenz des Deutschen Schriftstellerverbandes 1963

Ich möchte kurz über unsere Darstellungsart sprechen, die man gewöhnlich „Schaffensmethode“ nennt. Mir geht es nicht so sehr um das Methodische, sondern um die Wurzel dieser Darstellungsart. Ich will sie „Darstellungskraft“ nennen.

Manchmal scheint es, als sei das Vermögen, die Wirklichkeit zu erkennen und darzustellen, als sei die sogenannte Darstellungskraft in ängstliche oder schwächliche oder auch verspielte oder unernste Hände geraten. Dann stößt man in Gesprächen und beim Lesen auf eine gewisse Unsicherheit.

Um zu verstehen, was ich meine, müßt ihr euch mit mir ein paar Monate zurückversetzen. Da war ein besonders strenger Winter. Es gab erstaunliche Anstrengungen, um die Produktion auf der Höhe zu halten und die Städte mit Licht, Kohle usw. zu versorgen. Beispiele gab es für eine hohe Arbeitsmoral, die oft eine hohe sozialistische Moral war oder — gerade während der grimmigen Kälte — in eine solche überging. Davon gibt es auch dichterische Zeugnisse.

Eines Morgens — es war der Morgen vor dem Parteitag — ging ich früher als gewöhnlich über die breite Chaussee in der Nähe meiner Wohnung. Das ist die Anfahrtstraße zum Flughafen. Einige Arbeiter stellten gerade Transparente auf: „Ein neues Zeitalter hat begonnen, der umfassende Aufbau des Sozialismus!“ Der Arbeiter auf dem Transparent trug ein offenes Hemd. Der Arbeiter, der das Transparent aufstellte, war dem Arbeiter auf dem Bild sehr ähnlich, nur hatte er einen dicken Schal um den Hals gewickelt; denn es war so kalt, daß die Luft selbst in Schnee zerstäubte und die Chaussee in Dunst verschwand.

Sonst erscheint mir diese Straße ziemlich langweilig. Sie ist mir zu gut bekannt. Doch damals kam sie mir fremdartig vor, ja wunderbar neu. Sie kam mir wie eine der großen Straßen vor, die aus Moskau heraus- oder — wenn man will — hineinführen. Man könnte sagen: Es war, als ob eine Straße in die andere überginge, als ob die geographische Strecke zu einer zeitlichen würde, als ob sie, diese Chaussee, in die Zukunft, in den Aufbau des Kommunismus hineinführte. Irgendwie glich dieses Plakat „Umfassender Aufbau des Sozialismus“ einem Wegweiser auf unserem gemeinsamen, immer weiterführenden Weg. Und die es aufstellten, waren die Wächter. Nun, so dumm, so unbegabt, so blind ist wohl keiner von uns hier, daß er auf diesem Weg zurückgehen oder daß er einen irreführenden, falschen Wegweiser hinsetzen möchte. Wir kennen auch keinen Schriftsteller unter uns, der wissentlich,

geflißentlich den Versuch unternähme, jene Ideologie einzuschmuggeln — was einem falschen Wegweiser entspräche —, von der wir Kriegshetze, Rassenhetze, Ausbeutung, Terror usw. tagtäglich an verschiedenen Punkten der kapitalistischen Welt erleben und zu erwarten haben. Nein, ich nehme an, daß jeder Schriftsteller, der hierher delegiert worden ist, die ihn umgebende Welt mit unserer Methode, d. h. so darstellen möchte, wie sie ist, eine trotz mancher Rückschläge, trotz Schwierigkeiten, den Sozialismus aufbauende Welt. Er kann gar nicht anders, wenn er sie realistisch darstellen will, von seinem sozialistischen Standort aus, der ja der Standort des weitesten Weitblicks ist; denn der oft strapazierte Ausdruck „sozialistischer Realismus“, der sogar manchem schon Angst eingejagt hat, ist keine willkürliche Erfundung. Er bedeutet die Darstellung einer unweigerlich sich vorwärtsbewegenden Welt von dem Standpunkt aus, von dem man sie am besten beobachten kann. In dieser Darstellung liegt aber nicht, wie man es kürzlich in einer westdeutschen Zeitung dem Genossen Hager zuschrieb, daß wir eine von uns gewünschte Welt so darstellen sollten, als ob sie bereits existiere. In unseren guten Arbeiten, zum Beispiel von Christa Wolf oder in manchen Novellen von Neutsch, existiert da die neu entstehende Welt schon voll und ganz? Oder ist sie wahrheitsgemäß im Aufbruch, im Begriff, sich durchzusetzen? In der Erzählung „Die Geschwister“ von Brigitte Reimann war es durchaus nicht einfach, den Bruder zum Bleiben zu bewegen. In Christa Wolfs „Geteiltem Himmel“ bricht der Geliebten fast das Herz. Letztlich war in jedem Fall das Verhältnis des Betreffenden zur Arbeit und dadurch zur Arbeiterklasse und dadurch zu unserem Staat ein Prüfstein. Daraus ergab sich, wie er zu uns steht; und die Prüfung wurde keinem zu leicht gemacht. Eben deshalb aber wird dem Autor geglaubt, und er, der Autor, hilft mit, andere leben, lesen und schreiben zu lehren.

Nein, solche Hände waren nicht kleinlich, nicht schwächlich, sie bekamen — wahrscheinlich oft erst nach schwerem und langem Ausprobieren — die Wirklichkeit zu fassen, und sie stellten sie dar. Nur wenn die Wirklichkeit in starker, mitreißender Entwicklung da ist, wird dieses Mitreißende schließlich auch die packen, die sich an Grenzpfählen festklammern. Wer wünscht sich nicht solche Arbeiten, die die Sturzflut der Wirklichkeit besitzen, ja überholen? Zwischen Wünschen und Können gibt es jedoch einen Unterschied. Weder die Gesinnung noch die Thematik und erst recht nicht die Anrufung, wie zum Beispiel im Märchen, genügen. Der Autor muß darstellen können, was er darzustellen *wünscht*.

Die Wirkung einer Arbeit in unserem Lande unterscheidet sich außerordentlich von der Wirkung in einem nichtsozialistischen Land. Viel mehr Menschen als früher und anderswo nehmen teil an unseren Berufsproblemen.

Kurz nach dem VI. Parteitag kam ich in einen Betrieb in der Republik. In einer Berufsschule des Werkes hat mich irgendeiner sofort gefragt: Du, Anna,

jetzt erkläre du uns mal, warum man auf dem Parteitag gerade euch Schriftsteller so massiv anging? — Ich weiß nicht, ob man in Westdeutschland oder in Frankreich etwas Ähnliches mit den Schriftstellern in einem Walzwerk diskutiert.

Ich möchte aus meinen Erfahrungen etwas zu den Arbeitern jüngerer Ge- nossen sagen, die viel diskutiert worden sind. Die große direkte Wirkung, die ein Roman, ein Theaterstück, ein Gedicht oder ein Fernsehspiel besitzt, wird den Kritiker besonders wachsam machen. Man darf aber meines Erachtens folgendes nicht übersehen: Oft war der Autor nicht imstande, ein Phänomen der Wirklichkeit, das ihn selbst so tief bewegt hat, daß er es darstellen *mußte*, zu durchschauen. Er hat das, was ihn erregte, sozusagen antwortlos, lösungslos auszudrücken versucht. Im Grunde genommen: ein Konflikt ohne Lösung. Der Leser bleibt dann sich selbst überlassen. Meines Erachtens verpflichtet uns das besonders, beim Entschleieren des Rätsels zu helfen. Es ist ja möglich, der Autor hat ein Problem aufgespürt, das viele Menschen quält. Wir aber, gerade weil es uns nicht quält, weil es uns längst klar ist, haben noch nicht geschafft, es klar darzustellen für andere.

Manchmal fasziniert einen Künstler in einem fremden, sogar feindlichen Buch eine Darstellungsart, die ihm bisher unbekannt war. Sie überrascht dann einen Menschen so stark, daß er den Inhalt mitschluckt. Aber man findet auch zum Beispiel bei Brecht von unserem Gesichtspunkt aus eine neue, überraschende Darstellungsart der Wirklichkeit, eine Art künstlerische Entdek- kung. Bei einem echten Künstler geht es doch nie um Formfindung allein, es geht immer zugleich um die Form- und Inhaltsentdeckung. Das ist auch der Fall, wenn Becher oder Brecht oder andere alte Formen nutzen, um erregende Inhalte aus unserem Leben darzustellen. Auch heute geht mancher unwillkür- lich in Hexameter über, Strittmutter zum Beispiel spricht im „Katzgraben“ in fünffüßigen Jamben. Preißler hat die eigentümliche Darstellungsart eines amerikanischen Dichters, Lee Masters, zur Darstellung heutiger Charaktere benutzt, nämlich dichterische Biographien, die bei Lee Masters gereimte Grab- inschriften sind; sie spiegeln bei ihm das wahre Leben der Toten im Gegen- satz zur Heuchelei der Gesellschaft. Solche Versuche, auf einen neuen Inhalt angewandt, sind, wenn sie gelingen, nicht nur berechtigt, sie sind richtig. Ich habe in meinem Roman „Das siebte Kreuz“ manches angewandt, was ich von dem bei uns wenig bekannten italienischen Romancier Manzoni lernte: Wie man an einem Ereignis das Verhalten vieler Schichten eines ganzen Vol- kes zeigen kann. Ich glaube, Bernhard Seeger hat für die Charaktere und den Aufbau von „Herbstrauß“ manches aus „Neuland unterm Pflug“ von Scho- lochow gelernt. Jeder von uns lernt und verwertet künstlerisches Erbe aus der eigenen Kultur und aus der Weltkultur. Es kann sogar eine gewisse Ver- armung sein, davon nie berührt zu werden.

Wenn ich „Die menschliche Komödie“ von Balzac studiere, wie sie aufgebaut

wurde usw., werde ich mich da von seinem katholischen Royalismus anste- ken lassen, den er als Ausweg aus seiner korrupten Zeit betrachtet hat? Gorki hat den sozialistischen Realismus in einer feindlichen Umwelt herausgebildet. Man kann dasselbe von Nexö und anderen sagen. Viele von uns, jeder in eigener Sprache, haben in kapitalistischer Umwelt künstlerisch darstellbare und wahrnehmbare Symptome suchen und finden müssen, die die Arbeiter- klasse zur führenden, zur handelnden Klasse macht.

Bei uns und heute, da die Sowjetmacht existiert und die Arbeiterklasse die herrschende Klasse ist, die durch ihr Dasein, wie Marx sagt, andauernd das gesellschaftliche Rätsel löst, soll schon in jeder unserer Tageszeitungen die Kritik in die Lösung übergehen. Denn in unserem Staat der Arbeiter und Bauern ist die Selbstkritik der herrschenden Klasse nicht die Kritik an Feinden, Ausbeutern. Das muß aus guten Arbeiten herauskommen, und es kommt oft heraus. Darin beruht auch der Unterschied zwischen guten Arbeiten bei uns und Arbeiten mancher westlicher Autoren wie Koeppen oder Böll oder anderen. Diese enthalten Kritik, manchmal tiefe Menschlichkeit — im Gegen- satz zu einer Umwelt, die im Absterben so frech und so zynisch ist, wie es in Balzacs Zeiten die Räuberjugend des Kapitalismus war.

Besteht nun die Gefahr, daß sich die Reflexe der beiden Wirklichkeiten, unserer und der feindlichen, vermischen? Das ist nur möglich, wenn jemand *einen* der vielen Reflexe für die ganze Wirklichkeit nimmt, wenn er von einem Reflex derart fasziniert ist, daß er die ganze Wirklichkeit nicht erfaßt. Der Kosmonaut Cooper hat eine große technische und auch menschliche Leistung vollbracht. Gleichzeitig gab es die furchtbaren Negerverfolgungen in Alabama. Daß eine solche Barbarei in einem technisch so hochentwickelten Land möglich sein kann, das ist die *ganze* Wirklichkeit. Sie wäre sicher an vielen Reflexen für einen Schriftsteller feststellbar, und so ist sie auch schon dargestellt worden.

Wie aber sollen wir uns verhalten zu den Darstellungen von Autoren, die in einer vergangenen Periode gelebt haben, gleichwohl aber zu unserem Kul- turerbe gehören? Einer sagt: Alles ist an ihnen gemessen blaß. Ein anderer sagt: Was soll ich überhaupt damit anfangen, das gibt mir heute nichts mehr. — Ich glaube nicht, daß jeder in jeder Lebenszeit denselben Werken gleich nahe sein kann. Kürzlich, auf eine Anfrage aus der Sowjetunion von einem Tolstoi-Biographen, mußte ich ihm und mir gestehen: Auch Tolstoi hat in gewissen Teilen meines Lebens mehr oder weniger auf mich gewirkt. Ich glaube aber, da hat Pawlow recht: Man muß immer wissen, welche Nah- rung — auch geistige Nahrung — das Kind braucht.

Ich verstehe nichts von Philosophie. Jemand, der mehr als ich davon ver- steht, hat mich auf einen Satz von Hegel aufmerksam gemacht, der mich als Schriftsteller erregt hat. Dieser Satz bezieht sich auf das, worüber wir spra- chen, auf die Frage nämlich: Was ist wert, gelernt, verwendet zu werden?

Hegel sagt, daß das Wort „aufheben“ im Deutschen, und nur in der deutschen Sprache, einen dreifachen Sinn hat: nämlich aufheben im Sinne von Schluß machen, aufheben im Sinne von aufbewahren, das gute Erbe weitertragen, verwenden, und schließlich aufheben im Sinne von hochheben, auf eine höhere Stufe heben. Diese drei Arten von „aufheben“ sind für uns Schriftsteller wichtig. Es kommt darauf an, mit dem Vergangenen Schluß zu machen. Dazu gehört das Gemeine so gut wie das Heuchlerische, wie alles Falsche und Feindliche. Aber es kommt auch darauf an, streng zu bewahren, zu behalten und zu verwerten, was für uns wichtig und richtig ist, die Mühe der Analyse auf uns zu nehmen und uns keinen Deut davon stehlen zu lassen, und endlich das Leben auf unserer, auf der höheren Stufe darzustellen.

Ich las kürzlich eine Bemerkung, in der die Rede war von dem „Charakter, von Küstenschiffen und von Kapitänen auf großer Fahrt“. Bitte, versteht jetzt nicht falsch, was ich sage: Es gibt herrliche Küstenschiffer, und die Küstenschiffahrt ist etwas Schönes. Aber — Achtung! — dieser Vergleich hat für Schriftsteller auch nichts zu tun mit Entfernung, denn die Länder, die er oft erkunden muß, liegen im Inneren der Menschen.

Die schönsten Geschichten von Theodor Fontane spielen in der Mark Brandenburg. Trotzdem kann man ihn wohl einen Kapitän auf großer Fahrt nennen, erst recht Tschechow oder Maupassant. Jeder von uns kann das Zeugnis für große Fahrt erwerben, wenn er die Bedingungen erfüllt. Es ist nicht leicht, den Aufbruch in eine neue Welt so darzustellen, daß er von dem Leser begriffen wird, daß er mit teilnehmen will an unserem Aufbruch. Darin liegt aber die Kraft unseres Berufes.

Frank Benseler Anna Seghers-Treffen

Aufeinanderzugehen, zwanzig Werst bis zum nächsten Menschen; die russische Literatur lebte von solchen des anderen und der Welt begierigen Fahrten. Wen trifft man heute, wo jeder im Ballungs- und Verkehrstaumel froh ist, in Ruhe gelassen zu werden, absichtlich und gezielt? Sich mal eben treffen, im Dickicht der Städte, das ist blind, so unverbindlich, wie die Stimme im Radio, wenn man müde an der Skala entlang dreht. Sprache, „unsere Sprache, die zu den besten Gütern gehört, die wir besitzen“¹ ist verräterisch und exakt: ein Treff, hier wie anderswo, meint keine Begegnung.

Es gibt Berufe, die sind für den anderen da, Spezialisierungen für Not, die es

¹ Anna Seghers, Fahrt nach Stalingrad, in: Kritik in der Zeit, ed. v. K. Jarmatz, Halle/Saale 1970, S. 363.

nicht geben sollte. Wer kein Schriftsteller ist, kann von sich und den Sachen berichten. Wer es ist, bezeichnet die Verhältnisse, das, was verbindet und trennt, das was ausbeutet und schmerzt, das, was denkt und erkennt. Man muß den Ausdruck Literatur ändern, ich schlage das ernsthaft vor; denn sie ist nicht durch Schreiben und Geschriebenes charakterisierbar: vielmehr dadurch, daß sie Beziehungen macht. „Der Autor und der Leser sind im Bunde, sie versuchen zusammen auf die Wahrheit zu kommen.“² Weder die Faktographen unter den russischen Formalisten, noch die nouveaux Romanciers haben in ihrem verzweifelten Versuch, Wirklichkeit durchs Detail und in der Struktur zu erreichen, etwas anderes getan, als was die Sappho vor zwei Jahrtausenden erreichte, wenn sie schreibt: „wie der Honigapfel sich rötet oben am Aste, oben am obersten Aste“, und dann an Agallis: „alles ist möglich, wenn die Stunde es zuläßt“³. Ein glänzendes Beispiel für Realität als Beziehung. Oder heute: „Unseren Erdball überzieht ein Netz aus Längen- und Breitengraden, unerlässlich für Schiffe und Flugzeuge. Unerlässlich für den Frieden ist das Netz, das zwischen Menschen guten Willens entsteht, schreibenden und lesenden. Vielleicht ist ein Punkt in diesem Netz Neruda am Kap Horn, vielleicht ist Laxness ein anderer Punkt aus Island. Vielleicht Fedin in Moskau, vielleicht Aldridge in London. Solche lebenden Längen- und Breitengrade mit den Menschen, auf die ihre Bücher wirken, bilden ein Netz, das unzerreißbar sein muß.“⁴

Ich habe Anna Seghers getroffen. Vorher hat sie mich getroffen. Der große Krieg war vorbei, das hieß für mich: Desertion und Besatzungszeit im Westen; langhaarig, in dem Kaftan aus schwarzgefärbtem Naziblumenstoff begann ich das Studium in Mainz. Da gab es die FDJ-Gruppe, die hoffnungsvoll im Keglerheim tagte und genau so ohne Zulauf blieb wie der junge Dichter, der am schwarzen Brett aufforderte, donnerstags im Bahnhof seine Gedichte anzuhören. Da gab es Reisen zu den Bachfestspielen in Leipzig, wie die Exkursionen des Weinseminars in nähere Gefilde. Und die Freiheit, zu sagen, daß der geliebte Nietzsche Blödsinn und der schwierige Hegel die Krone sei. Damals war Herr Holzamer Professor für Philosophie, die Restauration insgesamt noch nicht stabilisiert, in den Frankfurter Heften konnte über Remilitarisierung diskutiert werden, Pieck und Grotewohl waren von Massenversammlungen direkt bekannt, wie Renner und Reimann, die im Bundestag selbst an Adenauer einen aufmerksamen Zuhörer hatten; es war wenig, aber noch Hoffnung, daß historische Umwege, die die deutsche Geschichte ausmachen von Friedrich dem Großen bis zur USPD, diesmal vermieden werden könnten. Ein sehr guter Weinjahrgang. Hitze in dem Wäldchen hinter der zur Wissenschaft entfremdeten Flakkaserne Görings. Wir lasen Marx, hörten

² Zitat nach F. C. Weiskopf, Die Erzählerin Anna Seghers, in: Über Literatur und Sprache, Berlin 1960, S. 223.

³ Lobel-Page, Poetarum Lesbiorum Fragmenta, Oxford 1955, S. 19 ff.

⁴ Anna Seghers, Aus der Manifestation im Deutschen Nationaltheater in Weimar am 19. 5. 1965.

Hans Dieter Hüschs Anfängen am Klavier zu, wir gaben Mädchen Namen, Liebe, wir badeten am Weisenauer Ufer; im Gonsenheimer Forst, französische Militärregierung hin oder her, konnte man einsam spazieren, „aber lächelnd und ernst ruht droben der Alte, der Taunus“, wie Hölderlin sagt. Zwei Semester, und im Winter von Finthen bis Hauptbahnhof mit der Straßenbahn. Ich las in drei Wochen Lessings Hamburgische Dramaturgie, auch stehend, in der Kurve am Ausbesserungswerk geschüttelt. Und hier ist es gewesen: „Ich las, wie nur ganz junge Menschen Romane lesen“,⁶ die Ausgabe eines Buchs über Hitler-Deutschland, dem wir eben entkommen waren, über dessen KZs wir unsere Witze gemacht hatten, jene Art von Witzen, die heute verschwunden sind, die das bitterste an Kritik darstellen, was ein Volk kollektiv leisten kann, wenn es ohnmächtig ist.

Das Siebte Kreuz: kann man die erste Liebesnacht vergessen, die Spontaneität, das Fieber, bis man merkt, daß alles natürlich ist, das Festhalten, nicht Aufhören-können. Ich weiß nicht, wie lange Anna Seghers an diesem Roman geschrieben hat, ich las die Seiten in Stunden — und bin nie wieder zu jener faden Wirklichkeit aufgewacht, die ihrer sicher ist, die Gras für natürlich, einen Becher für selbstverständlich, eine Farbe als gegeben nimmt.

Zuerst glaubte ich, in einem über die Welt hin hallenden Schrei zu leben. Als der verstummte, die Menschen wie vorher neben mir im Kolleg saßen, setzte der Kontakt zur Außenwelt aus. Stille — mit fremder Erinnerung, Gedanken an Menschen, die neben mir gelebt haben, geflohen sind, von Mitmenschen verfolgt, nicht aufgenommen. Wenig hoffnungsvolle Hilfe. Das alles, während ich Pimpf war, mein Vater NS-Rechtswahrer und treuer Katholik; wir lebten auf Lebensmittelmarken und ließen die Bombenangriffe als „Terror“ über uns ergehen. Diese Erinnerung, fremde auf eigenes Erleben geschmettert, hat mein Leben verändert. Ein Bleistift ist ein Bleistift. Aber meine neue Erinnerung heftet sich an den Bleistift, den Oberkamp nach dem Verhör von Wallau spitzt. „Tiefe, verändernde Wirkung geht nur von großer Kunst aus.“⁷ Das war keine Symbolik, nichts Gekünsteltes: in diesem spitzen Bleistift ist der verwaltete Tod eines gefolterten KZ-Ausbrechers Wirklichkeit: „Etwas Licht über Zillichs Schulter, dieses winzige blaue Herbsteck, belehrte Wallau zum letzten Mal, daß das Gefüge der Welt festhielt und festhalten würde für welche Kämpfe auch immer.“⁷

Ich kannte mein blaues „Herbsteck“. Abends zum Fort Gensenheim; ich glaubte, wirklich einsam und bei Sonnenuntergang gebe es Inspiration. Aber sie kam nicht, so sehr ich meine leeren Zettel bereithielt, auch Heidegger-Lektüre bei Kerzenlicht brachte nichts als verdorbene Augen, Schopenhauer, 25-

⁶ Anna Seghers, Erlebnis und Gestaltung, in: Aufbau, Heft 3, 1949, S. 242.

⁷ Anna Seghers, Die Tiefe und Breite in der Literatur, in: Beiträge zur Gegenwartsliteratur, hrsg. vom Deutschen Schriftstellerverband, o. O., 1961, S. 37.

⁷ Anna Seghers, Das siebte Kreuz, Amsterdam 1946, S. 191 und 349.

seiten-weise in der behelfsgeheizten Küche des Nachkriegswinters gelesen, war schon überwunden. Dann fuhr ich mit dem Fahrrad weiter, jenem Vehikel, das eine Geschichte hat — man hat es mir weggenommen und in den Rhein geworfen, später, als in Schneiders Bonner Repetitorium jeden Tag aufs Neue über meinem Stuhl das Schild hing „Von Moskau bezahlt“ —, also weiter, ans andere Rheinufer, um dem Gebirge näher zu sein. Die Kirsch-, Apfel- und Aprikosenbäume in der Ingelheimer Aue, nachts beim Licht der langsam hochkriechenden Laster beklaut, reizten nicht sehr: drüben gab es Reben. Damals waren die Straßen noch keine Rollbahnen, ich kreiste innerhalb des Gebücks, jener Befestigung des Rheingaus aus alten Zeiten, zwischen hoher Wurzel und Mapper Hof. Kann es einen größeren Gegensatz geben, als den zwischen Georg Heislers rettendem Gang über die Mainzer Brücke und diesem glühenden Sommer? „Der Regen hing in Strähnen vor der Stadt auf dem anderen Ufer. Sie schien bar aller Wirklichkeit vor dem unermeßlichen trüben Himmel. Eine von jenen Städten, die man im Schlaf erfindet, für die Dauer eines Traumes und selbst solange wird sie nicht halten. Aber sie hatte schon zweitausend Jahre ausgehalten. Georg kam auf den Kasteller Brückenkopf.“⁸ Dagegen: In kurzen Hosen im Garten des Schloß Vollrads, die Gräfin wandelte mit Sonnenschirm. Oder auf der Hallgarter Zange, am Markobrunnen. Anna Seghers in der Radtasche an der Abtei Eberbach. Ob sie gewußt hat, die so heimatverbunden ist, wie kein anderer deutscher Schriftsteller, daß hier der Kinderkreuzzungsinspirator, Bernhard von Clairveaux, gründend wirksam war? Ich lag im Steinberg und auf dem Scharlachkopf, zog durchs Dorf Johannisberg, war in Kiedrich wegen der Sandgrub und nahebei in Eltville, wegen der Druckerei der Brüder Bechtermüntze, irgendwie wird es schon zusammenhängen, dachte ich, der Wein und das Buch und daß man drucken konnte, hier, 1460 und mit Gutenbergs Hilfe.

Zum Grauen Haus in Winkel, ein Tourist stand bewundernd vor der groben Einfachheit und flüsterte: neuntes Jahrhundert, neuntes Jahrhundert. Was ich suchte, war das Brentanosche Landhaus, das in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ eine Rolle spielt, und ich fand das Grabmal der Karoline von Günderode, las davor den *Aufstand der Fischer von St. Barbara*. Ein durchaus passender Zusammenklang, ließe sich denken. Hatte doch die Seghers 1935 auf dem Pariser Kongreß zur Verteidigung der Kultur die Günderode mitten hineingestellt in den Kreis derer, die sich die Stirnen wundgerieben und den Kopf eingerannt haben — nicht aus Schwächlichkeit und Todesneigung, sondern im verzweifelten Kampf gegen deutsche Wirklichkeit. Im Elend verkommen, im Wahnsinn gestorben, durch Selbstmord geendet — die Günderode, Bürger, Lenz, Kleist, Büchner, und der verkappte Jakobiner von 1789,

⁸ ebd. S. 414.

Hölderlin: „Die Gesetze aber, die unter Lebenden gelten, die schönausgleichenden, die sind dann allgeltend . . .“⁹

Ich hingegen fand damals die Kombination bedenklich. Hatte doch die frühe Kritik dem Buch, das Anna Seghers den Kleist-Preis einbrachte, romantisches Anempfinden nachgesagt. Und ich habe noch viel später als Schock und Fehlgang empfunden, daß Christa Wolf ihrer Rheinreise eben jenes Grabmal zum Ziel setzte, das für den Selbstmord aus unglücklicher Liebe zum Berliner Professor Creuzer steht. Ich bekam einen weinseligen Begriff von Romantik, gerankt um die Jahreszahl 1806 auf dem Grabmal am Rhein: dagegen war mächtig jenes Mädchen, das zwischen ihren schwarzen Zotteln über der Reeling hängt, mit „ihrem mageren, von den Fäusten der Matrosen ausgepreßten Körper, deren Liebe nicht einmal ausgereicht hatte, um Armbänder an ihre braunen, grätendürren Arme zu ziehen.“¹⁰ Marie und Caroline verbanden sich; ich begriff, daß nicht der Tod aus Liebe, sondern das Leben aus Liebe — und das kann den Tod einschließen — den Gegensatz zwischen Romantik und Realismus ausmacht. Der Fährmann in Niederwalluf wartete zuletzt auf den heiteren Radfahrer, wollte nicht ablegen ohne „den besoffene Student“. Das war mein blaues Herbsteck, eine gefügte Welt im Frieden, von Geschichte satt und an einigen Stellen offen.

Ich begriff, daß in diesen Büchern eine harte Hoffnung aus Schwachheit wuchs: langsame Solidarität nannte ich das. Ein Traum, der zweitausend Jahre hält, umfaßt Willigis von Mainz ebenso wie Gutenberg oder die Mainzer Revolution. Und von da ab blühte der Ort, wo der Funke aus Frankreich gezündet hat, ich las zur Kanonade von Valmy dann Georg Forster, die unterdrückten Mainzer Flugschriften, die Freund Haasis jetzt herausgibt, gehören dazu wie das Schloß jener Herren, die Geschichte gegen das Volk machten. Ein Traum, der uralt ist und auf den wir ausgehen wie auf ein sozialistisches Tischlein-deck-dich: Solidarität. Der eingefangene und gefolterte Wallau, der nicht verraten hat, der sich als Toten erlebt, geht mit dem geretteten Georg Heisler über die Mainzer Brücke. Solidarität heißt nicht immer schon gelingen; heißt: Beziehung retten, auch: alle für ein Ziel. Hart steht das im Siebten Kreuz: „Es war sechs Uhr nachmittags. Sonst war niemand dabei. Aber schon Montag früh lief ein Zettel um in den Opelner Werken bei Mannheim . . .: Unser ehemaliger Betriebsrat, der Abgeordnete Ernst Wallau, ist am Samstag um sechs Uhr in Westhofen erschlagen worden. Dieser Mord wird am Tage des Gerichts schwer zu Buche stehen.“¹¹

Nichts Träumerisches gibt es da im Traum von der befreiten Zukunft; sondern Härte von jetziger Geschichte und Schwere von Hoffnung. *Am Tage des Gerichts, zu Buche stehen*, solche Berufungen schwätzen nicht: ein ganzes

⁹ Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke, Kleine Stuttgarter Ausgabe, Bd. 2, S. 142.

¹⁰ Anna Seghers, Aufstand der Fischer von St. Barbara, Neuwied 1968, S. 7.

¹¹ Anna Seghers, Das siebte Kreuz, a. a. O., S. 349.

Volk wehrt sich, in wenigen seiner Menschen, gegen den Faschismus, gegen die unabgeworfene Herrschaft seiner Geschichte. Es wehrt sich gegen die Flucht in den Mythos, sein Bewußtsein ist unterentwickelt, von der blauen Blume bis zur weißen Rose; aber das objektive Bewußtsein ist möglich. Diese Menschen, die Anna Seghers gefunden hat, sind das verkörperte „zugerechnete Bewußtsein“ des gesamten deutschen Antifaschismus. Ich wußte das damals auch nicht. Aber ich merkte, daß es wißbar war. Wer weiß schon, nach der ersten Umarmung, was er wissen könnte. Aber erst von diesem Augenblick an existiert er als Gattungswesen.

Also: nicht treffen, getroffen worden sein. Ich habe als erstes so viele Exemplare vom *Siebten Kreuz* gekauft, wie das wöchentliche Taschengeld meiner Tante hergab. Das war wenig, denn meistens mißtraute sie dem Bestimmungszweck und schickte die Lebensmittel selbst. Immerhin reichte es, um einige Mädchen, alle Verwandten und meinen ehemaligen Direktor zu bedenken, einen Mann, der uns in der Oberstufe, aufgeregt und als Ansporn gemeint, gesagt hatte: „Sehen Sie sich die anderen an, die in der Volksschule geblieben sind, jetzt an der Werkbank stehen. Schon jetzt sind Sie durch Welten von ihnen getrennt.“ Und der fast zusammenbrach, als seine rothaarige Tochter ein uneheliches Kind bekam, das eben jene Trennung praktisch verneinte. Ich weiß nicht, ob er die Seghers als Antwort verstanden hat. Oder als Affront. Manche Leute, die zeitlebens das Falsche gelehrt haben, das dadurch so allgemeingültig geworden ist, müssen einfach verschwinden. Ich glaube, wenn ich von einer Diskussion mit dem Speyrer Bischof absehe, so war das der letzte illusionäre Versuch, am untauglichen Objekt taugliche Mittel abzuschleifen.

Dann habe ich Anna Seghers wirklich getroffen, gesehen, besucht, mit ihr gesprochen, sie fotografiert, mit ihr gegessen und getrunken, ihr die Hand gegeben, bin von ihr weggegangen. Ein junger, mainzgeprägter Rheinländer und eine alte Frau in Berlin-Adlershof, die aussieht wie eine Indianerin. Ich war öfter, wie man so sagt, bei ihr, fünfmal, ich habe das nachgeschlagen, ich wußte das nicht mehr, es war nur ein Eindruck zurückgeblieben, einer riesigen Spannung und eines ausklingenden blauen Tons.

Das erste Mal kam ich mit Franz Schonauer, dem Kritiker, aus Warschau zurück. Wir kamen ins Berliner Literaturmilieu — im übrigen war der sozialistische Aufbau im Gang — und wurden gewarnt — ja, Klatsch, Eifersucht, Neid, das gibt es auch im Sozialismus —: die Seghers, die ist egoistisch, nicht sehr hilfsbereit, und so weiter. An der Tür trat sie uns entgegen, etwas konfus, von großem, unmittelbar wirkendem Charme. Na, Herr Nicht-Schonauer, begrüßte sie mich, wollen Sie auch Kaffee? Die anderen Lektoren tranken Schnaps.

Ich versuchte das Gespräch auf Lukács zu bringen. „Was tut das schon“, meinte sie, „dies oder jenes Zitat, ich verstehe es nicht, nicht mehr.“ Sie spielte

vergeßlich, tat ungeschickt, lachte zwischendurch, aber sie umkreiste die Themen, unsere Wünsche, so lang und hartnäckig, bis sie klar war über alles, was sie wissen wollte: Geschäftliches, Persönliches, Praktisches. Unvermittelt fragte sie, warum jetzt in Westdeutschland das *Siebte Kreuz* wieder erscheinen solle, die Verlage rissen sich darum. Warum? Und warum nicht die anderen, die besseren, die jüngeren, die moderneren, die sozialistischeren Bücher? Sie sprach Mainzer Dialekt, ich wurde 15 Jahre jünger, und habe dann versucht, in einer Polemik mit Peter Jokostra, der damals jeden westdeutschen Verlag angriff, der Bücher von Anna Seghers herausbrachte, weil sie Präsidentin des Deutschen Schriftstellerverbandes und im Präsidium des Weltfriedensrates war, darauf hinzuwirken, eine westdeutsche Gesamtausgabe herauszubringen, so wie Anna Seghers es sich gewünscht hatte. Damals mußte man das tun, indem man die Absicht bestritt und auf „reine Kunst“ hinwies. Natürlich war jedem, der etwas von der Sache verstand, klar, daß es sich um Politik handelte: um die Größe und Würde der Literatur, die den antifaschistischen Widerstand zur Basis des sozialistischen Aufbaus machte.

Ich las später dann die Erzählung „Crisanta“, eines der kurzen, einprägsamen, vollendeten Stücke auf dem Erfahrungshintergrund des mexikanischen Exils. Und der Satz „Als sei sie allein für sich von einem eigenen Himmel behütet“¹² heftete sich fest: wieder die Beschwörung, *zu Buche stehen, am Tage des Gerichts*, hier *der eigene Himmel, der behütet*. Und mir scheint, daß diese Beschreibung des elternlosen Indianermädchen aus Pachucha, das sich nach dem Ort ihrer frühesten Jugend sehnt, der von „unvergleichlichem, unbegreiflichen tiefem und dunklen Blau war“¹³, genau auf Anna Seghers paßt. Tatsächlich hat sie später jene Meistererzählung gemacht, die diese Erfahrungen zu eigener Wirklichkeit zusammenfaßt: „Das wirkliche Blau“.¹⁴ Eigentlich ist es heute, nach Inkrafttreten des Grundvertrages, sehr schwer, eine Vorstellung von den Mühen zu geben, mit denen Besuche bei Anna Seghers damals verbunden waren. Wer sich in Berlin Heinrich-Heine-Straße auf die Präsidentin und bekannte Genossin Seghers berief, wurde besonders sorgfältig geprüft, natürlich auf „Druckwerke“ und „Westliteratur“. Spaß verstanden sie nicht. Danach über die eben umgetaufte Karl-Marx-Allee, Arbeiterquartiere, über Kanäle, schwarze Gitterbrücken, Köpenick, schon anstrengend.

Ich kam verspätet an, die anderen saßen vor Batterien von Flaschen, es gab ein Souper nach alter europäischer Tradition, jemand hatte gekocht, wie für die Kindstaufe. Die Gastgeberin stand immer wieder auf, nötigte, schleppte Neues heran. Sie ging nicht auf Reden ein, hatte nach Schonauer gefragt, machte ihr undurchdringliches, altes Indianergesicht, etwas stumpf, manch-

¹² Anna Seghers, *Crisanta* (1950), in: *Der Bienenstock*, Bd. II, Berlin 1963, S. 349.

¹³ ebd. S. 373.

¹⁴ Anna Seghers, *Das wirkliche Blau*, in: *Erzählungen*, Neuwied 1968.

mal mit freundlichen Blicken durchkommend, sehr charakteristisch die Unterlippe vorschließend. Häufig mümmelte sie unverständlich, sprach Dialekt, verwechselte die Fälle, sowohl des Geschehens wie den 2. und 4. Diesmal versuchte ich Äußerliches einzuprägen: das rote Cord-Kleid, die mexikanische Kette, die wie Modeschmuck aussah. Ein Kachelofen brannte, davor hing eine Aztekenglocke aus Vulkanasche. Die Schmalseite des Zimmers war überladen mit Büchern.

Es war ein westdeutscher Verleger zugegen, der konnte sich von dem überströmend herzlichen Empfang nicht retten. Dann wollte er mit Akten und Zahlen kommen, aber sie entzog sich dieser Art von Konkretheit, sagte wiederholt „Nun paß mal acht“ und sprach über ihre Bücher. Sie meinte, man könne ihr mit ihrer Person nicht schmeicheln, die sei gleichgültig. Aber man dürfe auch nicht von Poetik und Ästhetik reden. Sie erzähle Geschichten und da sei klar, je mehr sie im Schildern an die Wirklichkeit herankomme, desto politischer werde es. Die Sonne sei am Nordpol, wo sie selten und lebenswichtig sei, politischer als in Italien, wo sie immer scheine. In ihren Büchern finde sie keinen Unterschied, abgesehen davon, daß sie überhaupt alte Sachen nicht so gern habe. Aber es mache dann, wegen des Alters, auch keinen Unterschied, ob man *Auf dem Wege zur amerikanischen Botschaft* von 1930 oder die Essays über Tolstoi und Dostojewski vom vergangenen Jahr (1963) nehme. Das alles hindere sie nur daran, neue Geschichten zu schreiben. Und eben sei sie nun doch wieder dabei, an einer Liebesgeschichte.¹⁵ Sie lachte. Der Verleger bekam keine konkreten Ergebnisse: sie werde ihm schreiben, nicht entscheiden. Überhaupt diese Verleger: einer habe sich zurückgezogen, weil sie eine Erzählung in einer anderen westdeutschen Anthologie habe drucken lassen. Solche Ausschließlichkeit liebe sie nicht. Sie wolle keine Dichterlesungen, sie wolle — wie früher — einfach zu den Leuten gehen und erzählen. Der Verleger preschte vor wie die preußischen Truppen bei Thionville: ob Anna Seghers als Vorsitzende des Schriftstellerverbandes ihm nicht helfen könne, den eisernen Vorhang zu durchbrechen, einen Teil der westdeutschen Auflage in der DDR zu verkaufen. Das Gesicht verzog sich, die Unterlippe blieb vorn. Von da ab konnte man ihre Augen fast nicht mehr sehen, sie wurden zu dünnen Schlitzten. Erst recht, als die Rede auf Grass kam. Sie habe die *Hundejahre* nicht gelesen, aber sie werde sie lesen — nur nicht, das R begann zu rollen, nicht in dieser Woche. Sie schien sich sehr gut an den Brief zu erinnern, den Grass mit Schnurre zusammen nach dem Bau der Berliner Mauer öffentlich an sie gerichtet hatte. Der Verleger trat erschreckt zurück und lenkte ab „Ich spiele Ihre Karte, liebe Frau Seghers“, sagte er, sein Menschenbild aufs Geschäftliche zurückbringend, als ob man mit Literatur und ihren Menschen, mit der Wirklichkeit, dem Leben, der Hoffnung und dem Verstehen, als ob

¹⁵ Anna Seghers, *Überfahrt*, Neuwied 1971.

man damit spielen könnte. Das hielt Anna Seghers nicht aus, sie verstummte, verschwand längere Zeit zwischendurch, trat ihr doch genau das hier rein entgegen, wogegen das ganze Werk, alle ihre Bücher, gerichtet sind: den Menschen zum Objekt zu machen, ökonomisch, wie politisch. Als dann jemand begann, sie mit Apollinaire, Char, Eluard zu vergleichen, sie, die nie ein Gedicht geschrieben hat mit reinen Lyrikern, wurde sie wieder freundlich, erkundigte sich angelegerlich nach dem Dr. Schongauer, beharrte strikt auf dem zugefügten g, erinnerte sich an ihre kunsthistorischen Studien, schließlich habe sie sich auch nach einem holländischen Radierer aus dem 17. Jahrhundert genannt, könne der Franz, ein gebildeter Mensch, das auch tun. Und schob die Besucher mit Karten für Brechts Coriolan am Schiffbauerdamm ab, nicht ohne Augenzwinkern. Das war 1965, kurz nachdem auf dem Weimarer Schriftstellertreffen Grass den 20 DDR-Schriftstellern gesagt hatte, es sei erstaunlich, daß man den westdeutschen Teilnehmern keine Leute gleichen Niveaus gegenübergestellt habe.

Währenddem saß ich neben dem Ehemann, geboren in Ungarn, der genau so sprach wie Lukács, nur zum Glück viel weniger. Und dabei fiel mir der Vergleich ein, der die Anna Seghers trifft. Irgendwo im Lederstrumpf, bestimmt bei Cooper, gibt es die Schilderung, wie ein Westmann zwischen zwei heruntergebogenen Bäume gebunden wird — eine der harmlosesten Arten, wie die Indianer, unter dem Druck der weißen Feuerwaffen, mit hervorragenden Gegnern fertig zu werden glaubten. Natürlich kracht in dem Moment, da die Bäume emporschnellen, der erlösende Freundesschuß. Aber das ist nur bei Cooper so. Die Seghers hält die Spannung aus, es ist nicht eine allgemeine Lage des Dazwischenhängens, Ost und West, Kapitalismus und Kommunismus, Rheingau und DDR, reich und arm, Krieg und Frieden und was man an dergleichen Polaritäten, alles richtig, aufstellen kann.

Um das zu verstehen, muß man etwas zurückgehen. Das Stichwort heißt Lukács. In der berühmten Expressionismus- (besser Realismus-) Debatte hatte Anna Seghers zunächst geschwiegen, aber in einem späteren Briefwechsel mit Lukács das Wesentlichste beigesteuert, und damit die Diskussion beendet. Dieses „Gespräch über den unverzauberten Besen“, wie ich die Sache getauft habe,¹⁶ verstehe ich in seinem Kern als den Widerspruch zwischen theoretischer und praktischer Rationalität beim Gestalten der Wirklichkeit, beim Schreiben der Wahrheit. Lukács vertrat ein Zweiphasenmodell: zunächst müsse gedanklich aufgedeckt und künstlerisch gestaltet werden, was an wirklichen Zusammenhängen literarisch umgesetzt werden soll; dann aber, in einem damit, sei nötig, die abstrakt erarbeiteten gesellschaftlichen Zusammenhänge, künstlerisch zuzudecken, sozusagen die Hilfskonstruktion mit Versatzstücken zu verstecken. Anna Seghers schrieb dem Genossen Lukács

¹⁶ in: *ad lectores 2*, Neuwied 1966, S. 43.

eine Tagebuchnotiz Tolstois zurück, jenes großen realistischen Künstlers, dem Lukács wohl kaum widersprechen konnte, weil er selber seine Literaturvorstellungen mit Tolstoi abgesichert hatte. Sie schrieb: „Auf der ersten Stufe nimmt der Künstler die Realität scheinbar unbewußt und unmittelbar auf, er nimmt sie ganz neu auf, als ob noch niemand dasselbe vor ihm getan hätte, das längst Bewußte wird wieder unbewußt; auf der zweiten Stufe aber handelt es sich darum, dieses Unbewußte wieder bewußt zu machen.“¹⁷ Lukács ging es um die Objektivierung von Wirklichkeit in der Kunst, um die Ablösung dessen von der Wirklichkeit, was die Größe der Erinnerung des Menschengeschlechts ausmacht; Anna Seghers ging es um die Wirklichkeit heute, die den täglichen Kampf bedeutete um etwas, was einmal zur stolzen Erinnerung (Gorki) werden möchte.¹⁸ Diese Spannung war und ist es, die ich in der gedrungenen Gestalt da vor mir erblickte. Hier fällt kein erlösender Schuß, hier gibt es keine Beweise, hier gilt es die Rechtfertigung durch die Arbeit und ihre Resonanz. Ich bin völlig sicher, daß Anna Seghers diese Dialektik von Nicht-Erreichtem und Nicht-mehr-gegenwärtig-Wirklichem nicht nur bedenkt; daß sie diese Beziehung verkörpert.

Wenn ich die anderen Begegnungen und Gespräche mit Anna Seghers zurückholen will, so drängen sich die Ereignisse in den Vordergrund, die den gesellschaftlich-politischen Kontext ausmachen, zu dem die Seghers sich nicht geäußert hat, nicht direkt, muß ich sagen, aber der bei ihr gegenwärtig ist in jeder neuen Zeile. Im November 1966: 2000 Studenten am Wittenbergplatz, der Redner erklärt zum zigsten Mal, daß der Fehler bei der SPD liege, sie habe 1914, 1917 und in Weimar die Probleme mit der eigenen Polizei gelöst, sie hat die Luxemburg, sie hat den Liebknecht, sie hat die Einheitsfront mit Thälmann, unter Schumacher die letzte gesamtdeutsche Klammer verraten, sie hat für die Wiederbewaffnung, für die Notstandsgesetze, für die Anpassung an die rechte Wirtschaftspolitik plädiert, sie hat ... Dunkelheit über der Versammlung, Weihnachtslieder vom KaDeWe, Springers Haus hell vor rotem Himmel, Flamme aus einem Kandelaber, Benno Ohnesorg war gerade ein paar Monate tot. Irgend jemand rief, er habe Brandt angerufen, ob er unter einem Nazi regieren wolle, aber der Pressechef habe geantwortet: Brandt schlief. Ein dünner Bärtiger schrie ins Mikrofon: Der schlafst schon seit Godesberg und er schlafst nicht nur körperlich, er schlafst historisch. In der DDR Ruhe. Die Seghers hatte ihre Essays aus vier Jahrzehnten¹⁹ gesammelt. Sie lebte noch in ihrem Roman *Das Vertrauen*, den die Kritik zum letzten Mal im Westen benutzt hat, diese große Schriftstellerin von

¹⁷ Anna Seghers, *Über Kunstwerk und Wirklichkeit*, Akademie-Verlag, Berlin 1970, S. 175, oder: Georg Lukács, *Werke Band 4, Probleme des Realismus I, Essays über Realismus*, darin: Ein Briefwechsel zwischen Anna Seghers und Georg Lukács (1938/39), Neuwied 1971, S. 347.

¹⁸ Trotz der Fülle von Literatur zur Realismus-Debatte halte ich das, was Kurt Batt an versteckter Stelle (Unmittelbarkeit und Praxis — Zur ästhetischen Position von Anna Seghers, in: *Positionen*, Leipzig 1969, S. 134 ff.) dazu gesagt hat, historisch wie analytisch für maßgebend.

¹⁹ Anna Seghers, *Glauben an Irdisches*, Berlin 1969.

ihrem Platz zu stürzen.²⁰ Für den Idealismus der Studenten hatte sie historisches Verständnis. Die Kritik erreichte sie nicht. Sie erschien, krank und lebendig, als Verkörperung des Ziels, das sie einmal als *Das wirkliche Blau* beschrieben hat. Dieses wirkliche Blau, das die mexikanischen Töpfer im Krieg nicht mehr bekommen konnten, wird nach langem Suchen wieder herstellbar, die synthetischen Farben verblassen dagegen, und bald sagen die Gäste, die an ihrem Mittagstisch von diesen Tellern essen: „Das Herz geht einem auf. Alles schmeckt einem besser.“²¹ Benito sagt „Ich hab mein Blau gefunden. Und hol mir's selbst, wenn ich's brauche. Einmal für allemal.“²² Man kann das wirkliche Blau finden, man darf nicht darauf warten! Und das schirmende Blau des Rebozos der Mutter von Crisanta, der Rückbezug auf den vorbewußten Ort, hier wird er, entsprechend der Tolstoi'schen Methode, bewußt gemacht, hier wird es wirklich, hier ist es aus Arbeit Glück.

Damit endet ein Treffen, das unendlich ist. Frau Seghers hat tausende von Briefen bekommen und beantwortet, die zeigen, wie ihre Leser, vor allem natürlich in der Deutschen Demokratischen Republik, getroffen sind; und umgekehrt, wie sehr die schriftstellerische Arbeit bei ihr in eben dem Bewußtmachen des kollektiv Gefühlten liegt. Wenn ich dieses Aufeinanderzugehen mit einem Wort ausdrücken müßte, so würde ich, an Gorki denkend, an die Courage und an die Frauen der Fischer, *Mutter* sagen. Und ich setze als persönlichen Dank an Anna Seghers ein paar Zeilen an den Schluß, die ich auf der Rückfahrt vom vorletzten Besuch notierte und die zeigen, wie solche Begegnungen fernhin weiterwirkend treffen können:

Zukunft

Ich zeige meinem Sohn die Welt:
Spinnenweben und Schrauben,
tote Mäuse, lebende Menschen,
Blitze, Wasser, Steine, Luft.
Er verlangt noch.
Ich weiß nicht,
ob ich von Gut und Böse
anfangen soll.
Wir beide zusammen
tun mehr als wir wissen,
er glaubt mir alles,
und wächst.

²⁰ So Marcel Reich-Ranicki: Bankrott einer Erzählerin, in: DIE ZEIT vom 14. 3. 1969, S. 28.

²¹ Seghers, *Das wirkliche Blau*, a. a. O., S. 335.

²² ebd. S. 337.

Die internationale Kunstmigration des sozialistischen Realismus entstand und entwickelte sich als Ausdruck und Bestandteil des revolutionären Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus, der unsere Epoche kennzeichnet. Wie die gesamte revolutionäre Arbeiterbewegung brauchte sie stets ein hohes Maß an Organisiertheit und Bewußtheit. Dazu waren und sind die nie abreißenden Bemühungen sozialistischer Schriftsteller und Künstler um Selbstverständigung über die Stellung und die Möglichkeiten des künstlerischen Schaffens in den jeweiligen historisch-konkreten bestimmten Klassenkämpfen ein notwendiger und wichtiger Beitrag.

In der Entwicklung der deutschen sozialistisch-realistischen Literatur ist das produktive Wechselverhältnis von literarischem Prozeß und theoretischer Positionsbestimmung deutlich erkennbar. Die Grundlagen für die vorzugsweise durch Schriftsteller und Literaturkritiker seit den zwanziger Jahren erarbeiteten marxistisch-leninistischen ästhetischen Überlegungen bildeten eigene künstlerische Schaffenserfahrungen, durch die sowjetische Kunst gewonnene Anregungen und Einsichten in das Beziehungsfeld von revolutionärer Kunst und politisch-ideologischem Klassenkampf. Diese Verallgemeinerungen der lebendigen Praxis dienten der gemeinsamen weltanschaulichen und ästhetischen Standortfindung. Sie wirkten auf das Entstehen neuer Kunstwerke zurück, wurden dabei auf ihre Stimmigkeit überprüft, bestätigt oder schöpferisch korrigiert, klärten Bedeutung und Grenzen der Spontaneität des künstlerischen Schaffensvorgangs und konzentrierten die Kräfte auf die Lösung von Hauptaufgaben. Ohne die Entwicklung der Theorie wäre der rasche Aufschwung der sozialistisch-realistischen Literatur nicht verständlich.

Die deutsche sozialistische Literaturbewegung entfaltete sich als ein Glied der entstehenden sozialistischen Weltliteratur und verstand sich so. Ihre Entwicklung weist daher viele allgemeingültige Merkmale auf: so die untrennbare Verbindung mit der marxistisch-leninistischen Partei der Arbeiterklasse, die strategische Zielstellung der kulturellen Lebenserneuerung durch die proletarische Revolution, die Orientierung auf einen sozial klar umrissenen neuen künstlerischen Wirkungsbereich und den sozialistischen Ideengehalt. Der deutsche Beitrag zur Theorie des sozialistischen Realismus ist internationalistisch, weist aber auch einige spezifische Besonderheiten auf. Das waren — etwa im Vergleich zur sowjetischen Entwicklung — die andersgelagerte historische Situation, die Kampfaufgabe im hochindustrialisierten imperialistischen Deutschland.

land, in dem der Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit alle Ebenen des gesellschaftlichen Lebens erschütterte; die starke traditionsreiche Arbeiterklasse mit einem relativ hohen Bildungsniveau; das vielfältige, technisch perfektionierte und imperialistisch geprägte kulturelle Leben als Feld scharfer Auseinandersetzungen. In der Gesamtheit der theoretischen Äußerungen zeigt sich aber auch als auffälliges Charakteristikum der feste geistig-ideologische und organisatorische Zusammenschluß der sozialistischen Schriftsteller, die Kollektivität der theoretischen Anstrengung, die stets als möglichst viele einbeziehende Diskussion geführt wurde, nicht Sache eines oder einiger weniger war, sondern durch den intensiven Meinungsaustausch eines großen Teilnehmerkreises vorangebracht wurde. Die Interpretation dieser Entwicklung als „Gruppenkampf“ (von „Linken“ gegen „Rechte“, wie das zum Beispiel Helga Gallas tut) widerspricht der Sachlage und auch der Selbsteinschätzung der sozialistischen Schriftsteller, die sehr bewußt diesen kollektiven Prozeß der ästhetischen Meinungsbildung förderten. So heißt es in einem Programm-entwurf des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller:

„Die bisher erzielten theoretischen und praktischen Errungenschaften unserer Literatur (auch dann, wenn sie Einzelerscheinungen waren) sind nicht Leistungen einzelner, sondern sind die Resultate aus der proletarischen Literaturbewegung, die selbst wieder nur ein Teil der großen revolutionären Arbeiterbewegung ist.“¹

Auch die individuell sehr unterschiedlichen Standpunkte, die bis zu gegensätzlichen Auffassungen über Einzelfragen gingen, sind immer nur als Glieder innerhalb eines Prozesses zu verstehen, der zur Formierung der künstlerischen Methode des sozialistischen Realismus führte und danach kontinuierlich im Streben um ihre Konkretisierung und Bereicherung fortgesetzt wurde. Darum ist die Herausnahme und Verabsolutierung einzelner Äußerungen aus dem großen Beziehungsgeflecht und die Abtrennung von ihrer praktisch-literarischen Wirksamkeit falsch.

Bei der Ausbildung der sozialistischen Realismus-Konzeption spielen einige theoretische Probleme eine besondere Rolle, die in verschiedenen Etappen immer wieder auftauchen und auch heute nichts an Aktualität verloren haben.

Soziale Funktion der Literatur

Der entscheidende Ausgangspunkt war die Frage: Braucht die revolutionäre Arbeiterklasse eine ihr gemäße Kunst? Was vermag revolutionäre Literatur im Klassenkampf? Welche Funktion hat der sozialistische Schriftsteller? Von der Art der Antwort hingen alle weiteren ästhetischen Konsequenzen ab. Nicht zufällig wurde die klare Stellungnahme zu diesem Kernproblem erst

¹ Entwurf zu einem Programm des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller (1932). In: Zur Tradition der sozialistischen Literatur in Deutschland. Eine Auswahl von Dokumenten. 2. Aufl., Berlin und Weimar 1967, S. 399.

in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre erarbeitet, als sich die Kommunistische Partei Deutschlands zu einer leninistisch geführten proletarischen Massenpartei entwickelt hatte und viele praktische Erfahrungen über das Verhältnis von Partei der Arbeiterklasse und künstlerischer Intelligenz gesammelt worden waren.

Während der Novemberrevolution und in den ersten Nachkriegsjahren sympathisierten nicht wenige Schriftsteller aufrichtig mit der revolutionären Bewegung der Arbeiter und der werktätigen Massen, in der sie die entscheidende Kraft für geschichtlich bedeutsame Veränderungen sahen. Allerdings war diese historische Mission der Arbeiterklasse meist ausschließlich ökonomisch gedeutet worden; in Unkenntnis des Marxismus in seiner Gesamtheit glaubten viele Vertreter der progressiven Intelligenz an die notwendige kulturell-humanistische Sinngabe des proletarischen Befreiungskampfes von außen (Ludwig Rubin: „Der Proletarier befreit die Welt von der wirtschaftlichen Vergangenheit des Kapitalismus; der Dichter befreit sie von der Gefühlsvergangenheit des Kapitalismus“, 1919²). Aus diesem Grunde fiel es manchem Angehörigen der revolutionären Schriftstellergruppen schwer, die führende Rolle der Arbeiterklasse anzuerkennen, weil eigene ethisch-sozialistische Zukunftsprogramme als Gradmesser für politische Reife der „passiven Massen“ angelegt wurden. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil vollzog den komplizierten Übergang auf die Klassenpositionen des revolutionären Proletariats bereits in der ersten Hälfte der zwanziger Jahre. Für sie und alle anderen nachfolgenden Schriftsteller bürgerlicher und kleinbürgerlicher Herkunft war das identisch mit der bewußten (häufig organisierten) Bindung an die revolutionäre Vorhut der Arbeiterklasse und mit der Ausformung eines marxistischen Weltbildes durch theoretisches Studium, Verarbeitung eigener Lebenserfahrungen und aktive Auseinandersetzung mit den Zeitproblemen auf der proletarischen Seite der Klassenauseinandersetzungen.

Dank der prinzipienfesten Führung des ideologischen Bereichs durch die KPD und der Entwicklung eines eigenen Presse- und Verlagswesens der revolutionären Arbeiterbewegung waren Mitte der zwanziger Jahre die entscheidenden Faktoren herangereift, um die Frage nach der Rolle der Literatur im Klassenkampf aus der Sphäre der abstrakten ästhetischen Entwürfe herauszuführen und mit ihr konkrete soziale Bedürfnisse zu formulieren. Die eindeutige Stellungnahme der sozialistischen Schriftsteller führte schließlich zur Gründung der literarischen Massenorganisation, des *Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller* (1928).

Das leidenschaftliche Eintreten für eine dem revolutionären Proletariat gemäße, eigenständige Literatur stand im Einklang mit Lenins Forderung, auch den literarischen Sektor als Bestandteil der gesamten Parteiarbeit, nicht als

² Ludwig Rubin, Kameraden der Menschheit. Dichtungen zur Weltrevolution. Leipzig 1971, S. 169.

Sondergebiet, sondern im Zusammenhang mit allen ideologieverbreitenden Bereichen zu behandeln. Ihre eigene innige Beziehung zum künstlerischen Wort machte die kommunistischen Schriftsteller zu berufenen Verfechtern der besonderen künstlerischen Wirkungsmöglichkeiten von Literatur, ohne daß sie dabei den Boden der Realität verließen. Becher schrieb in der *Linkskurve* (1/1929): „... wir sind nicht so hoffnungslos literaturläufig und wortbesessen, um nicht zu erkennen, welche natürlichen Grenzen der Kunst gezogen sind“³, aber er betonte an gleicher Stelle die Fähigkeiten der Kunst, „... bis zur letzten unbewußten und innersten Gefühlsregung“ vorzudringen.⁴ Diesen Gedanken hatte er bereits früher mit der Aufforderung an die revolutionären Künstler verbunden, „die Revolution bis in jede Herz- und Nervenfaser hinein zu organisieren...“⁵ der Kampf um die Emotionen, um den Einfluß auf das Denken und Fühlen der Arbeiter stand im Zentrum aller Äußerungen. Die Literatur wurde zunehmend besser als Bewußtseinsphänomen, nicht nur als Bereich der sozialen Praxis verstanden, ihre Widerspiegelungs- und Ideologiefunktion als das eigentliche Aktionsfeld des revolutionären Künstlers der Arbeiterklasse.

Um zur „Durchschaubarmachung“ der Welt beizutragen, bedurfte es einer Literatur, die Wirklichkeit nicht nur reproduzierte, sondern in ihrer Veränderlichkeit zeigte, auf Veränderung (des Bewußtseins als entscheidender Vorbedingung für die Veränderung des Seins) zielend. Darum lautete die bekannte Definition im Aktionsprogramm — Entwurf des Bundes, daß „proletarisch-revolutionäre Literatur eine solche ist, die Herz und Hirn der Arbeiterklasse und der breiten werktätigen Massen für die Aufgaben des Klassenkampfes, für die Vorbereitung der proletarischen Revolution gewinnt, entwickelt und organisiert“.⁶ Diese funktionale Literatur-Konzeption war gemeinsame Überzeugung, einstimmig gebilligt. Unterschiedlich waren anfangs hingegen die Meinungen über die Gestaltung dieser Literatur und über die Rolle des Schriftstellers. Wenn auch in den Reihen der proletarisch-revolutionären Schriftsteller Einmütigkeit darüber bestand, daß die Verbreitung und Festigung sozialistischen Bewußtseins nicht durch linksbürgerliche Literatur erreicht werden konnte, mußte doch erst genauer bestimmt werden, worin und wodurch sich die Literatur der revolutionären Arbeiterklasse von jener unterscheiden und auszeichnen sollte. Die Abgrenzung war der notwendige erste Schritt, die Verallgemeinerung der neuen Kriterien der zweite.

Zu schaffen war sie nur von Schriftstellern, die sich als zuverlässige Kampfgefährten der Arbeiterklasse im Ringen um das sozialistische Ziel bewährten,

³ Johannes R. Becher, *Unsere Front* (1929). In: *Zur Tradition* ..., a. a. O., S. 138.
⁴ ebenda

⁵ Johannes R. Becher, *Bürgerlicher Sumpf / Revolutionärer Kampf* (1925). Zitiert nach: *Literatur der Berlin und Weimar 1921*, S. 461.

⁶ Entwurf eines Aktionsprogramms (1928). In: *Zur Tradition* ..., S. 119.

„mit klar formulierten und scharf umrissenen Aufgaben und der Mitverantwortung an der planmäßigen Verwirklichung“.⁷ Vulgärosoziologische Auffassungen über die soziale Klassenzugehörigkeit zum Proletariat als erste Vorbedingung für einen sozialistischen Schriftsteller verdunkelten das Problem, verneinten letzten Endes die Möglichkeit eines bewußten Anschlusses an die Arbeiterklasse. Zweifellos bildeten die aus dem Proletariat selbst stammenden künstlerischen Talente nicht nur einen starken Zustrom für die sozialistische Literaturbewegung, sie ermöglichten überhaupt erst jene neue ästhetische Qualität und Breite, die eine gewisse Lösung vom kapitalistischen Kunstbetrieb herbeiführte. Aber die Zugehörigkeit zur Arbeiterklasse garantierte noch keine revolutionäre Literatur, die Überschätzung der sehr wertvollen Betriebszeitungen und Arbeiterkorrespondenzen („Wir brauchen keine proletarische Literatur zu konstruieren, wir haben sie...“, hieß es in der *Linkskurve*⁸) hemmte empfindlich die kulturschöpferische Leistungsfähigkeit der literarischen Talente aus dem Proletariat, ihre weltanschauliche und ästhetische Weiterbildung, reduzierte die Aufgabe, die eigene künstlerische Subjektivität systematisch auszuformen. Der aus der herrschenden Klasse hervorgegangene Schriftsteller war nicht zu einer „Geburtshelfer“-Rolle verdammt, wie sich beweisen sollte, der Arbeiterschriftsteller konnte sich zum Repräsentanten einer neuen Literatur entwickeln, sowohl Becher, Brecht, Anna Seghers, Friedrich Wolf als auch Willi Bredel, Hans Marchwitza, Adam Scharrer und viele andere waren in gleichem Umfang an der Herausbildung der sozialistischen Literaturbewegung beteiligt. Die Weltanschauung der revolutionären Vorhut konnte nur aussprechen, wer sie ganz teilte und im politischen Kampf praktisch vertrat. Die Aneignung der marxistisch-leninistischen Grundlagen und die Teilnahme am Klassenkampf gehörten darum zu den ersten kollektiv gelösten Aufgaben des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller. Sie beschleunigten die Überwindung der individualistischen Vereinzelung; aus der begriffenen Funktion und Verantwortung entwickelte sich die bewußte Disziplin der proletarisch-revolutionären Schriftsteller.

Ideologisch-ästhetische Kriterien der neuen Kunst

Das Bekenntnis zur „Kunst als Waffe“ (Friedrich Wolf) meinte nicht allein das Verständnis der literarischen Gesamtsphäre als Gebiet des Klassenkampfes und auch nicht nur das politische Auftreten revolutionärer Schriftsteller im Sinne der Arbeiterklasse und ihrer Partei, sondern in erster Linie die parteiliche Aussage des Kunstwerks selbst. Das waren komplizierte Fragen. Mit der weltanschaulichen Lösung von der bürgerlichen Ideologie wurde der ästhetische Neubeginn, der Umbruch der künstlerischen Schaffensprinzipien ein-

⁷ Otto Biha, *Der Fall Pilnjak und die Folgen*. In: *Die Linkskurve*, 5/1929, S. 13.

⁸ Erich Steffen, *Die Urzelle proletarischer Literatur*. In: *Die Linkskurve* 2/1930.

geleitet. Die Ausarbeitung der ästhetischen Programmatik war schwierig und langwierig.

Die ersten Ansätze wurden in der Auseinandersetzung mit progressiven bürgerlichen Schriftstellern gewonnen, in der Trennung von den Zeitschriften „Front“ und „Neue Bücherschau“ (1928/29); Becher, Kisch und andere verteidigten und behaupteten künstlerische Schlußfolgerungen aus dem Parteilichkeits-Prinzip der revolutionären Literatur. Die sinngemäße Anwendung der elften Feuerbach-These auf die Kunst, die angestrebte Wirklichkeitsveränderung mit künstlerischen Mitteln setzte voraus, daß sich der Schriftsteller nicht mit dem Aufwerfen von Fragen begnügte, nicht allein die absurde Widersprüchlichkeit des imperialistischen Systems entlarvte, sondern die Arbeiter zur Erkenntnis verborgener Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten in der gesellschaftlichen Entwicklung führen und mit dem Ziel der Liquidierung des kapitalistischen Mechanismus auch den Weg dazu weisen sollte.

Aus den monatlang geführten Debatten schälte sich schließlich eine konkrete Vorstellung über die literarisch gestaltete Gesellschaftskonzeption heraus, in der sich die Parteilichkeit eines sozialistischen Schriftstellers äußerte:

- in der Bereicherung der antiimperialistischen Grundhaltung durch die historisch-konkrete Gestaltung der kämpfenden Arbeiterklasse, im Entdecken und Gestalten der geschichtlichen Überlegenheit, im Vertreten ihrer ethischen Normen;
- im Sichtbarmachen der historischen Perspektive, der Zukunftsgewißheit dieses revolutionären Kampfes.

Die junge sowjetische Literatur spielte eine mobilisierende Vorbild-Rolle für die ästhetische Eroberung der geschichtlich neuen Vorgänge. Ihre Anziehungskraft war nicht auf formale Experimente zurückzuführen, sondern auf ihren Wirklichkeitsgehalt; die (unterschiedlich gelungenen) Bücher wurden als künstlerische Information über revolutionäre Praxis aufgenommen. (Andor Gabor, leitender Funktionär des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, schrieb 1929: „Gladkows ‚Zement‘ wurde als ein Buch ‚vom Aufbau‘ verstanden, es wurde nicht nur mit Begeisterung gelesen, sondern auch bis ins einzelne analysiert und durchgearbeitet.“⁹) Im „sowjetischen Stoff“ gewannen deutsche sozialistische Schriftsteller den Zugang zur künstlerischen Gestaltung des proletarischen Kampfes als eines weltgeschichtlichen Vorgangs und als realen Humanismus. Auf der II. Internationalen Konferenz in Char-kow (1930) sprach Johannes R. Becher über die entscheidende Aufgabe der internationalen sozialistischen Literatur, eindeutig für die Sowjetmacht Partei zu ergreifen, „konkret, lebendig, unmittelbar, in einer einfachen Sprache, die jeder begreift, zu gestalten, zu bekennen, daß dort eine neue Welt entstanden

⁹ Andor Gabor, Über den Einfluß der Sowjetliteratur in Deutschland. In: *Zur Tradition . . .*, S. 66.

ist und täglich von neuem entsteht“.¹⁰ Die vom Reisebericht bis zum großen lyrischen Epos reichenden literarischen Ergebnisse ermutigten zur ästhetischen Erkundung des deutschen proletarisch-revolutionären Alltags Ende der zwanziger Jahre, zur Gestaltung der revolutionären Kräfte im eigenen Lande.

Das ästhetische Prinzip der Parteilichkeit drängte auf vertieften Wirklichkeitsgehalt, also auf Realismus. Die aktive Teilnahme an Klassenkampfaktionen, die Zusammenarbeit von schreibenden Arbeitern und revolutionären Schriftstellern hatten das Eindringen in proletarische Lebensbereiche erleichtert, den Zugang zum „neuen Gegenstand“ der revolutionären Kunst geebnet. Welcher Zusammenhang bestand zwischen der wahrheitsgetreuen Abspiegelung der Realität des proletarischen Alltags und der Parteilichkeit? Die kollektiven Einschätzungen eines sowjetischen Romans führten erneut zur Bedeutung der wissenschaftlichen Weltsicht für den revolutionären Schriftsteller; seine Fähigkeit zur Analyse von Klassenlinien im Zeitgeschehen, zum Erfassen der Entwicklungsrichtung der Epoche, zur Erkenntnis von objektiven Gesetzmäßigkeiten gibt ihm erst das Vermögen, in empirisch faßbaren Lebenstatsachen die Wahrheit des Zeitalters zu entdecken und künstlerisch zu gestalten. Nur eine „Dichtung der Wahrheit“ (J. R. Becher, 1932¹¹) dieser Art entspricht den Interessen der Arbeiterklasse; Parteilichkeit als ästhetisches Grundprinzip ist darum keinesfalls vereinbar mit einer beschönigenden Korrektur realer Tendenzen, die der bewußtseinsbildenden Funktion der sozialistischen Literatur durch den Verlust des Erkenntniswertes entgegenwirken würde: „Der proletarische Klassenkampf, die beste Sache der Welt, hat die Wahrheit nirgends zu fürchten“ (Richtlinien-Entwurf des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller, 1928¹²). Umgekehrt — so das Ergebnis der Diskussion um eine Erzählung des sowjetischen Autors B. Pilnjak — wird die ganze Wahrheit auch in jenen sozialistischen literarischen Werken nicht enthüllt, in denen „das negative Detail, möge es noch so ‚wahrhaftig‘ geschildert sein, ohne die Zusammenhänge und Wechselwirkungen des Gesamtsystems“ steht und die Welt des revolutionären Kampfes zu charakterisieren vorgibt. Unter Umständen wird eine solche „Teilwahrheit zur Lüge, die objektiv schädigend das Werk der Revolution angreift“.¹³

Mit dieser Klärung der dialektischen Beziehungen von Parteilichkeit und Wahrheit war eine Grundposition der Theorie des sozialistischen Realismus geschaffen worden. Sie ist verwandt mit der auf ganz anderem Wege gewonnenen These von Maxim Gorki, daß der sozialistische Schriftsteller die Gegenwart als Geschichte, das heißt als Brücke zwischen Vergangenem und Zukünftigem, verstehen und zeigen müsse.

¹⁰ Johannes R. Becher, Die Kriegsgefahr und die Aufgaben der revolutionären Schriftsteller. In: *Zur Tradition . . .* S. 256.

¹¹ Johannes R. Becher, Kühnheit und Begeisterung. In: *Zur Tradition . . .* S. 431.

¹² Entwurf von Richtlinien für kommunistische Schriftsteller (1928). J. R. Becher-Archiv, Berlin.

¹³ Otto Biha, Der Fall Pilnjak und die Folgen, a. a. O.

Die entscheidende Leistung der deutschen proletarisch-revolutionären Schriftsteller bei der Bestimmung der qualitativen Besonderheit der sozialistischen Literatur bestand in der tiefgründigen Klärung des Parteilichkeits-Prinzips, in seiner ideologisch-ästhetischen Präzisierung, im Erkennen des „Primats der Weltanschauung“ als Angelpunkt. Diese feste Position wurde systematisch ausgebaut. In einem redaktionellen *Linkskurve*-Artikel hieß es im Februar 1931:

„Die Einfälle, die Stoffwahl, die Anordnung, die Auswahl der Mittel, der Stil usw. fallen ja nicht vom Himmel, sondern sind das Ergebnis einer ganz bestimmten Beziehung des Schriftstellers zur materiellen, sozialen und geistigen Wirklichkeit seiner Zeit. Die Richtung der unbewußten oder bewußten Arbeit des Autors an seinem Werk wird bestimmt durch seine philosophische Grundeinstellung. Eine proletarische Literatur kann nur da entstehen, wo der Schriftsteller auf dem Boden der Weltanschauung des revolutionären Proletariats, des dialektischen Materialismus steht. Nirgendwo, insbesondere aber nicht in den kapitalistischen Ländern, wo jeder denkende Mensch, auch der ‚hundertprozentige‘ geborene Proletarier, unter dem Einfluß der von der herrschenden Klasse monopolisierten, idealistischen und metaphysischen Denkweise steht, genügt für den revolutionären Schriftsteller der instinktive oder gefühlsmäßige Anschluß an das Proletariat.“¹⁴ Die Konsequenz der weltanschaulichen Bindung zeigt sich am deutlichsten im Verhältnis zur Partei der Arbeiterklasse als der leitenden und organisierenden Kraft des revolutionären Kampfes für den Sozialismus.

Die künstlerische Praxis der sozialistischen Literaturentwicklung seit den zwanziger Jahren bis in die Gegenwart bestätigte nachdrücklich die Richtigkeit der ästhetischen Ausgangsposition. Sie korrigierte alle Versuche (beispielsweise die von Georg Lukács), die zentrale Rolle der weltanschaulichen Grundhaltung des Autors für die parteiliche Aussage eines literarischen Werks und seine Funktion im Klassenkampf zugunsten anderer Faktoren — etwa der Wahl bestimmter künstlerischer Formen oder Mittel — zu vermindern, weil sie unweigerlich zu ideellen Substanzverlusten und zu einer Abschwächung der eindeutigen klassenmäßigen Wirkung sozialistischer Kunstwerke führen.

Bild des Menschen

Alle Kunst wendet sich an den Menschen und handelt von ihm. Die Parteilichkeit eines sozialistischen Künstlers muß sich daher auch in seiner Konzeption des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft offenbaren, in seinem Eintreten für die grundsätzlichen Veränderungen dieser Beziehung, die durch den Befreiungskampf der Arbeiterklasse ausgelöst worden sind. Die theoretische Erarbeitung eines revolutionären Menschenbildes gehörte

¹⁴ Durchbruch der proletarischen Literatur. In: Zur Tradition, S. 288 f.

(und gehört bis zur Stunde) zu den dringlichsten und schwierigsten Aufgaben der sozialistischen Literaturbewegung. Mit dieser Fragestellung ist das Verständnis für den realen Humanismus des revolutionären Weltprozesses und der sozialistischen Gesellschaftsordnung verbunden, sie umschließt ästhetische und ideologische Probleme gleichermaßen. Unterschiede in den künstlerischen Individualkonzeptionen über Wesen und Gestaltungsmöglichkeiten des neuen Menschentypus lösten leidenschaftliche Streitgespräche aus, die bereits Anfang der zwanziger Jahre begannen, in den dreißiger Jahren einen Höhepunkt erreichten und in jeder neuen historisch-konkreten Entwicklungsetappe neu aufflammt, weil das gesellschaftlich determinierte sozialistische Ideal vom Menschen mit der Veränderung seiner Wirklichkeitsgrundlagen der Modifizierung bedarf.

Als Diskussionsgegenstand dienten literarische Versuche, den Antagonismus von zwei gegensätzlichen Klassenwelten in der Stellung des Menschen zur Gesellschaft und in ihr sichtbar zu machen. Viele Schriftsteller hatten aus den Erfahrungen im ersten Weltkrieg, in den Klassenschlachten der unmittelbaren Nachkriegszeit, unter dem Eindruck der siegreichen russischen Oktoberrevolution Lehren gezogen, wie sie Bertolt Brecht formulierte: „Der einzelne als solcher erreichte eingreifende Wirkung nur als Repräsentant vieler.“¹⁵ Die theoretischen Verständigungen gingen von der erkannten historischen Aufgabe aus, der durch die kapitalistische Arbeitsteilung bis ins Extrem gesteigerten Vereinzelung des Individuums mit der revolutionären Umgestaltung der gesellschaftlichen Macht- und Eigentumsverhältnisse auch die Veränderung der gesellschaftlichen Stellung des Menschen, seine Vergesellschaftung, als humanistische Alternative gegenüberzustellen. Wie sollte und konnte die revolutionäre Literatur dazu beitragen?

Die Entlarvung der menschenzerstörenden Auswirkungen des imperialistischen Systems, die Gegenüberstellung der menschlichen Kräfte und Fähigkeiten der Ausgebeuteten und ihrer unmenschlichen Lebensumstände, die Anprangerung ihrer Unterdrücker war wichtig, dafür gab es verhältnismäßig viele und gute künstlerische Beispiele. Problematisch war die Gestaltung des neuen Helden, des Angehörigen der durch ihre Kollektivität, durch ihre Solidarität starken revolutionären Arbeiterklasse, der in seiner Bindung an diese Kampfgemeinschaft gezeigt werden mußte. Die richtige, weil objektiv gegebene Zielstellung war die polemische Überwindung des bürgerlichen Individualismus. Die anfangs der zwanziger Jahre häufig vertretene Schlußfolgerung, daß die (nicht individualisierte) Masse selbst den neuen Helden der sozialistischen Literatur bilden müsse, zog nicht allein kaum zu bewältigende Gestaltungsfragen nach sich. Sie beruhte auf einer unrichtigen Einschätzung der Arbeiterklasse (mit einer einschichtigen geistigen Physiognomie, deshalb nur durch

¹⁵ Bertolt Brecht, Schriften zum Theater, Band I. Berlin und Weimar 1964, S. 276.

Milieu und physische Stärke charakterisierbar) und ihrer künstlerischen Bedürfnisse (nach Belehrung durch vorgeführte modellhafte Klassenkampfaktionen). Die kollektive Zusammenarbeit von schreibenden Arbeitern und revolutionären Schriftstellern, die Teilnahme von Literaturschaffenden an den Klassenkampfaktionen und der alltäglichen Kleinarbeit an der Kulturfront der revolutionären Arbeiterklasse brachte Einsichten und Erfahrungen mit sich, die einem Beobachter von außen nie zugänglich sein konnten. Vor allem wirkte das Grunderlebnis der mit dem endgültigen Anschluß an die Vorhut der Arbeiterklasse einsetzenden Wandlung der eigenen Lebens- und Schaffensbedingungen stark nach. In seinem Aufsatz „Der Weg zur Masse“ schrieb Johannes R. Becher 1925 über den Zuwachs an Kraft für die „Adoptivsöhne der Arbeiterklasse“ (Lunatscharski): „Einerseits löste sich alles Zugespitzte und Übersteigerte ihrer Persönlichkeit auf, andererseits wurden sie Persönlichkeiten, Menschen, in einem neuen und jetzt erst in einem wahren Sinn... Gleich früher ihr ganzes Leben und Treiben einem Motor, der zwar mit einer rasenden Umdrehungszahl, aber mit Leerlauf lief, so war jetzt ihr Tun und Denken ‚eingeordnet‘, trieb, hatte Wirkung und Gegenwirkung — sie waren von Objekten der Geschichte zu Subjekten der Geschichte geworden.“¹⁶ Dieses eigene Erleben war Vorbedingung, um echte Vorbild-Figuren mit einer starken Identifikationswirkung schaffen zu können (Braune, Neukrantz, Seghers, Becher und andere), um in bewegenden Einzelschicksalen das menschliche Reifen des Individuums durch die Teilnahme am Klassenkampf in einer auf echte humanistische Werte gegründeten Gemeinschaft und seine Einordnung in sinnvolle Zusammenhänge zu gestalten. Die massenhafte Veränderung der Mensch-Gesellschaft-Beziehung setzt die Schaffung der sozialistischen Gesellschaftsordnung voraus; die Entwicklung des realen Sozialismus beweist, daß die Überführung der Produktionsmittel in Volkseigentum und die Sicherung der Herrschaft der Arbeiterklasse und der mit ihr verbündeten Werkstattigen ausgehend von der Sphäre der produktiven Arbeit neue menschliche Beziehungen nach sich zog. Diese Zusammenhänge hatte Johannes R. Becher in seinem bereits zitierten Referat auf der Charkower Konferenz im Auge, als er über die Sowjetunion sprach: „... dort beginnt für alle Schaffenden, gleichgültig, ob Kopf- oder Handarbeiter, ein Leben, das lebenswert ist, ein Leben, darin der Mensch nicht mehr als Ware verschachert wird, sondern wo der alte, geknechtete kapitalistische Mensch sich zu einem neuen Menschentyp entwickelt...“¹⁷

Ein besonderes Verdienst der revolutionären deutschen Literaturbewegung bleibt, daß sie auf die vielfältigen Keime und Ansätze für solche neuen menschlichen Beziehungen aufmerksam machte, die sich bereits unter kapitalistischen Bedingungen als zukunftsweisende historische Perspektive ausbil-

¹⁶ Johannes R. Becher, *Der Weg zur Masse*. In: *Zur Tradition* ..., S. 57.
¹⁷ Johannes R. Becher, *Die Kriegsgefahr* ..., ebenda, S. 256 f.

deten, geprägt durch Klassennormen des Proletariats und in unvereinbarem Gegensatz zur Lebensphäre der herrschenden Klassen stehend: An die Stelle des Wolfsgesetzes der Konkurrenz tritt die proletarische Klassensolidarität; statt sozialer Bedingungslosigkeit und Egoismus entwickeln sich gesellschaftliches Verantwortungsbewußtsein und Kollektivität; statt Passivität, verlogem Heroismus und Pessimismus kennzeichnen immer stärker politische Aktivität und ein optimistisches Lebensgefühl die Angehörigen der revolutionären Arbeiterklasse.

Die in der deutschen Literatur nur von sozialistisch-realistischen Autoren geschaffene wirklichkeitsstreue künstlerische Verdichtung dieser Erscheinungen aus der Wirklichkeit der imperialistischen Weimarer Republik und des antifaschistischen Widerstandskampfes zu lebensvollen Gestalten wirkte leitbildhaft, half bei der Durchsetzung dieser ethisch-ästhetischen Klassennormen als gesamtgesellschaftlichen Maßstäben nach 1945 in der DDR. Das war in vieler Hinsicht auf die theoretische Erörterung der Probleme des realen Humanismus in den dreißiger Jahren zurückzuführen. Aufbauend auf den vor 1933 erarbeiteten Erkenntnissen über die soziale Determiniertheit des Individuums rückten vor allem in den Aussprachen der emigrierten sozialistischen Schriftsteller unter dem Aspekt des „ganzen Menschen“ (Becher) Fragen der Entfaltung der sozialistischen Persönlichkeit im Zusammenhang mit ihrer bewußten Kollektivbindung in den Vordergrund, die das Menschenbild der sozialistisch-realistischen Literatur weiter profilierten.

Fakt oder Fiktion

Jede neue Stufe in der theoretischen Selbstverständigung über Wesen und Rolle der sozialistischen Literatur führte bewußt oder unbewußt immer näher zum Realismus. Immer wieder tritt die Frage nach dem größeren Gewinn an Wirklichkeitsgehalt in das Zentrum. Ein entscheidender Faktor für die Hinwendung der Literatur zur unmittelbaren Gegenwart und für die genaue Erforschung der Lebensumstände war die Berichterstattung einer großen Anzahl von Arbeiterkorrespondenten und die Entwicklung solcher operativen Genres wie der Reportage und der Skizze. Jede thematisch neue literarische Leistung baute auf zahlreichen vorangegangenen Beschreibungen auf (beispielsweise beginnt so die bereits erwähnte künstlerische Bewältigung des „sowjetischen Stoffs“ oder die Gestaltung der revolutionären Arbeit im Betriebsleben). Die erstaunlich umfangreiche „Berichtsliteratur“ besaß ihren Wert jedoch nicht allein als Vorfeld für die literarische Eroberung des neuen Gegenstands, sie leistete in der Parteipresse, in Betriebszeitungen und Flugblättern einen wichtigen Beitrag in der Agitation und Propaganda.

Ende der zwanziger Jahre entzündeten sich hitzige Auseinandersetzungen für oder gegen die Notwendigkeit und Legitimität der dokumentarischen Gestaltungsweise in der proletarisch-revolutionären Literatur. Standpunkte mit

Ausschließlichkeitsanspruch verwirrten bis dahin erarbeitete gemeinsame ästhetische Grundpositionen. Mit Recht wurde beispielsweise ein *Linkskurve*-Artikel von E. Steffens zurückgewiesen, der die neue Literatur auf die genannten Betriebsberichte und Reportagen beschränkt wissen wollte: das lief in letzter Instanz auf die Preisgabe der spezifischen Eigenart der Kunst als einer Sonderform des gesellschaftlichen Bewußtseins und auf Unverständnis für das künstlerische Bild als eine eigenständige Verallgemeinerungs- und Aneignungsform der Wirklichkeit hinaus und verengte den funktionalen Bereich der sozialistischen Literatur unzulässig. Die Kehrseite der Überschätzung der „operativen Genres“ und ihrer Ergebnisse bestand im freiwilligen Verzicht auf die Ausbildung einer der revolutionären Arbeiterklasse gemäßen großen Kunst, das heißt: in ihrer Beraubung um ein unersetzliches Mittel der geistig-kulturellen Entfaltung.

Umgekehrt war die Verdächtigung der dokumentarischen Formen als nicht klassenmäßig und daher schädlich, wie sie etwa Lukács vorbrachte, nicht aus der praktischen Wirksamkeit dieser Genres, sondern aus einem engen Kanon ästhetischer Vorstellungen abgeleitet. Die Diskussion um die Verallgemeinerung künstlerischer Erfahrungen und Grundsätze war dort produktiv gewesen, wo sie sich auf Kernprobleme des sozialistischen Literaturwesens bezog, die unabhängig von der Reife des künstlerischen Talents, der stilistischen Eigenart und auch der genrespezifischen Neigungen alle Autoren unmittelbar betraf — etwa die Klärung des Parteilichkeits-Prinzips. Fragen der künstlerischen Gestaltung, überhaupt der Beziehungen von Inhalt und Form im Kunstwerk spielten lange Zeit eine (allzu) untergeordnete Rolle; sie rückten Anfang der dreißiger Jahre unter dem Gesichtspunkt der Erhöhung der künstlerischen Qualität mehr in den Vordergrund. Die Verlagerung der Diskussion über Klassenkriterien der proletarisch-revolutionären und sozialistischen Literatur auf die Frage des Gebrauchs (oder der Ablehnung) „moderner“ Darstellungsweisen stellte abgeleitete Probleme in den Mittelpunkt. Diese Betrachtungsweise war künstlerisch unergiebig, sie fand darum entschiedenen Widerspruch (sowohl durch Arbeitschriftsteller wie Otto Gotsche in Verteidigung der Leistungen von Willi Bredel als auch vor allem in den dreißiger Jahren durch bekannte Schriftsteller wie Brecht und Seghers). Obwohl die Forderung, zu Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit in der künstlerischen Gestaltung vorzustoßen, sie durchschaubar zu machen, durchaus den kollektiv erarbeiteten Grundpositionen entsprach und sie unterstützte, bestanden ernste Meinungsverschiedenheiten in der Bewertung der sinnlich-konkreten Unmittelbarkeit, der ersten Stufe des künstlerischen Erkenntnis- und Schaffensvorgangs, des realen Bodens für die schöpferische Phantasie.

In der literarischen Praxis hatte es eine so schroffe Gegenüberstellung von „faktischer“ und „fiktiver“ Gestaltungsweise nicht gegeben. In den meisten literarischen Beiträgen führte das Bemühen der Autoren um historische Kon-

kretheit zu einer Vermengung fiktiver Gestalten mit authentischen Umständen (beispielsweise in der Erzählung „Barrikaden am Wedding“ von Klaus Neukrantz); die Verbindung der erfundenen Figuren mit Zeitereignissen erwies sich als fruchtbar für das künstlerische Erfassen der Epochewahrheit. In den dreißiger Jahren und später entwickelte Anna Seghers in ihren großen Romanen diese Darstellungsart hervorragend weiter.

Der literarische Prozeß der folgenden Jahrzehnte bestätigte vor allem zwei Erkenntnisse in den Debatten um das Problem der Wirklichkeitsnähe:

Auch die „operativen Genres“ stehen nicht außerhalb der für die gesamte sozialistische Literaturbewegung geltenden ideologisch-ästhetischen Grundprinzipien. Der unmittelbare „Kampfwert“ dieser beweglichsten literarischen Waffe ist von der Entwicklung ihres „Kunstwertes“ abhängig.

Die Entwicklung aller literarischen Genres, Gestaltungsmittel, Handschriften ist richtig und notwendig: im gleichen Aufsatz „Kühnheit und Begeisterung“ (1932), in dem Johannes R. Becher für die Schaffung des „großen proletarischen Kunstwerks“ eintritt, fordert er auf, die Tagesfragen nicht zu vernachlässigen, „Flugblätter, Propaganda- und Agitationsflugschriften“ zu verfassen.¹⁸ Das gilt bis heute.

Bestimmung der literarischen Schaffensmethode

Seit den dreißiger Jahren nahm die Beratung literarischer Schaffensfragen im engeren Sinne zu. Die Arbeitsgemeinschaften des Bundes beschäftigten sich eingehend mit Gesetzmäßigkeiten der literarischen Genres und Gestaltungsproblemen, in der *Linkskurve* mehren sich Aufsätze über Gestaltungsprobleme wie zum Beispiel Anna Seghers „Kleiner Bericht aus meiner Werkstatt“ (1932),¹⁹ in Programm-Entwürfen und redaktionellen Artikeln gewinnen Fragen der künstlerischen Meisterschaft und der Beziehungen von Form und Inhalt zunehmend an Gewicht. Das ist nicht allein auf das gestiegene Interesse der Schriftsteller für solche Fragen, sondern vor allem auf gewachsene Aufgaben des Bundes zurückzuführen.

Die Verschärfung des Grundwiderspruchs und die drohende Machtergreifung der aggressivsten imperialistischen Reaktion forderte auch den proletarisch-revolutionären Schriftstellern einen vielfach verstärkten Einsatz aller Kräfte und Mittel zur Aktivierung der Volksmassen ab. Die „Wendung“ des Bundes von der Orientierung auf den fortgeschrittenen Teil der Arbeiterklasse auf die gesamten werktätigen Massen erforderte eine Überprüfung (und Erweiterung) des theoretischen Arsenals und eine Suche nach vielfältigen neuen künstlerischen Lösungswegen. In einem *Linkskurve*-Artikel erläuterte Johannes R. Becher 1932 die Bedeutung der „schöpferischen Methode“ als bewußte künstlerische Anwendung ideologisch-ästhetischer Grundprinzipien der prole-

¹⁸ Johannes R. Becher, Kühnheit und Begeisterung, ebenda, S. 428.

¹⁹ Anna Seghers, Über Kunstwerk und Wirklichkeit, Bd. II Erlebnis und Gestaltung, Berlin 1971, S. 11 ff.

tarisch-revolutionären Literatur, um unmittelbar und schlagkräftig in den Klassenkampf eingreifen zu können.²⁰ 1934 wandte er (in seiner Rede auf dem 1. Unionskongress der sowjetischen Schriftsteller) rückblickend auf die „im alltäglichen engen Bündnis mit dem Kampf der Arbeiter“ in Deutschland entstandene Literatur den Begriff „sozialistischer Realismus“ an,²¹ — so mit vollem Recht die inhaltliche Übereinstimmung der künstlerischen und theoretischen Ergebnisse der deutschen proletarisch-revolutionären Schriftsteller mit den in der Sowjetliteratur und der gesamten revolutionären Weltliteratur sichtbar gewordenen Entwicklungstendenzen betonend.

Die angestrebte Gewinnung eines neuen Massenpublikums, das sich nicht von vornherein in ideologisch-politischem Einverständnis mit den proletarisch-revolutionären Autoren befand, verlangte eine entschiedene Erweiterung und Präzisierung der sozialistisch-realistischen Methode, beispielsweise eine großzügige Ausweitung der literarischen Thematik: „eine Verbundenheit mit dem ganzen proletarischen Alltag . . . mit all seinen Schattierungen, Widersprüchen und Unterschiedlichkeiten“ wurde zum Programm erhoben.²² Andere Aspekte waren Probleme der Volksverbundenheit, das heißt das Aufgreifen von Lebensfragen, die breite Volksschichten bewegten, und die notwendige theoretische Klärung des Verhältnisses von „gehobener“ und „Massen“-Kunst, verknüpft mit der Suche nach den Schritten, die zur Überwindung dieser im Imperialismus bewußt vertieften Kluft einzuleiten waren.

Hier beginnt sich bereits eine neue Etappe der literarischen und theoretischen Entwicklung zu formieren. Die faschistische Diktatur beraubte die deutschen sozialistischen Schriftsteller ihres eigentlichen Wirkungsfeldes, der materiellen Grundlagen der Literaturbewegung, des engen Kontaktes mit Arbeiterlesern, des Zustroms junger Talente aus dem Proletariat. Aber der Aufstieg der schon kräftig entwickelten Bewegung des sozialistischen Realismus ist auch unter den harten Bedingungen der Emigration und der Illegalität nicht aufzuhalten. In dem folgenden Jahrzehnt erscheinen zahlreiche hervorragende literarische Zeugnisse die international bekannt wurden und ihre ästhetische Ausstrahlungskraft bis heute bewahrten (Brecht, Becher, Seghers, Friedrich Wolf, Weinert, Bredel und andere). Auch die theoretische Diskussion riß nicht ab, sie erreichte vielmehr neue Höhepunkte mit der Veröffentlichung und Ausarbeitung entscheidender theoretischer Beiträge zur Weiterentwicklung des sozialistischen Realismus in verschiedenen Gattungen und Genres: Brecht entwickelte mit der Verfremdung ein neues Typisierungs-Verfahren; Anna Seghers und Becher klärten Möglichkeiten der Vertiefung des literarischen National-Gehaltes; Friedrich Wolf, Erich Weinert, E. E. Kisch und andere verallgemei-

²⁰ Worüber sollen wir schreiben? In: Zur Tradition . . ., S. 411.

²¹ Johannes R. Becher, Die deutschen Schriftsteller und der 1. Unionskongress der Sowjetschriftsteller, ebenda, S. 599.

²² Johannes R. Becher, Unsere Wendung, ebenda, S. 381

nerten eigene Schaffenserfahrungen in Bühnendrama, politischer Dichtung und Reportage.

In den im einzelnen recht unterschiedlichen, teilweise sogar gegeneinander polemisierenden künstlerischen Individualkonzeptionen zeichnen sich auch wichtige Gemeinsamkeiten ab. Die kontinuierliche Weiterführung der bis 1933 erarbeiteten wesentlichen theoretischen Positionen ist erkennbar im Eintreten für die künstlerische Ausbildung des sozialistischen Menschenbildes als einer nach wie vor geltenden Hauptaufgabe der Literatur der revolutionären Arbeiterklasse. Sie zeigt sich in der schöpferischen Suche nach thematischem Erfassen der entstehenden neuen menschlichen Beziehungen und Werte im Kampf gegen den Imperialismus und für die revolutionäre Veränderung der Welt, im parteilichen Eingreifen in die scharfen internationalen Klassenkämpfe mit dem künstlerischen Wort in differenzierten Formen, im Aufdecken der historischen Bewegungsrichtung und der Perspektivegewißheit, im Verständnis von Weite und Vielfalt realistischer Gestaltungsprinzipien als durch die Vielfalt des Klassenkampfes erforderliche Notwendigkeit. In diesen wesentlichen Aspekten besteht eine völlige Einheitlichkeit der beiden Entwicklungsetappen.

Daneben finden sich wichtige Neuansätze in den deutschen Beiträgen zur Theorie des sozialistischen Realismus, die durch die veränderte historische Situation und durch die Volksfront-Strategie der Kommunistischen Parteien ausgelöst wurden und für die literarische Entwicklung und Wirkung nach der Zerschlagung des Hitlerregimes bedeutungsvoll wurden. Das ist die klare Frontstellung gegen den Hauptfeind auf dem Gebiet der Kultur und Kunst, dazu gehören die theoretischen Überlegungen zu so zentralen Fragen wie dem Verhältnis von sozialistischem Patriotismus und proletarischem Internationalismus und der dialektischen Einheit von Parteilichkeit und Volksverbundenheit, die den Klassencharakter der sozialistisch-realistischen deutschen Literatur vertiefen helfen. Besondere Aktualität und Brisanz hatten die Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Spielarten der imperialistischen Dekadenzkunst, die Feststellung ihrer Unvereinbarkeit mit der Kunst der Arbeiterklasse, und andererseits die Klärung der historischen Mission der Arbeiterklasse und ihrer Verbündeten als einzige legitimen Erben und Sachwaltern der gesamten humanistischen Menschheitskultur. In ihrem Ergebnis begann eine Überprüfung und Modifizierung des Verhältnisses zum künstlerischen Erbe und zur zeitgenössischen bürgerlich-humanistischen Literatur, erschwert durch eine enge Dekadenz-Auffassung von Lukács, die selbst echte Neuererleistungen der sozialistisch-realistischen Literatur — ausgehend von seinem Kanon „legitimer“ Gestaltungsmittel — implizierte.

Die literarischen Leistungen und theoretischen Reflexionen der dreißiger und vierziger Jahre mündeten direkt in eine kulturprogrammatische Vorbereitung

der antifaschistisch-demokratischen Umgestaltung und kulturellen Erneuerung Deutschlands.

Der glückliche Umstand, daß die erste sozialistische deutsche Schriftsteller-generation nach der Befreiung ihres Heimatlandes vom Faschismus außerordentlich aktiv und in entscheidenden Funktionen an der geistig-kulturellen Neugeburt beteiligt war und sich in der Folgezeit mit ganzer Kraft für den sozialistischen Aufbau in der DDR einsetzte, sicherte das Einfließen der vor 1945 erworbenen Grundpositionen des sozialistischen Realismus in die künstlerischen Prozesse.

In der DDR wurden die revolutionären kulturellen und künstlerischen Traditionen systematisch erforscht, ihre Verbreitung diente der produktiven Selbstverstärkung der Gesellschaft über Klassenherkunft und Maßstäbe der sozialistisch-realistischen Gegenwartsliteratur und -kunst. Die Aufmerksamkeit für den theoretischen Beitrag deutscher Schriftsteller und Künstler zum sozialistischen Realismus ist in den letzten Jahren ständig gewachsen.

Es ist erfreulich, daß auch in der BRD das Interesse an den lange Zeit totgeschwiegenen oder geschmähten kulturellen Leistungen und Erfolgen der revolutionären deutschen Arbeiterklasse zugenommen hat. Allerdings sind „ideologiekritische“ geistesgeschichtliche Interpretationen eher geeignet, ihre praktische Auswirkung im gegenwärtigen Klassenkampf zu hemmen als zu fördern.

Daß Traditionslinien für unsere Zeit erschlossen werden können, setzt das Kennen und richtige Einordnen der historischen Entwicklung voraus. Auf den theoretischen Beitrag zum sozialistischen Realismus bezogen heißt das: die sozialökonomische, politische und kulturelle Entstehungssituation zu beachten, die Zielstellung und Ergebnisse der Debatten beeinflußte. Die Entwicklung der sozialistisch-realistischen Literatur und Theorie war in allen Etappen ursächlich und sehr eng mit der von der KPD geführten revolutionären Arbeiterbewegung verbunden, darum können auch die Diskussionen um Entstehung und Wesensbestimmung der neuen Klassenliteratur und um ihre Förderung nicht aus diesem Bezugsgefüge herausgelöst werden. Ohne den aus der politischen Gesamtbewegung empfangenen Impuls sind die theoretischen Bemühungen nicht richtig zu verstehen. Ebensowenig können sie von ihrem Gegenstand, dem literarischen Prozeß, abstrahiert werden, denn die ästhetischen Beiträge der revolutionären deutschen Schriftsteller bewegten sich nicht in der dünnen Luft akademischer Hypothesen, sondern gingen vom konkreten Schaffensvorgang aus und zielten auf ihn. Schließlich bedeutet exakte wissenschaftliche Interpretation der theoretischen Beiträge zum sozialistischen Realismus, daß sie als eine spezielle Erscheinungsform des gesetzmäßigen Aufstiegs der Arbeiterklasse zum Subjekt der Geschichte verstanden werden. Nur das Ausgehen von der historisch-materialistischen Betrachtungsweise, nicht die isolierte Bewertung einzelner Kunskonzeptionen oder Stilrichtungen macht überlieferte Erkenntnisse für unsere Zeit handhabbar.

Das Dilemma zwischen Menschenbild und Geschichte

Gruppenbild mit Dame ist Bölls bislang ehrgeizigstes Unternehmen.¹ Es spielt sich in der ihm vertrauten Gegend ab. Wie in all seinen literarischen Werken ergeben sich existentielle und historische Erkenntnisse aus Erfahrungen in Familien und unter Freunden, von Mann und Frau, zwischen Vertrauten und Fremden — nicht im Niemandsland, auch nicht ohne übergreifende nationale Geschichte, sondern in der Gegend, in welche seine Menschen hineingeboren sind, aufgewachsen und zu leben haben: im Rheinischen — das macht er zu seinem Universum. Das Äußere der Geographie bleibt diffus, ist absichtlich provinziell. Soweit es das Gemeinwesen betrifft, könnten es auch andere Orte sein, wo West-Deutsche leben. Die Umgebung ist für Böll auch ethnisch begrenzt, er könnte seine deutsche Geschichte im Bayerischen oder Schwäbischen nicht ansiedeln. Das Regionale ist Bestandteil seines Realismus.

Im Mittelpunkt steht die Rekonstruktion des bisherigen Lebens einer 48-jährigen Frau — Leni Pfeiffer, Tochter des kurz nach dem Kriege tödlich verunglückten Bauunternehmers Gruyten. Die Rekonstruktion beginnt im Jahr 1970.

Leni gibt über ihr Leben keine Auskünfte. Das tun andere, die sie kennen. Sie hat einen Sohn, der im Gefängnis sitzt. Es gibt wenig Personen, die Leni verstehen, ihr Leben, ihre Verhaltensweisen. Es sind auch nicht viele da, die ihr jetzt helfen: Leni soll aus ihrem elterlichen Haus zwangseräumt werden. Sie lebt dort bescheiden und zurückgezogen und ist doch Anlaß für skandalöses Gerede: während des Krieges hatte sie eine Affäre mit einem Russen und jetzt, im Alter von 48, mit dem türkischen Gastarbeiter. Das Gesetz ist auf der Seite des Hausbesitzers Hoyser.

Hoyser hatte Lenis elterliches Haus in dem letzten Kriegsjahr gekauft, als sie völlig verschuldet war. Das kam daher, daß sie ihren zu Zuchthaus verurteilten Vater und Boris Koltowski, ihren Geliebten, so versorgte, wie sie es für notwendig hielt. Ihr Einkommen als angelernte Arbeitskraft in der Kranzbinde-rei Pelzer reichte dafür nicht aus. Als die Gläubiger drängten und die Gefahr bestand, daß die lebensgefährliche Liaison mit dem „Untermenschen“ aufkam, löste Hoyser die Schulden ein und erhielt das Gruytensche Haus zu einem Spottpreis. Inflation und Währungsreform machten Hoyser reich und Leni arm — auch deshalb können viele Leni nicht verstehen, warum sie den elterlichen Besitz so leichtfertig, kurz vor Kriegsende, habe verkaufen können.

¹ Heinrich Böll, *Gruppenbild mit Dame*, Köln 1971. Die im Text in Klammern gesetzten Seitenangaben beziehen sich auf die im Bertelsmann Verlag erschienene Lizenzausgabe.

Andererseits hält man Hoysers Vorgehen für unanständig. Aber es gibt kaum Leute, die helfen oder etwas dagegen unternehmen. Am aktivsten sind ausländische Freunde, ein Russe, der mit Boris im Gefangenengelager war, ein Türke, die eine Aktion planen, um die Zwangsräumung zu verhindern, mit Hilfe von Lastwagen der Müllabfuhr, wo sie beschäftigt sind. Bei der Besprechung wird festgestellt, daß auch Deutsche an der Müllwagenaktion mitmachen müßten, wenn die Sache Erfolg haben soll. In der Wohnung, wo geplant wurde, „ging es zu, wie es in einigen Nebenräumen des Smolny in St. Petersburg im Oktober 1917 zugegangen sein mag“ (S. 369).

Die Müllwagenaktion hat keinen Erfolg. Ihrer ganzen Anlage nach ist sie anarchistisch und wird dementsprechend von der bürgerlichen Presse hochgespielt, als Aktion krimineller Elemente. Einen Aufschub der Zwangsräumung erzielt die durch eine Geldsammlung zustande gekommene Einlösung von Lenis Mietschulden, was die Presse so kommentiert: „Gönner“ einer gewissen Dame, der man nachsagt, sie gehöre dem Gunstgewerbe an, haben durch unverhältnismäßig hohe ‚Darlehen‘ die Räumung verhindert“ (S. 378). Damit ist Margret gemeint, eine tödlich kranke Prostituierte, die in ihrem tieffreundschaftlichen Verhältnis zu Leni wie Magdalena zu Maria wirkt. Levs Inhaftierung hängt damit zusammen, daß er durch gefälschte Wechsel zu Lasten Hoysers die Zwangsräumung von der Mutter abwenden wollte und als Fälscher identifiziert wird. Über Lev erfahren wir lediglich etwas durch Gutachten, das ausführlichste von einer Person verfaßt, die auch für den DGB arbeitet. Dort wird Lev übereinstimmend hohe Begabung zuerkannt, den Gutachtern bleibt aber unerklärlich, warum der Junge eine „Normalitätsvorfälschung“ bzw. „Normalitätsverweigerung“ erkennen läßt, die Konfrontation mit der Gesellschaft sucht, indem er dort Leistungen vollbringt, wo es ihm nichts „einbringt“, hier aber verweigert, wo sie etwas „einbringen“ könnten (S. 395, 401).²

Über Lev und die gescheiterte Aktion, über den aktuellen Stand in Lenis Leben, erfahren wir nur Beiläufiges, gegen Ende des Buches. Es bleibt offen, wie es weitergehen könnte. Leni ist aktiv, verfaßt Schildertexte für eine Demonstration der Müllarbeiter vor dem Strafgericht: „Ist Solidarität ein Verbrechen?“ — „Wenn unsre Kumpels bestraft werden, wird unsere Stadt im Müll erstickeln.“ Das bringt Leni die erste Schlagzeile im lokalen Boulevardblättchen ein: „Rothaarige Exonne als Müllkutscher-Jakobinerin!“ (S. 414). Die Richtung ist angedeutet: Solidarität und Aktion mit Proleten... Das kommt ganz plötzlich, ist einfach da, ist das die Leni, „die immer erst wußte, was sie tat, wann sie es tat“? (S. 198). Erhalten wir hier ein Beispiel darüber, was in einem Menschen alles vor sich geht, der in das schwierige Unternehmen politisches Handeln der Arbeiterklasse aktiv miteingreift?

(Was die praktische Seite betrifft, so ist das Beispiel rührend und naiv. Und der bekenntnishaftende Hinweis auf „Nebenräume des Smolny im Oktober

1917“ bringt den aufmerksamen Leser auf die Frage: Ist das Hoffnung oder Deutung? Oder ist es beides?)

In Bölls Geschichte erscheinen alle direkten politischen Hinweise wie verdeckte Spurenelemente. Die scheinbare Beiläufigkeit besagt aber nicht, daß dies für die Gesamtaussage von *Gruppenbild mit Dame* nebensächlich sei, etwa dergestalt, daß man sie entfernen oder nach Belieben anders zubereiten kann, ohne die Substanz des Buches zu beeinträchtigen. Diese Aussagen können beiläufig geraten sein, weil sich der Verfasser auf das begrenzt hat, was ihm vertraut ist. Möglich ist auch die Absicht: in der politischen und historischen Auseinandersetzung würden letztlich nur die existentiellen Grundprobleme des Menschen zählen, die programmatiche und institutionelle Seite sei also austauschbar und deshalb nebensächlich.

Der Zugang zu dem Buch (wie zu deutscher Geschichte) ist nicht leicht. Böll legt uns die Aufzeichnungen eines Verf. vor — die Abkürzung betont den Chronisten. Der Verf. sammelt Informationen von Leuten, die Leni kennen. Das sind Freunde und Bekannte, Dritte, die über „den Fall“ gehört haben, etwas damit zu tun hatten, ohne daß es die andern wissen, Gerüchte mit Wissen vielleicht verwechseln. Der Verf. erschließt auf diese Weise so viel wie möglich aus der Vergangenheit dieser ungewöhnlichen Frau, die sehr verschlossen ist und nach einem weitverbreiteten Werturteil nur negative Eigenschaften hat, während wir durch die Recherchen des Verf. eine durchaus sympathische Frau kennenlernen, mit allen eines Menschen würdigen Eigenschaften ausgestattet, begabt mit genialer Sinnlichkeit, kurzum ein Vorbild.

Die Erinnerungen, Berichte und Meinungen der Informanten, die der Verf. besucht, Briefe und Dokumente aus Familiennachlässen, von Behörden usw. werden verbunden durch Ergänzungen, Korrekturen und Kommentaren des Verfassers. Dies rundet sich zu einem geschlossenen Weltbild des Autors Böll. Die Meinungen und Haltungen anderer — aus allen Schichten, Berufen und Altersgruppen — bringen eine Geschichte Deutschlands und der Bundesrepublik hervor, die von einem Erzähler erforscht wird. Der Autor Heinrich Böll hat hier aus vielen Teilchen menschlicher und sozialer Beziehungen ein monumentales deutsches Mosaik montiert. Ein kolossaler Entwurf, der sich hinter dieser Rekonstruktion auftut, auch wenn die Methode bewußt die Untertreibung sucht, Aussagen relativiert, abwägt, verwirft. Hier steht nichts isoliert, obgleich alles verstreut ist, Berichte unterbrochen werden, zu denen — aus anderer Sicht — der Faden wieder aufgenommen wird. Wer es versteht, aus so vielen winzigen Elementen einen ganzen Zusammenhang

² In diesem „Gutachten“ werden Hilflosigkeit und Unfähigkeit gängiger Beurteilungen parodiert, die Verhaltensweisen beschreiben, denen es an üblichen gesellschaftlichen Erwartungen mangelt. Um Levs Haltung zu akzentuieren, läßt Böll das Gutachten wie folgt schließen: „Der G. kann nicht zu der Erkenntnis kommen, daß bei L. B. G. ‚Normalitätsvorfälschung‘ vorliegt, eher Normalitätsverweigerung bei normaler Veranlagung. Die Tatsache, daß er instinktiv die ihm angemessene Polarisierung gesucht hat: ein Beruf, der der Reinigung dient, aber als schmutzig gilt.“ Lev ist bei der Müllabfuhr beschäftigt.

herzustellen, der verfügt über eine erstaunliche kompositorische Kraft, der steht auch für das Ganze, der weigerte sich, die Atomisierung menschlicher und historischer Erfahrungen hinzunehmen und sie allenfalls zu registrieren. Ein solcher Autor will die ganze Wirklichkeit wiederherstellen, nicht eine beliebige, sondern die Wirklichkeit der Zeit und des Raumes, von der er selbst ein Teil geworden ist.

Als Realist hat Böll auch die Methoden der Dokumentar- und Montageliteratur benutzt — Methoden der Umfrage, Recherchieren in Wörterbüchern, Zitieren aus Protokollen und Zeitungen. Indem er diese Methoden benutzt — sie werden auch zum Teil karikiert —, hebt er sie sogleich wieder auf. Führt er sie damit ad absurdum? Ich glaube, es geht ihm um den Nachweis, daß das Dokument allein noch längst nicht authentisch ist: Wer über erfundene Personen erfundene Personen befragt läßt, dabei so tut, als seien sie alle beim Einwohnermeldeamt registriert, hätten ihre Identität erst durch die verschiedenartigen Institutionen der Gesellschaft erlangt, was bisweilen grotesk überzogen und lächerlich gemacht wird, will ausdrücken und bekräftigen: die Wahrheit über Menschen, die erfunden und gestaltet werden, ist der Wahrheit über Menschen, die gefunden und vorgestellt werden, mindestens ebenbürtig.

Steht das eine — die Fiktion — dem anderen — Dokument und Montage — nicht entgegen, ergänzen sich also als Mittel der Wahrheitsfindung und Wirklichkeitsgestaltung, so entscheidet letzten Endes über Gelingen oder Mißlingen das Bewußt-Sein des Autors.

Heinrich Böll hat das Buch drei Personen gewidmet — Leni, Boris und Lev. Fiktiven Personen (Leni und Lev leben noch unter uns, aber wer sie interviewen will, wird bislang nur das erfahren, was im *Gruppenbild mit Dame* über sie nachzulesen und zu prüfen ist). Eine Widmung ist die Zueignung dessen, was einem lieb und wert ist, das, was zwischen der ersten und letzten Seite veröffentlicht wurde — *Gruppenbild mit Dame* umfaßt Bölls Credo. Er sagt hier alles, was er bisher zu sagen hat. Fast alles. Die Widmung wurde 1970 niedergeschrieben.

Der Roman erschien 1971. Er wurde zwar besprochen, aber nicht wirklich zur Kenntnis genommen.³

Es geht um die Geschichte einer 48jährigen Deutschen, deren Leben in der

³ Heissenbüttel versuchte den Roman für seine positivistische Ästhetik zu vereinnahmen („Soziogramm einer Gruppe“), Joachim Kaiser unterstellt dem Buch die Aussage, man habe sich im Dritten Reich wohler gefühlt als in der BRD („Wie höllisch, wie finster dieses Kriegs-, ja diese Nazi-Vergangenheit auch war — in Bölls Welt bietet sie den großen Gefühlen, dem persönlichen Heil immer noch mehr Chancen, als es der ‚liberale Labberdreck‘ des Wohlstandsrummels tätte, wenn man sich ihm nicht anarchistisch verweigerte“). Diese Verweigerung, von der Kaiser spricht, ist freilich moralisch und politisch integer im Gegensatz zu der intellektuellen Frivolid und dem Zynismus dieses Kritikers, der den „diskreten Charme der Bourgeoisie“ durchaus noch genießt, auch wenn er weiß, daß von derselben Bourgeoisie Folter und Mord veranlaßt wird (vgl. Rezension „Freiheit für Charme und Schrecken“ über Bunels Film in der SZ v. 5. 6. 73).

Nazizeit bedroht ist. Sie steht fast allein und muß ihr allerhöchstes Glück verbergen — die Liebe zu dem Sowjetmenschen Boris, dessen Kind — Lev — Leni 1945 gebärt. Hatte es von ihr damals geheißen „Russenliebchen“, „Kommunistenhure“, so will sie ihre heutige Umwelt erneut „ab- oder weg-schaffen“: „... es ist nachgewiesen, daß man hin und wieder nach Vergasung verlangt, der Wunsch danach ist verbürgt, ob die Möglichkeit dazu bestünde, ist dem Verf. unbekannt; hinzufügen kann er nur noch, daß der Wunsch heftig geäußert wird“ (S. 9 ff.). Die Bundesrepublik ist also spätestens 1970 durch eine Umwelt gekennzeichnet, in der erneut die Verfolgung jener droht, die von den Nazis „ab- und weggeschafft“ wurden, ja es gibt sogar Personen, die eine Vergasung von Menschen nicht nur nicht abwehren (*wir haben von nichts gewußt!*), sondern ausdrücklich wünschen. Das Fazit des Romans: in der Bundesrepublik gibt es mitten unter uns Faschismus, nicht irgendwelchen, sondern die Fortsetzung des deutschen Faschismus in neuen Formen. Was sich zwischen 1970 und 1972 in unserem Land öffentlich abgespielt hat, ist bekannt. Bekannt ist auch die Kampagne gegen Heinrich Böll: wir sollten nichts, auch gar nichts davon vergessen.

Dieser Roman ist ein Sinnbild deutscher Geschichte dieses Jahrhunderts. Er will ein Beispiel für Menschlichkeit setzen, daß es anders werden muß als es in unserer Geschichte war und in der Bundesrepublik Deutschland noch ist. Die DDR kommt nur am Rande vor, sie ist nicht eingemeindet — sie fehlt einfach. Als „Herr Hochgestellt“ — der Großbürger, Konzernverwalter, das kultivierte Prinzip von Macht, Geld und Souveränität — für die Beziehungen zur UdSSR fast schwärmerische Worte findet (er mag die Amerikaner nicht), sagt dieser Herr „mit industriellem Hintergrund“ so ganz nebenbei, mit der Sowjetunion könne man sogar „die DDR von der Karte fegen“ (S. 180 f.). Nicht nur mit dieser Bemerkung schlägt Böll ganze Kapitel der Geschichte auf bis hin zu der Assoziation, daß in diesen Kreisen des „Herrn Hochgestellt“ die Brandtsche Ostpolitik zwar durchaus gern gesehen wird, aber doch „etwas zu wenig energisch sei“.

Mit „Herrn Hochgestellt“ wird die Rolle des deutschen Großkapitals verallgemeinert. Böll läßt seinen Verf. dazu sagen: „Es mag genügen, wenn hinzugefügt wird, daß es sich um einen Namen handelt, vor dem jeder Deutsche in jeder Geschichtsperiode zwischen 1900 und 1970, jeder russische und Sowjetfunktionär in der gleichen Geschichtsperiode stramm stehen, vor dem sich heute noch jederzeit sämtliche Kremltore, wahrscheinlich sogar die bescheidene Tür zu Maos Arbeitszimmer weit öffnen würde, wenn sie sich nicht schon geöffnet hat“ (S. 180).

Ich glaube, daß in diesem Urteil des Verf. — der publizistische Charakter der Aussage ist unbestritten und dürfte sich weitgehend mit der des wirklichen Verfassers decken — alle Widersprüche des Romans angesiedelt sind. Das liegt aber weniger daran, daß Böll darüber zu wenig weiß, sondern eher

daran, daß er einige dieser Herren „mit industriellem Hintergrund“ zu durchschauen glaubt, weil er ihre persönliche Sphäre ganz gut kennt. Selbst wenn er jetzt alle Fakten kennen würde, sowie die Beschreibung der verfeinerten Kunst deutscher Großkapitalisten, Verbrechen des Faschismus zulassen und zu finanzieren, ohne daß die Auftraggeber, die Mächtigen, wirklich erkannt werden, das weiß ja Böll zu einem Teil recht genau, es dürfte ihn aber in seinem Konzept nicht stören. Das Strammstehen der Deutschen, das Aufgehen der Türen zum Kreml und zu Maos Arbeitszimmerchen (!), bedeuten also nach Böll nicht Widerstandslosigkeit, sondern „Wir-machen-das-Spiel-auch-mit“. Das geschieht demgemäß, weil alle letztlich demselben Moloch Geld und Macht und damit verbundenes Ansehen anbetnen, schwach werden und in die Knie gehen vor dem, der es angeblich immer noch am besten kann.

Der Neureiche Werner Hoyser hilft Leni nur scheinbar. Angesprochen auf seine Schuld, führt Hoyser Marxisten als Kronzeugen an: die bejahren ja auch immer mehr das „Profitdenken“. Wenn Heinrich Böll überhaupt zu Haßfähig ist, dann haßt er „Profitdenken“. Und da er nur das „Denken“ sieht — und wer würde behaupten, daß dies nicht sehr augenscheinlich ist, wer würde bestreiten, daß nicht Geld Sozialisten ebenso schwach machen kann wie alle vorausgegangenen nichtsozialistischen Generationen (wenn vom Geld noch zu wenig da ist!!!) — geht Heinrich Böll über die Herkunft von Profit und von Geld hinweg. Er registriert nur die Verführungsähigkeit des Individuums, nicht die Bedingungen, die jene Verführungsähigkeit aktivieren (unter verschärfter Systemauseinandersetzung auch im realen Sozialismus). Bölls Antikapitalismus ist *nur* moralisch. Da er aber Moral nicht vom Kettensymbol des Kardinals hennimmt, sondern von der künstlerischen Kraft, das Verhalten der Menschen nach ihrem Handeln zu beurteilen und nicht nach ihren Worten, will er nichts verschweigen, wenn er Widersprüche zwischen Wort und Tat feststellt.

In diesem Buch wird in einer Fülle von Geschichten und Menschenschicksalen, die sich in allen Klassen, jeder Schicht, jeder Partei und sozialen Bewegung, jedem Volk abspielen, gezeigt, daß Licht und Schatten, Gutes und Böses, Nützliches und Verwerfliches, Tugenden und Laster, Glück und Unglück sich überall wiederfinden, in jedem Menschen latent vorhanden sind, in dem einem zum Durchbruch kommen, in einem anderen nicht. Nicht die ideologischen Positionen entscheiden über Menschlichkeit und Unmenschlichkeit: das ist das Credo von Heinrich Böll, soweit es aus den Recherchen seines *Verf.* hervorgeht.

Das ist eine große Herausforderung — auch an den Autor.

In einem Interview mit der *Zeit* meinte Böll, er habe schon längst positive und negative Figuren aus der Literatur entfernen wollen, denn es gäbe Figu-

ren, die anfänglich als unsympathisch konzipiert seien und sich später als sympathisch erweisen. Das ist ihm nicht gelungen. Zu seinem Glück.

Die historische Entwicklung prägt jedem ihren Stempel auf. Wer Freiheit ernstnimmt — das ist ohne sozialen Bezugspunkt ausgeschlossen! — wird nicht umhinkommen, das soziale Prinzip — moralisch gesehen: Freiheit, Gerechtigkeit, Solidarität — als wesentlichen Maßstab der Humanität anzuerkennen. Dies widerspricht keineswegs der Beobachtung und der Tatsache, daß *moralische* Qualitäten im Menschen und nicht zwischen Klassen, Parteien und Auffassungen erscheinen. Um es einmal für deutsche Geschichte zuzuspitzen: Unter Faschisten kann es subjektiv *gute Menschen* geben, unter Antifaschisten auch Schurken. Ist es deshalb nicht gerade um so wichtiger, als grundsätzlichen Maßstab die antifaschistische Moral im Kampf, wo es um Leben oder Tod von Millionen, um Humanität oder Barbarei geht, als das höchste Gut zu verteidigen, durchzusetzen? Nicht nach dem abstrakten Prinzip: der Zweck heiligt die Mittel, sondern der Aufgabe in diesem Augenblick: wir können nicht anders handeln, weil sie uns sonst alles nehmen, was lebenswert ist.

Moral und Ethik ergeben sich nicht aus dem *Widerspruch* innerhalb individueller menschlicher Erfahrung, sondern dem konkret historischen Antagonismus der Klassen. Bölls Menschenbild soll das widerlegen.

Heinrich Böll will aber noch mehr in den Griff bekommen: im Verhältnis von Leni und Boris wird deutsche Geschichte historisch und moralisch existentiell mit der Geschichte der Sowjetunion gedeutet. Deutschlands Schuld im Überfall auf die UdSSR wird in der Verbindung dieser beiden Menschen aufgehoben: durch Boris wird Leni zum zweiten Mal geboren. Wie ist diese Wiedergeburt überhaupt zustandegekommen? Welche Eigenschaften vereinigen diese beiden Menschen? Was ist es, das den einen im andern erkennen läßt: wir gehören zueinander? Ihre Gemeinsamkeit ist es ja, die Lev hervorbringt, das neue Leben, den Sohn, der jetzt in einem westdeutschen Gefängnis inhaftiert ist, weil er all das verweigert, was ihm hier, in dieser Gesellschaft etwas „einbringen“ könnte.

Unsere Kenntnisse von Leni, Boris und Lev erfahren wir über Dritte — und den *Verf.* Direkte, mit Gewißheit zitierbare Aussagen des toten Boris und inhaftierten Lev gibt es nicht. Von Leni gibt es nur spärliche, die einmal wie eine Liste von Satzketten nacheinander angegeben werden. Sie belegen, daß Lenis Bindungen und Beziehungen zur Gesellschaft, der sie angehört, nur Elementares beinhalten: das Notwendige zum Überleben, aber auch Kürzel von Hoffnungen für ein besseres Leben. Herrschende Lebenswerte sind unmenschlich, Fetische der Macht und des Geldes, entwürdigte Sinneserlebnisse. Grunderlebnisse wie Liebe, Schmerz, Seligkeit, Leid und Glück verweigert diese Gesellschaftsordnung den Menschen: Böll läßt diese Erlebnisse nach dem Lexikon „aus einem umstrittenen Verlag“ zitieren, verwertet sie sodann

nur noch durch Benennung der Anfangsbuchstaben (G., S., L. usw.). Die Werteskala der herrschenden Normen wird durchgehend parodiert, grotesk gesteigert und damit der Lächerlichkeit preisgegeben, obgleich auch dann wieder versucht wird, Versöhnung anzuregen, Wege der Versöhnung zu zeigen, keine Spur von Hohn und Haß gegenüber denen, die einem das Menschenwürdige verweigern: über dieser Welt des Grauens liegt ein Schimmer von Heiligkeit. Auf die Wahlverwandtschaften der Zeit mit Hieronymus Bosch und Vermeer wird verwiesen, und in der Tat breitet sich hier eher ein Gemälde aus, der Bewegung des Geschichtsprozesses wird ein festes Bild entgegengehalten.

Lenis angeborene Fähigkeit zum „sinnlichen Genie“ hält sie frei von Verkrüppelungen der etablierten Einrichtungen — Schule, Kirche u. ä. Das ist ihr Schutz, in der Liebe nichts Schmutziges zu sehen. Leni liebt kreatürlich. Die angeborene Fähigkeit wird ihr in der Klosterschule von der Nonne Rahel, einer Jüdin, zu Bewußtsein gebracht. Rahel hat vor natürlichen Vorgängen keine Scheu, legt großen Wert auf einen gesunden Stoffwechsel ihrer Schülerinnen; bei Leni klappt der Stuhlgang vorzüglich. Wir erfahren, daß Rahel Lenis Talent für Sinnlichkeit und Mystik entdeckte; sie hätte „eine große Mystikerin werden können“. Rahels Lebenserfahrung und Bildung umfaßt drei Bereiche der Wissenschaft: Medizin, Biologie, Philosophie, unterlegt mit theologischer Beimischung — „ausschließlich mystischer Herkunft“. Ganz offensichtlich ist Mystik die Würze dieser Mischung (S. 38 ff.).

Aber erst der Sowjetmensch Boris Koltowski entdeckt Lenis „Fähigkeit zu erstaunlichen Sensibilitäts- und Intelligenzleistungen“. Er spricht ein erstaunliches Deutsch, liebt deutsche Volkslieder und bringt Leni die Dichtung von Trakl, Hölderlin, Kafka, Brecht und Kleist nahe — ein wahrlich kompliziertes Programm ohne Marx, Engels und Lenin. Die Liebe zwischen den beiden beginnt im Augenblick größter Schuld und Verstrickung der Deutschen: Lenis „Handauflegung“ wird als religiös-mystischer Vorgang gedeutet. Lenis Liebe beginnt im Moment, wo ihr Leben vom Tod bedroht ist: eine Deutsche, von der bekannt wurde, daß sie es mit einem „Untermenschen“ trieb, hatte mindestens damit zu rechnen, mit kahlgeschorenem Kopf auf dem Marktplatz an den Pranger gestellt zu werden.

In sowjetischen Rezensionen wird die Bedeutung dieser tiefverstandenen und erlebten Liebe einer Deutschen zu einem Sowjetmenschen zurecht als ein Denkmal der Freundschaft zwischen den Völkern und der Kultur gewertet, denen diese Frau und dieser Mann entstammen. Zugleich wird kritisch vermerkt, Boris sei offensichtlich „literarischer Herkunft“, sei Fjodor Dostojewskijs Aljoscha Karamasow oder Fürst Myschkin eher verwandt als den Zeitgenossen des Oktobers. Diese Auffassung läßt mich vermuten, daß die deutschen Figuren nach dem Verständnis jener Rezessenten unserer Geschichte entstammen.

In der Charakterisierung vieler Personen, Figuren, Haltungen und Situationen deutscher und vor allem bundesdeutscher Provenienz ist nach wie vor der Realist Böll am Werk. In der Zeichnung des Ganzen, nämlich in der Deutung deutscher Geschichte gefährdet mystisches Gedankengut den klaren Blick: nicht nur Boris gerät Böll zur Konstruktion eines Wunschbildes.

Wenn wir erfahren, daß für Lenis Bildung Rahel und Boris entscheidend geworden sind, korrespondieren auch die Kräfte, die diese beiden Menschen befähigt haben, sich zu erkennen. Weiterhin wird dargelegt, daß die Größe der Sowjetunion darin bestehe, einen Boris hervorgebracht zu haben. Die größte Bewährungsprobe hat Boris in der Stunde, als fast alle Deutschen schlottern, nur noch eines kennen: Tod oder Leben. In diesem Augenblick lehrt Boris die Deutschen das Beten — im „Sowjetparadies“. Mit anderen Worten: das Wesen der Oktoberrevolution ist mystischer Natur, ist Alexander Bloks Christus, der den „Zwölf“ visionär voranschwebt — den zwölf Bolschewiki in den Straßen Petrograds im Oktober 1917. Allerdings beherbergt Bölls Allegorie mehr Solschenizyn als Blok, mehr Berdjaew als Jessein. Diese Deutung der Oktoberrevolution geht aus Bölls Auffassung von Sozialismus hervor. Er schafft sich gleichsam die Sozialisten nach seinem Bild, das die Bischöfe seiner Kirche verraten haben. Daran mißt er aber auch die deutschen Sozialisten.

Wie ist es aber möglich, daß Leni und ein Boris zusammenfinden? Die Völker einander nahekommen? Besorgen das Leute, die beten können? Wenn gemeint ist, daß diese mitkämpfen, um die Barbarei zu besiegen, die von dem, was Böll hier unter Beten versteht, nachgewiesenermaßen gar nichts hält, wäre der Wirklichkeit genüge getan. Das trifft hier aber nicht zu.

Leni und Boris kommen als Mann und Frau in einer Kranzbinderei zusammen. Ihr Glück verdanken sie der Protektion des „Herrn Hochgestellt“, der dabei Schwierigkeiten hat; will heißen: es gab damals Mächtigere — Organisationen und Verhältnisse — als die Krupps, die zwar dann in Nürnberg verurteilt werden, aber auch Gutes getan haben. Ein gütiges Schicksal führt die beiden zusammen — nicht Aktion, nicht Kampf. Trakl, der in seiner Dichtung Tod und Vergänglichkeit der physischen Existenz beschwört und deshalb dem Menschen die Angst davor nehmen kann — hat Boris früher einmal von „Herrn Hochgestellt“ geschenkt bekommen, vor dem Krieg. (Der Großkapitalist kannte die Familie des sowjetischen Handelsattachés in Berlin, in der Boris aufwuchs). Sein Geschenk ist eine metaphorische Vornahme des Grauens, das bevorstand. Alle Personen sind versinnbildlicht und „schicksalhaft“ ineinander verwoben. In diesem Universum hat jede Erscheinung ihren Sinn, auch der Zufall. Das „Sowjetparadies“ wird von Pelzer eingerichtet, der von der Protektion weiß und seine schützende Hand über die beiden hält. Dieses „Paradies“ ist auf dem Friedhof, sind unterirdisch ausgebaute Familiengräber, in die Pelzer Strom und Matratzen reinlegen läßt,

sogar ein Heizöfchen, kurzum das Notwendigste zum Leben. Der Kranzbindebesitzer Pelzer hatte ursprünglich sein Geld mit dem Zahngold gefallener Soldaten gemacht — vor allem Amerikaner, die vor dem Tod Angst haben und deshalb im Friedhof bestimmt nicht nach Menschen suchen werden, da seid ihr sicher! — dieser Pelzer ist der Schlaumeier aus dem Volk, der noch nicht weiß, auf wen man sich nach dem Krieg einrichten muß, der Opportunist, der immer weiß, wie man die Dinge zu schaukeln hat, wenn man durchkommen will, dieser Pelzer sichert das neue Leben: In der Totengruft sind die Lebenden ungefährdet, hier, im „Sowjetparadies“, verbringen die Liebenden ihre glücklichsten Tage, Lev wird geboren,⁴ und Pelzer vollzieht die Taufe: „Da kams doch nicht mehr drauf an, ob der eine mal ein Nazi oder Kommunist gewesen war, der andere ein russischer Soldat und die Margret eine allzu barmherzige barmherzige Schwester, da gabs doch nur noch eins: Leben oder Tod“ (S. 293).

Für jedwede Mystik ist die entscheidende Grenzsituation der menschlichen Existenz die Versöhnung angesichts der „Allgegenwärtigkeit“ des Todes mitten im Leben. Von der Lösung dieses elementaren Grundwiderspruchs hängt es ab, ob menschliche Existenz historisch materialistisch oder historisch metaphysisch gesehen wird. An dem betreffenden Tag des Jahres 1945, wo es nur noch eins gab: Tod oder Leben kann es durchaus sein, daß Menschen verschiedenen Glaubens, unterschiedlicher Weltanschauungen, ja politische Todfeinde, sich zufällig in der unterirdischen Gruft eines Friedhofs zusammenfinden und von einem sowjetischen Kriegsgefangenen ein Gebet sprechen lernen. Ich halte das zwar für wenig wahrscheinlich, was in Bölls „Paradies“ geschieht, lasse es aber als Gleichnis gelten. In dem Jahr 1945, als die faschistische Militärmaschine in Deutschland zerschlagen wurde, gab es sicherlich viele Millionen von Augenblicken, an denen Millionen nur noch eines kannten: mit dem nackten Leben davonkommen. Realistisch ist aber Bölls Bild nicht mehr. Hier mündet die Aussage im Niemandsland, das doch von Menschen besetzt werden müßte, die in einer solchen Situation ihr kleines Leben damit groß machen, daß sie eingreifen, kämpfen, organisiert kämpfen, planvoll, nüchtern. Das Licht der christlichen Wiedergeburt, das in Bölls „Sowjetparadies“ — Erdkammern eines deutschen Friedhofs 1945 — aufscheint, ist allenfalls eine flackernde Kerze, die solange Licht spendet, bis der Bombenangriff zuende geht, der unter Umständen die bekannten Schützengraben-gebete hervorgebracht hat, die Angst all derer, die jetzt sehr sehr spät einsehen, daß dieses Paradies nie notwendig gewesen wäre, um einen Lev auf die

⁴ Der Bericht stammt von Pelzer. Leni habe das Kind am 2. März 1945 geboren: „... und sie wollte es — das kann ich ja verstehen — nicht in einer Gruft zur Welt bringen, und ihr heiliger Joseph wollte das auch nicht. Die sind also über den zerbombten Friedhof in die Gärtnerei, Leni schon in den Wehen, Margret mit den Medikamenten, und dann haben sie ihr aus Torf und alten Decken und Strohmatten da ein Lager gemacht, und sie hat ihr Kind da gekriegt, wo es wahrscheinlich gezeugt worden ist.“ S. 286. In diesem Fall fällt die örtliche Veränderung kaum mehr ins Gewicht, was die Allegorie im ganzen betrifft: der mystisch-religiöse Zusammenhang von Leben und Tod.

Welt zu bringen. Diese Friedhofsgruft läßt ein immer wiederkehrendes Bethlehem assoziieren: dieses Bethlehem ist makaber, auch wenn eine Gärtnerei dazugehört.

Mit seinem Menschenbild drängt es Böll aus der Geschichte, seine persönliche Erfahrung mit historischen Ereignissen und den epochalen politischen Auseinandersetzungen unsrer Zeit, sein Sinn für Realismus, der Blick für alltägliche und trivial erscheinende Dinge, die Hoffnung nach Liebe, Güte und Zärtlichkeit unter allen Menschen beschützt seinen Humanismus, bleibt aber — historisch, politisch und ästhetisch — ein Dilemma, solange dieses Menschenbild nicht selbst überprüft wird. Das geschieht nicht. Auf diese Art und Weise übernimmt Böll hier auf eine eigentümliche unkritische Weise Einzelschicksale von deutschen Sozialisten und Kommunisten, denen er die historische Alternative im Prinzip zuerkennt, in der Realität aber bisher abspricht. Das geht von dem Altsozialisten Grundtsch aus, der 1914 aus Haß und Wut Spieß geworden war, Leute drillte und haufenweise an die Front schickte, weil für ihn „1914 ein für allemal die Chance für einen Sozialismus in Deutschland zuende war“. Grundtsch trug dabei ein Bild von Rosa Luxemburg in der Tasche — wie „ein Heiligenbildchen“. Warum hörte er auf zu kämpfen? Nimmt hin, daß „die Herren Sozialdemokraten“ die Rosa umlegen lassen? Da gibt es später die Kommunisten Ilse Kremer und einen gewissen „68er“ — den der Verf. „Fritz“ nennt. Ilse wollte und konnte schon 1928 nicht mehr, macht nach 1945 nicht mehr mit, weil die „Thälmannisten“ ihren Mann in der Zeit des „Hitler-Stalin-Paktes“ an die Faschisten ausgeliefert hätten, „Fritz“ will nach Italien, weil er nach dem August 68 (CSSR) nicht mehr mitmachen will. Das wird einfach hingestellt, unkritisch, unproblematisch; muß herhalten, damit Leni und Boris erst in voller Größe erscheinen können.

Die Unterschiede zwischen den verschiedenen politischen Kräften in Deutschland drohen zu verschmelzen, wenn zuletzt herauskommt, daß sie alle gescheitert sind. Auf diese Weise wird die Auskunft von der Witwe des SA-Mannes den Erinnerungen der Witwe des Kommunisten gleichgestellt. Böll zieht hier zwar kein Gleichheitszeichen zwischen Faschismus und Kommunismus, aber durch die Menschen, die das politische Programm verkörpern, sind Wort und Tat völlig durcheinandergeraten, da werden Fronten und Parteien gewechselt, so wie man das aus der liberalen bürgerlichen Geschichtsschreibung kennt, die ja auch zu dem Ergebnis kommt, daß am deutschen Fiasko alle gleichermaßen schuld seien, alle Klassen, alle Parteien.

Die Kunst, Menschen in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit zu gestalten, in den vielfältigen Verwicklungen, Verbindungen von Bekannten, Parteien, Schichten, sexuellen Beziehungen, ist in diesem Buch hochdifferenziert. Da Politik und Geschichte als Thema mit integriert ist, sollte die Differenzierung auch da

angewandt werden: an dieser Aufgabe ist *Gruppenbild mit Dame* gescheitert. Der Ansatz für die Alternative ist vorhanden.

Die Alternative ist das Proletariat. Aber solange Heinrich Böll den „Proletarier“ nur in moralischen Kategorien sieht — das entspricht dem Verständnis von „Profitdenken“, dem Arbeitsprozeß als „merkwürdigen Prozeß“ — wird ihm der Zugang zur Geschichte der Arbeiterbewegung nur durch tragische Einzelschicksale möglich sein — und damit versperrt.

Auf die mannigfachen Bezüge zu Dostojewskij wurde in der Kritik mehrfach hingewiesen, aber übersehen wurde dabei eines: Dostojewskis Menschenbild wird in die historischen Prozesse, die Spannungen und Konflikte einzogen und in Frage gestellt. Da gibt es nicht den Schimmer von Heiligkeit, der zustande kommt, wenn das mystische Menschenbild nicht in seinen Grundfesten erschüttert wird. Wer eben Kommunisten und Sozialisten nur als die Christen des 20. Jahrhunderts sieht, übersieht den Marxismus und die Wissenschaftlichkeit des Sozialismus.

Bölls Versuch, die Epoche am Beispiel deutscher Geschichte in ihrer Beziehung zur Oktoberrevolution zu deuten, mündet in dem Dilemma, daß dort, wo er im einzelnen tiefe Aussagen macht, der Nebel der Mystik droht, der die Welt-Anschauung trübt.

Das berührt auch den Charakter und die Qualität einzelner Bilder, Episoden und Charakterisierungen, wo Banales neben Großartiges zu stehen kommt. Ein durchgehendes Motiv ist das Zigarettenrauchen. Es wird fast kultisch zelebriert, ist Ausdruck von Kommunikation, vielleicht Erinnerung an das „Brot der frühen Jahre“. Sinnlichkeit wird in ihrer Schönheit einprägsam geschildert. Da ist auch die vernichtende Aussage über die Sexwelle als zufirst antihumane Geschäftsmacherei: die erste deutsche Sexwelle begann in den „Entlausungsanstalten“, wo deutsche Soldaten derb-sinnliche Bäuerinnen aus der Ukraine nackt fotografierten, wer denkt da nicht auch an die „Duschräume“ der Vernichtungslager?

Fern von Prüderie verteidigt Böll die Liebe gegen Ausbeuter, Heuchelei, Fetischismus und Barbarei. Allerdings ist auch sehr deutlich zu spüren, wie problematisch es ist, wenn man sich so sehr mit der katholischen Erziehung herumschlagen muß. Das *Berühren* und *Verdauen* stehen im Zentrum, Menschen hören auch manchmal, Leni „erhört“ auch den Türken, Leni und Boris „wohnen einander bei“. Schöne Worte, aber gerät das Ganze dann wiederum nicht in den Bann der Geistigkeit, die manchen Nonnen eine so blasse Haut verleiht? Der Geruchssinn scheint im *Gruppenbild* fast abhanden gekommen zu sein: da wird nicht gerochen, sondern geraucht.

Es ist bemerkenswert, daß alle Figuren, die im Leben stehen, aktiv sind, Auskünfte geben und sich dabei unwillkürlich rechtfertigen. Heißt das, wer handelt, macht sich mitschuldig? Es gibt zwei herausragende Handlungen,

eine passive und aktive Form des Verhaltens, die aus dem Zusammenhang heraus für Böll als vorbildlich gelten müssen:

Da ist die „Stunde der Tasse Kaffee“. Leni bringt Boris eine Tasse Kaffee am ersten Tag. Man spürt die Angst aller andern Angestellten der Kranzbinderei. Der Nazi Kremp — amputiert, also durch Schaden besonders fanatisch — schlägt Boris die Tasse mit seiner Krücke aus der Hand. Leni holt eine zweite Tasse und läßt darauf ihre „Handauflegung“ folgen. Alle berichten von den Minuten tödlichen Schweigens — das kann keiner vergessen (S. 192 ff.).⁵

Diese Szene ist ein Höhepunkt — es kann keine Humanität ohne Mut, ohne Solidarität mit den Geschundenen geben, was immer auch die Ursachen für deren Not seien.

Erschöpft sich aber Humanität nur im *individuellen* Gestus der Solidarität? Oder will Böll damit versinnbildlichen, daß organisiertes politisches Handeln zwangsläufig zum Verlust der Humanität führt? Heinrich Böll berührt hier zweifellos eine Kernfrage. In ihrer Bedeutung ist Lenis „Handauflegung“ besser zu begreifen, wenn man das Verhalten des Vaters miteinbezieht. Hubert Gruyten ist der „Herrprolet“, er kommt vom Dorf, schafft sich als Arbeiter hoch, heiratet eine Architektentochter und wird Bauunternehmer. Er macht Millionenprofe, die meisten davon 1943. Er ist der Inbegriff des guten deutschen Organisators (er ist zu gut, ein Wunschkid wie „Herr Hochgestellt“, das geht schon nach Heinrich Mann nicht mehr), der auch weiß, an welchem Verbrechen er jetzt verdient. Der Tod des hochgebildeten Sohnes und die wachsende Einsicht in seine Schuld veranlassen ihn dazu, das eigene Geschäft zu sabotieren. Er erfindet „tote Seelen“. Da er aber nur ein Buch über Napoleon gelesen hat, schreibt er wahllos Namen aus der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts in seine Lohnlisten ein. Ein Slawist im Finanzamt entdeckt zufällig, was für „Ostarbeiter“ in dieser Firma beschäftigt sind — Tchitchikow, Swidrigailow, Rasumichin, Puschkin, Gogol, Tolstoi — und ärgert sich vor allem darüber, daß hier Turgenjew und Tschechow ausgelassen worden sind, wobei es sich, wie er meint, nur um eine Schweinerei seines verbummelten Studienkollegen Henges handeln konnte (Henges stellte sich dann tatsächlich als Mitarbeiter eines Ministeriums heraus, der „Ostarbeiter“ rekrutierte). Gruyten, der Erfinder dieser „Toten Seelen“, wird verhaftet und verurteilt. Nach dem Krieg verweigert er jedwede Geschäftschance. Er räumt Trümmer, schweißt Stahlträger aus zerbombten Betonkästen und kommt dabei um: An allen Gliedern von Stahl durchbohrt, mit dem er einst Profit gemacht und Millionen den Tod gebracht hatte (S. 292).

Das Bild des Gekreuzigten, des Unternehmers, der Buße tut, der sich verweigert, hat damit sein Verfehlten, seine Sünden, gebüßt. Schuld und Sühne

⁵ Die Bedeutung wird unterstrichen, weil der Verfasser die „Minuten“ als Sekunden diagnostiziert, so wie durch den Hinweis: „Das war Lenis Entscheidungsschlacht.“ (S. 194)

am Beispiel des Unternehmers der Rüstungsindustrie? Die Schuld glaub ich gern, doch von Sühne kein Wort.

Auch die „Toten Seelen“ kann man nicht auf sich ruhen lassen. Bei Gogol wird der Feudalismus entlarvt. Die „Toten“ dienen zur Bereicherung, in diesem Fall zur Selbstschädigung der Besitzenden, als Motiv einer Gerechtigkeit, die sich von selbst einstellt.

Die Eigenschaften von Boris, Leni und Lev, als das Menschenbild der Humanität schledhthin, können die Fortschrittlichkeit gefährden. Sie können zu einer Naivität führen, die von der Reaktion schon immer mit Vorliebe mißbraucht worden ist, weil Naivität den Schmerz der Hoffnung auf ein besseres Leben auch dann in aller Öffentlichkeit ausbreitet, wenn sie sich selbst schadet. Das von Böll entworfene Menschenbild wird sich selbst auslöschen, wenn es sich nicht die Geschichtlichkeit der Kräfte erschließt, die schon im *Gruppenbild mit Dame* eine Rolle spielen. Der grandiose Versuch scheitert nicht nur an Boris Koltowski — an Heinrich Bölls Erlebnissen und Erkenntnissen der Geschichte Rußlands und der Sowjetunion, die unstimmig und widersprüchsvoll, lückenhaft und zu literarisch bleiben —, er scheitert an seinem Dilemma mit der deutschen Geschichte. Der großen Verweigerung seiner Vorbilder gegenüber der Gesellschaft, die u. a. ihren Ausgangspunkt in der Ablehnung des „Profitdenkens“ des Kapitalismus hat, steht die Versöhnung aller in der Gesellschaft gegenüber. Ein zaghafte Durchbruch ist in der Aktion zu sehen, die an „Nebenräume im Smolny des Jahres 1917“ erinnert. Aber weder in den Nebenräumen des Smolny noch in Lenins Hauptquartier waren Stimmung und Pläne anarchistisch. Dem Autor des *Gruppenbild mit Dame* nun zu empfehlen, er sollte sich etwas eingehender bei Kommunisten erkundigen, was Strategie und Taktik der Arbeiterbewegung betrifft, wäre zu wenig. Meines Erachtens gibt es einen sehr tiefen Zusammenhang von Menschenbild und Geschichte, den zu klären für Böll und damit auch die realistische Literatur unseres Landes ich für außerordentlich wichtig halte. Diese Klärung betrifft die Herausforderung an jeden Menschen: wo liegt das Maß meiner Verantwortlichkeit für eine Welt ohne Erniedrigung, Ausbeutung, Inhumanität? Wird aber dieses Maß der kollektiven sozialen Bewegung abgesprochen, ist die Frage der Schuld, die Frage nach den Ursachen der Inhumanität in der realen Menschheitsgeschichte — ein abstrakter Sündenfall. Damit können aber das historische Verbrechen der deutschen Bourgeoisie mystisch aufgelöst, die Aktiven der Arbeiterbewegung als kleine Sünder dargestellt und die Versöhnung der Klassen nahegelegt werden.

Heinrich Böll hat einmal davon gesprochen, daß ihm Nikolaj Gogol von allen russischen Klassikern am nächsten stehe. Ich sehe diese Nähe nicht nur in der Groteske, die bei beiden Autoren eine große Rolle spielt.

Aus einem „Brief an den Leser vom Verfasser“, den Gogol als Vorwort zur zweiten Ausgabe der „Toten Seelen“ geschrieben hatte, geht

hervor, wie hartnäckig und zielstrebig Nikolaj Gogol alle verfügbaren Informationen über das Leben der russischen Gesellschaft sammelte; Informationen aus allen Ständen und Berufen. Unter anderem schrieb er, daß alle seine Leser aufmerksam beobachten sollten, „ob es nicht irgendeine Annäherung zwischen diesen Ständen gibt und ob sich nicht im Kreis der Obersten nicht das wiederhole, was im niedrigsten Stande geschieht“.⁶ In dem berühmten Brief Belinskijs an Gogol vom Juli 1847 lesen wir: „Das russische Volk ist von anderem Schlag: mystische Exalthiertheit liegt ihm nicht; dafür hat es zu viel gesunden Sinn, Klarheit und nüchternen Verstand im Kopf, und darauf beruht vielleicht die gewaltige Größe seines historischen Schicksals in der Zukunft.“⁷ Der Anlaß für Belinskijs Brief war Gogols Hinwendung zum Mystizismus. Gogol war dabei, die Stände zu versöhnen. Er schrieb zwei Konvolute, beide verbrannte er. Die Geschichte endete tragisch.

Gegen Ende der vorläufigen Geschichte von Leni erfahren wir vom Verf., daß ihm die Türen zugeschlagen worden sind, als er sich bei klassenbewußten Kommunisten nach Lenis Vergangenheit erkundigen wollte (wegen „68“). Das stimmt nicht. Mir ist nicht bekannt, daß der Verf. dieses Gespräch gesucht hat. Mir ist bekannt, daß diese Türen offen sind, auch wenn Leute mit Vorurteilen kommen (das ist sogar die Regel).

Gerade deshalb fragen sich jetzt auch Antifaschisten — vor allem Kommunisten —, warum läßt sich Heinrich Böll im Jahr 1973 zu Äußerungen gegen die Politik der UdSSR hinreißen, wo er doch wissen müßte, daß seine moralische Integrität, der Mann mit der sauberen Weste, für Demagogen den besten Kronzeugen stellt? Ist es nun Naivität oder Unwissen, daß Böll hier so leicht unter die Räuber gerät? Sowjetbürger, die soeben — nach sechs Fortsetzungen — in der Juni-Ausgabe von *Nowyj Mir* die russische Fassung des *Gruppenbilds* fertiggelesen haben, müssen sich konsterniert vorkommen, fragen sich vielleicht: Wird Böll unter Druck gesetzt? Böll vertritt seine Meinung freimütig und entschieden. Ob er angestiftet wird, wie ein sowjetischer Kommentator vermutet, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß Heinrich Böll hier in die tagespolitische Auseinandersetzung (wie bei seinem Plädoyer für Milde in Sachen Baader-Meinhof) hineingeraten ist, weil er die Wirklichkeit des historischen Klassenkampfes nicht erkennen kann, vielleicht auch nicht erkennen will.

Natürlich wird Böll unter Druck gesetzt, wie jeder, der für Achtung und Freundschaft mit den Völkern der Sowjetunion eintritt. Bei Prominenten macht man das unter anderem so, wie der *Spiegel* vom 16. Juni 1973: „Sie

⁶ N. Gogol, Moskwa 1960, Sobr. chud. proisv., Bd. 5, S. 554.

⁷ W. G. Belinski, Ausgewählte Philosophische Schriften, Moskau 1950, S. 57. In diesem Zusammenhang ist noch erwähnenswert, daß Dostojewskij für die Verlesung dieses Briefes in Petraschewskij Kreis zum Tode verurteilt wurde (was dann in Zwangsarbeit umgewandelt worden ist).

haben sich über die Unterdrückung russischer Schriftsteller bisher in der Öffentlichkeit stets eher vorsichtig geäußert...“ Worauf Böll antwortet: „Diejenigen, die mich der Lauheit beschuldigt oder mich verdächtigt haben, die haben wahrscheinlich bestimmte Dinge in meinen Äußerungen übersehen, und zwar bewußt übersehen. Ich habe seinerzeit, als mein Verleger wegen solcher Verdächtigungen die *Berliner Morgenpost* verklagte, in meinen Unterlagen nachgesehen und festgestellt, daß ich zwölf oder 15 öffentliche Aktivitäten in dieser Sache in gleicher Schärfe nachweisen konnte.“ Ohne Zweifel hat diese Rechtfertigung vor dem *Spiegel* den Charakter eines überflüssigen Opportunismus. Böll will sich aber nicht vereinnahmen lassen und betont: „Ich finde ein Lob der Welt oder des *Bayernkurier* oder des *Rheinischen Merkur* eine schlimmere Denunziation als einen Angriff in der sowjetischen Presse. Es gibt Formen der Denunziation, die im Lob bestehen.“ Dennoch bleibt die Frage unbeantwortet, warum dieser Heinrich Böll (dessen Haus in der Eifel noch vor einem Jahr von bewaffneten Polizisten des Innenministers umstellt und nach Baader-Meinhof-Leuten durchsucht wurde) als das Feigenblatt und die moralische Speerspitze für eine antisowjetische Kampagne hergenommen werden kann.⁸

Böll geht es nicht um Milde im juristischen Sinn. Er sieht Verfehlungen und nicht die Fehler, den Beleidigten und nicht den Gegner, das Unglück und nicht das verletzte Recht. Sein Motiv ist Mit-Leiden durch Mit-Teilen. Für ihn verdient jeder Mensch, der aus irgendwelchen Gründen Sanktionen der Gesellschaft erfährt, Mitleid — es ist die *Misericordia für die Erniedrigten und Beleidigten*.

Es gibt hier einen sehr tiefgehenden Berührungs punkt zwischen dem Solschenizyn des *Iwan Denissowitsch* und dem Böll der *Leni Gruyten*. Ihr Menschenbild ist statuarisch, es gleicht einem Denkmal. Demnach zerbrechen alle Ideen an einem unveränderlich religiös gebundenen *guten Menschen*. Bölls Leni vollzieht eine Art von mystisch-religiösem Reinigungsprozeß zwischen Deutschen und Russen; er macht sie zu einer deutschen Variante des Iwan Denissowitsch. Während aber Solschenizyns Position längst reaktionär geworden ist, da er inzwischen nur noch darauf sinnt, die Geschichte der Epoche rückgängig zu machen (vgl. Elvira Högemann-Ledwohns „Solschenizyn — Erfolgsautor der BRD“ in *kürbiskern* 1/73), richtet Heinrich Böll seinen Blick zwangsläufig auch nach vorn, da er sich ja mit seinem ganzen Credo gegen die historische Restauration der Bundesrepublik wendet. Ob ihm der

⁸ Aus der Sicht eines in den kapitalistischen Medien so häufig anzutreffenden Zynikers wird der Typ GUTER MENSCH so charakterisiert: „Edmund erklärte gerade, daß wir die letzten sogenannten guten Menschen auffinden müßten und die müßten wir dann solange schikanieren, bis sie's aufgäben. Anders kämen wir nicht weiter. Zum Beispiel dem Böll jede Nacht Scheisse vor's Haus karrern, bis er aufhört, seine öffentliche Güte zu produzieren, versteht ihr, daß klar wird, in dieser society gibt's keine Güte, und wer den Schein nährt, es gäb welche, der kriegt eine auf's Däz.“ (Der Sturz, S. 192; vgl. O. Neumanns Hinweis auf Edmund, den Erfinder des Samisdat-Romans DIDI MADLOWA, auf Seite 789.)

entscheidende Schritt in die Zukunft gelingt, bleibt offen: Boris Koltowski wird ihm dabei nicht helfen.

Bleibt eine letzte Frage. Was wäre geschehen, wenn Boris nicht zufällig umgekommen wäre? Wo wäre Koltowski heute? Hätte Lev Geschwister? Wovon würde die Familie leben, wenn sie — sagen wir einmal — unter die Bayern geraten wäre? Wäre Boris Koltowski heute Kranzbinder? Oder Redakteur bei *Radio Liberty*, bei der *Deutschen Welle*? Mit seinen großartigen Lyrikkenntnissen und den russischen Sprachkenntnissen könnte er ja kein Geld verdienen. Würde er dann heute (28. Juli 1973) in einer Nachtsendung seinen russischen Hörern in der UdSSR mitteilen, allerdings mit einigen veralteten Sprachfiguren: die Auslassungen in der Fassung von *Nowyj Mir* sind über den ganzen Roman verstreut und manchmal kaum zu entdecken. Sie betreffen zwar fast allesamt Kommunisten und ihre Geschichte, vordergründig auch den Hitler-Stalin-Vertrag⁹, das Jahr 1968 (die Ermordung Rosa Luxemburgs durch die „Herren Sozialdemokraten“ erwähnt Boris K. aus Rücksicht auf die Nerven seines Abteilungsleiters nicht. F. H.), hintergründig ginge es aber um ganz andere Dinge. Die Redakteure des *Nowyj Mir* hätten nach einer aufreibenden Diskussion im Kreml, an der nach Auskunft gutunterrichteter Kreise auch Solschenizyn teilgenommen habe, schweigsam wie üblich in dieser Umgebung, jedenfalls hätten die Redakteure beschlossen, die betreffenden Stellen zu streichen, weil sie es nicht verantworten könnten, die mystische Botschaft in die Herzen der Millionen Sowjetbürger eindringen zu lassen, die Heinrich Böll¹⁰ so sehr als den guten Deutschen lieben, was er jetzt erneut unter Beweis stellt: Strauß, Springer und die ganze rechte B. (aus juristischen Gründen deutet Koltowski vorsichtig an, was er meint, F. H.) müssen erst ein Jahr lang nach Südafrika, Portugal und Griechenland gehen und dort protestieren, bevor er zulasse, daß sie gemeinsam mit ihm protestieren (Koltowski läßt dabei einen leicht indignant Ton von sich, was verständlich ist, nachdem er sich in der Nacht zuvor durch sage und schreibe 13 1/2 Stunden Tonbandmaterial mit Herrn Tarsis und Mr. Anatol alias Kusnezow vergeblich durchgearbeitet hatte und die Bänder im Panzerschrank verstaute, der die Aufschrift hat: „Nur im Notfall“).

⁹ MacCornay, Harvard-Graduate 1961 bei Prof. Kissinger, gegenwärtig CIA-Berater für Journalisten mit SU-Background, wird — wie aus glaubwürdiger Umgebung von Schimochim Kaiserschmitzki verlautet — die Benutzung des Wortes „Vertrag“ statt „Pakt“ als den Ausdruck einer freudischen Fehlleistung bewerten und in der Akte Boris Koltowski vermerken: „Trotz brauchbarer metaphysisch konditionierter Aufrichtigkeit irrationaler Rückfall in kommunistische Reflexe; sgn. 39er Trauma schlägt in unbewußte Trotzhaltung gegen freie Welt um; „Vertrag“ assoziiert leninistische Konzeption der Nützlichkeit von Abkommen zwischen imperialistischen und sozialistischen Staaten; verhindert Aufweichung sowjetischer Hörer, weil die BRD — trotz W. Brandt — automatisch als imperialistisch bestätigt wird; Fether fragen.“ Der Verf.

¹⁰ Boris Koltowski ist äußerst unsicher, als er diesen Namen ausspricht. Wie er von einem in Oberammergau privatierenden Schulfreund David Carvers¹¹ (Generalsekretär des internationalen P. E. N.) erfahren hat, läßt sich H. B. gar nicht festlegen. In jüngster Zeit gehe er über keine Brücken mehr, da es eine iridische Täuschung sei, von zwei Ufern zu sprechen. Der Schulfreund wörtlich: „Im Menschenstrom zwischen Ost und West gäbe es nur ein Ufer.“ Nachdem Koltowski vor kurzem Sascha Kaempfe auf der Leopoldstraße laut ausrufen hörte „Heinrich, mir graut vor Dir!“, ist er nun äußerst besorgt und will demnächst MacCornay darum bitten, den Posten H. B. aus dem COMPUTER FOR PSYCHOLOGICAL WARFARE zu entfernen. Der Verf.

Doch fragen wir einmal ernsthaft, warum diese Fragestellung nach einem lebenden Boris im *Gruppenbild* fehlt? Zum einen wohl deshalb, weil die Geschichte des Kalten Krieges die mögliche Bindung als sinnbildlos erscheinen läßt. Das entlastet aber nicht den Roman, soweit er vermitteln will, daß sein Menschenbild eine Orientierung dafür sein soll, wie diese Völker zueinander finden. Problematisch an dieser Leni Gruyten, verheiratete Pfeiffer, ist es, daß sie *den toten Boris Koltowski* braucht, um ihre Dramatik in der BRD nicht einzubüßen. Es würde sich sofort herausstellen, daß ihre antifaschistische Haltung aus verweigerter Größe besteht, da in der Geschichte die große Verweigerung nicht als Tragödie, sondern als Legende übrigbleibt. Aber Leni und Lev haben zu kämpfen begonnen; sie könnten es lernen.

Oskar Neumann Ein Schluß, geschrieben in der Zukunft

„Daß man gestoßen wird, das bildet Gegenkräfte aus.“ Ich wünsche Martin Walser, daß sich diese seine Erfahrung im Umgang mit etablierter Kritik und Gesellschaft kräftig fortsetzt. An Anstoßen fehlt es nicht. Walsers Anspruch, „Der Sturz“ möge von seinem Inhalt her überprüft werden, wurde negiert — wie üblich. In diesem besonderen Fall genügte das nicht, um das Buch ins pluralistische Schema — etwa zwischen *exemplarischem Fiasko* und *wortgewaltiger Sprachlosigkeit* — einzupassen. Der Inhalt mußte verdreht werden in eine angebliche Aussage über „Gesellschaft, als solche“, und das ausdrücklich gegen den Autor: „man lasse sich da von Walsers martialischem Anti-Kapitalismus nicht hinters Licht führen“ (*Die Zeit*, 18. 5. 73).

Das ist die Gretchenfrage: Ist Kristleins Sturz nicht verschuldet durch dieses System, in dem das Kapital alles bedeutet und der Mensch nichts, so daß es „die ungünstigste Bedingung für menschliches Dasein ist“ — ja dann gehört das Buch nicht zur „zweiten Kultur“, zur demokratischen und sozialistischen Literatur. Dann ist es ein Stück jener in allen Verwesungsfarben schillernden Endzeit-Texte, von denen Walser gesagt hat, daß sie dem Bedürfnis der Herrschenden nach einer Herrschaftstechnik entsprechen, die ihre Opfer glauben machen will: Nichts mehr kommt und nichts mehr geht.

Wofür auch sollte gekämpft, wofür sollten Zwingburgen gestürmt werden, wenn doch nur in ewigem Kreislauf herauskommt, daß der eine mehr, der andere weniger — je nach Nervenkostüm — „leidet an der bloßen Tatsache, daß es außer ihm noch andere Menschen auf der Welt gibt“ (*Die Zeit*, 18. 5. 73). Das Ungeheuer ist indessen nicht, daß Menschen aufeinander treffen, voneinander abhängen. Ungeheuerlich ist die Abhängigkeit derer, die arbeiten, von solchen,

die ihre Lage nicht teilen, die eine andere Sprache sprechen, die Kapital besitzen. Das Ziel ist darum auch nicht eine menschenwidrige Freiheit vom anderen, sondern die Freiheit, dem anderen als gleichem zu begegnen; mit der wirklichen Gleichheit zwischen den Menschen beginnen die wirklichen menschlichen Freuden und Leiden. Das setzt die Beseitigung einer Ordnung voraus, die „noch eine Gesellschaft von Engeln zwänge, einander Ungutes zu tun“. Martin Walser weiß, was dafür nötig ist. Solidarisches Handeln, denn „Kraft, Vertrauen entsteht erst, wenn man mit anderen zusammen etwas tut, was man nur mit anderen zusammen tun kann“; dazu die sozialistische Idee und Organisation, weil anders Alternativen zum herrschenden System und auch zum herrschenden Regierungskurs in diesem Land nicht möglich sind.

War Walser diesem großen Gegenstand mit Gallistl nicht schon näher als nun wieder mit Kristlein? Wird mit dem „Sturz“ nicht die Hoffnung, die dort aus der Begegnung mit Kommunisten keimte, zurückgenommen? Die Sorge ist wegen der zeitlichen Reihenfolge beider Romane verständlich, aber sachlich nicht begründet. Während Walser am Schlußteil der Trilogie arbeitete, wurde ihm klar, daß seine neue Thematik die inneren Möglichkeiten des *mehr leidensfähigeren* Kristlein überstieg. Um sie zu gestalten, brauchte er den *entwicklungsähnigeren* Gallistl, und zwar sofort. „Kristlein konnte erst stürzen, als Gallistl leben konnte . . . Er ist jetzt im Gallistl aufgehoben. Ich hoffe, das sei ihm recht.“

Walsers dialektischer Bezug gilt auch umgekehrt. Daß Gallistl die einzige Aussicht auf Rettung an der Seite der Kommunisten und ihrer Partei findet, wird mit letzter Eindeutigkeit, ja Absolutheit im „Sturz“ begründet. Die Untersuchung der alten Gesellschaft, mit „Halbzeit“ begonnen und im „Einhorn“ fortgesetzt, schließt nun mit dem erbarmungslosen Todesurteil für ihre Herrschenden — und mit dem bei allem Mitleid unaufhaltsamen Sturz aller, die sich anzupassen suchen. Wer um sein Menschenrecht nicht kämpft, gibt sein Menschen auf, verliert sein Leben. Das gilt für jeden. Die anfängliche Tendenz zur Begrenzung des Themas auf den Einzelfall des Anselm Kristlein wird von Walser jetzt als Gefahr für seine Absicht erkannt: „Ich wollte diesem Ende alles Subjektive nehmen . . . Es sind ja lauter Stürzende“.

Welch böswilliger Unsinn, zu behaupten, das alles sei doch von Anfang an klar gewesen, und nach 1500 Kristlein-Seiten und 15 Kristlein-Jahren sei die Geschichte wieder auf dem Nullpunkt. Es stimmt für die Geschichte so wenig wie für ihren Autor. Als Kristlein mit seinen 35 Jahren und voller Illusionen nach oben strampelte, notierte seine Frau: „Er ist da. Und wieder fort. Halbzeit. Aber er bemerkt es nicht. Wenn er wenigstens eine andere liebte.“ Dieselbe Alissa schreibt, als er 50 ist: „Wem ich begegne aus Eis.“ Und selbst diese Information findet der nun spielzeugkleine, zur Hilfe schon völlig unfähige Mann nur noch aus dem, was er heimlich im Tagebuch seiner Frau liest. So weit ist er runter. So sehr hat ihn der Zwang zum Geldverdienen, Walsers ständig wieder-

kehrende Kapitelüberschrift —, der Leistungsdruck, das Wolfsgesetz der kapitalistischen Gesellschaft kaputtgemacht.

Aber wo war er denn, so fragt wiederum die installierte Kritik, jemals auf der Höhe? Auf der Höhe war er nie, er hatte nie, er hatte nie Kapital. Und je mehr er versuchte hinaufzukommen zu den Unabhängigen, den Geldmenschen, desto tiefer sank er, desto unaufhaltsamer wurde sein Sturz. Noch im „Einhorn“ stand: „Damals hieß es: die freie Marktwirtschaft, welche unserer Freiheit den Grund legt, braucht Dich. Anselm dagegen brauchte Geld. So kriegte jeder, was er brauchte. Jetzt heißt es: die Meinungsfreiheit, welche unserer Freiheit den Grund legt, braucht Dich. Anselm dagegen braucht immer noch Geld. So kriegt wieder jeder, was er braucht. Trotzdem kommt ihm manchmal vor, als sei die Rechtfertigungsmusik der Wirtschaft harmonischer gewesen zum Geschäft als die Musik, die die Produktion freier Meinungen begleitet.“ Im „Sturz“ ist die Lage so: die Sklavenhalter, deren Hausordnung Anselm recht und schlecht gegen Seinesgleichen vertritt, brauchen ihn schon nicht mehr, ja, sie werden selber von der großen Konkurrenz schon nicht mehr gebraucht: *Nabisco (New York) übernimmt die Blomich-Gruppe*. Aber Anselm braucht immer noch Geld. Die Dissonanz ist total: *Am 1. September soll Schluß sein*.

Kristleins schlimme Erfahrung wird für uns zum positiven Wirklichkeitsgewinn. Er hat sich, es hat ihn weit herumgetrieben, als Handelsvertreter, Werbe- mann und Schriftsteller, Liebhaber und Angestellter. Die Besichtigung dieser Gesellschaft ergibt Parasitentum und Fäulnis in allen Bereichen, soweit die Macht der Herrschenden reicht — im Privatesten und im Öffentlichsten, in der Wirtschaft und in der Politik, in der Justiz, in der Wissenschaft und in der Kunst. Und auch da beginnen Getretene und Gestoßene damit, Gegenkräfte auszubilden, sehr zaghaft, recht beschränkt, und doch.

Wo Liebe jetzt noch diesen Namen verdient, ist es das Märchen mit Genovev. In dieser Gesellschaft aber wird es zum Kriminalfall, weil hier alle derzeit gewohnten Sex-Attribute, von der Käuflichkeit bis zum Leistungzwang, fehlen. Wissenschaft wird so deformiert vorgeführt, wie sie sich unter spätkapitalistischen Bedingungen präsentiert. Die bruchstückhaften „Spinnen“-Manuskripte sind symptomatisch — für elitäres Getue und die Spekulation, am Rande der Sexwelle mitzuschwimmen, für Kollegeneid und Servilität, für akademische Unfruchtbarkeit und die Idiotie des Fachmanns, der von fast nichts mehr fast alles weiß, für ein Menschenbild grauvoller Selbstzerstörung.

Die Literaturszene — da kennt sich Walser natürlich am besten aus — ist gezeichnet vom Erfolgstraum des Impotenten, der als potentieller Lieferant gesuchter Tage- und Taschenbücher, systemkonformer antisowjetischer Interviews und antikommunistischer Statements den großen Erfolg schon in der Tasche haben könnte. Jetzt hat er ihn in der Nase — mit georgischem Underground, made in Itzehoe: *Was meinst du, wenn ich Zervixschleim und Vaginalepithel aus östlichem Gelände nur politisch sauber präpariere, kann mir dann die Zustim-*

mung der Besten noch länger versagt bleiben? Ob sich da mancher wiedererkennt? Und ob es manchem zu denken gibt, daß aus dem gleichen Gehirn die Spinnen-Texte, das Geschäft mit dem Automatenschwindel, das Ding mit dem Aktien-Spiel und die Samisdat-Masche stammen?

Zum erstenmal kommt jetzt auch die Sphäre der Produktion ins Bild — mit Arbeiterinnen und Arbeitern, die sich nach Betriebs- und Hausordnung erholen sollen, um wieder fit zu sein als Ausbeutungsobjekte und Profitlieferanten. Gewiß, der Ausschnitt ist schmal. Aber neben denen, die blaß sind und blaß bleiben, ist da einer, der in den Tod geht, weil er nicht mehr kann: „Einmal hat alles ein Ende. Wenn ich eine Zeitvorgabe erhalte, welche ein- bis zweimal zu niedrig ist, so geht das schon eine Zeitlang. Wenn es ein Dauerzustand wird, so ist nach einer gewissen Zeit das Maß mehr als voll.“ Und da sind solche, die schon nicht mehr wollen, in Kleinigkeiten aufbegehrend die einen, in größeren Beträgen bis hin zu den Grundproblemen kämpferisch die anderen, vorneweg dieser Konrad Schnell, der als Tischgebet den Anfang des Kommunistischen Manifests spricht. Gerade den grüßt Kristlein in seinen Abschiedsgedanken — und er hat ihm doch mit seiner Aufsässigkeit gegen die Sklavenhalterordnung soviel Schwierigkeiten gemacht.

Ein letztes Stück Hoffnung gilt den Jungen, den eigenen Kindern, die ausgesetzt werden sollen, damit sie anders werden: „Sie werden rascher hassen lernen als wir. Sie werden sich nicht alles gefallen lassen ... Sie werden Schläge aussteilen. Sie werden uns rächen.“

Solche Stellen in hellem harten Dur sind selten im „Sturz“. Um so wichtiger sind sie. Sie machen deutlich: Entlarvung wird hier nicht spielerisch genossen, die Kritik bleibt nicht stehen an der Oberfläche der Phänomene. „Es ist müßig, nach Schuld und Ursache zu fragen“, war am 27. Juli dieses Jahres in der Sendung „Titel, Thesen, Temperamente“ vom Moderator zu hören. Walser fragt nach Schuld und Ursache, und was er antwortet, sind Wahrheiten, die wir brauchen, um eine menschliche Ordnung herzustellen. Martin Walser hat nun auch nicht mehr die frühere Illusion, die Corona der Oberen sei zu erschüttern, indem der Schriftsteller, seinen unverschuldeten Zusammenhang mit ihnen listig nutzend, sich selbst in Frage stellt. Den alten Zusammenhang zerreißen, einen neuen mit denen unten herstellen — das wird jetzt als Aufgabe begriffen. Das trennt Walser von früheren Weggefährten, die heute als Bewußtseinsvernebler tätig sind. Bei ihm wirkt die Rechtfertigungsdroge für das alte System, auch die von SPD-Führern umverpackte, nicht mehr. So entsteht neue Gemeinsamkeit, neue Freundschaft. Ihr Erkennungszeichen ist nicht mehr „Befriedigung durch Verbalkritik plus Bedürfnislosigkeit nach demokratischer Praxis“. Das Bedürfnis nach Menschlichkeit will die Demokratisierung dieser Gesellschaft, und das nicht auf den Spielwiesen am Rand des Systems, sondern in seinem Zentrum, gegen die Kapitalmacht. So halte ich es auch nicht für eine bloße Formfrage, daß Martin Walser den Schlußteil der Kristlein-Geschichte im Futur geschrieben hat.

„Die Zukunft“, sagt Günter Herburger — und das gilt für die Grammatik der Sprache wie für die Dialektik der Geschichte —, „ist die Hoffnung, die in der Gegenwart beginnt.“

Elvira Högemann-Ledwohn Ein proletarischer Held 1972

Am Ende des Buches ist der Held, Karl Maiwald, unzufrieden. Der Leser, je engagierter er der Geschichte Maiwalds gefolgt ist, wird es auch sein. Denn an diesem Schluß geht nichts glatt auf, in geradezu quälender Weise bleibt die Frage nach dem weiteren Handeln Maiwalds offen. Wird er sich ins Privatleben zurückziehen, Arbeiter mit Familienanschluß in einem Kleinbetrieb werden, um nie wieder auf seine Rechte am Arbeitsplatz zu pochen? Oder wird er, wo immer er hingerät, endlich Zusammenhalt mit denen suchen, die den ständigen Kampf für die Rechte der Arbeiter organisieren?

Daß man die Frage so direkt von der Person des Helden her stellen kann, gehört zu den literarischen Verdiensten des Erzählers Max von der Grün. Oberflächlich dagegen die Frage, „wie von der Grün nun eigentlich zur Gewerkschaft steht“. In diesem Buch schildert der Autor gerade aus dem Gewerkschaftsbereich nichts Untypisches. Im Unterschied zu früheren Büchern läßt er hier seinen Helden die Meinung vertreten, daß man mit den Gewerkschaften zusammenarbeiten muß und dies auch trotz opportunistischem Verhalten von Funktionären mit Erfolg kann. Wer wollte bestreiten, daß dies der Wirklichkeit nahekommt?

In einem tieferen Sinne wirklichkeitsnah ist der Held dieser Geschichte — kein soziologisches Schemen, herabgestiegen von dem Reißbrett, an dem Wunschbilder konstruiert werden, sondern ein rundum gestalteter literarischer Charakter, dessen allgemeine Züge aus der individuellen Handlungsweise und Reaktion, der besonderen Erfahrung und Lebensart heraus sichtbar werden.

Das sei selbstverständlich? Leider nicht. Wenigstens noch nicht in dem Bereich der Literatur, in dem von der Grün seine Themen findet.

Sicher liegt es an den Entstehungsbedingungen der „Literatur der Arbeitswelt“, daß Fragen der individuellen Gestaltung der Figuren zunächst kaum im Vordergrund der Schaffensprobleme z. B. der Werkkreisautoren standen. Zuviel andere Dinge sind und waren nachholend zu bewältigen. Jedoch auch wenn ein Autor vom Dokument, von der Reportage, vom Typischen der Klassensituation ausgeht, wird sich die Frage der Individualisierung der Figuren an irgendeinem Punkt zwangsläufig stellen. So besteht prinzipiell keine

Schranke zwischen von der Grüns neuem Buch und jüngeren Versuchen von Werkkreisautoren, Charaktere arbeitender Menschen in diesem Land intensiv durch literarische Darstellung zu analysieren.

Eine solche Schranke will allerdings die Redaktion *alternative* errichten (Heft 90), indem sie mit scheinbar marxistischen Argumenten gegen den proletarischen Helden in der Literatur zu Felde zieht: „Seitdem das Kapital die Warenproduktion durchgesetzt und also die Arbeitskraft zur Ware gemacht hat, ist das typische Individuum Lohnarbeiter, ist der Held anachronistisch. Denn nur tauschend ist er noch einzelner, als Produzent ist er vom Kapital organisierte Masse, Glied des gesellschaftlichen Gesamtarbeiters.“ Welche Vorstellungen — und welche aus der Realität gewonnene Erfahrung! — müssen die „*alternative*“-Redakteure von den arbeitenden Menschen um sie herum haben, wenn ihnen nicht einmal auffällt, daß sie mit der ökonomischen und produktionstechnischen Funktion die Existenz des Lohnarbeiters nur ziemlich unvollständig beschrieben haben, wenn sie der Literatur praktisch zum Vorwurf machen, daß sie sich auch im proletarischen Milieu für die ganze Existenz von *Menschen* interessiert und nicht allein für theoretisch isolierte Funktionen wie sinnvollerweise die Politökonomie. Es fällt schwer, hier nicht intellektuellen Hochmut am Werk zu sehen (den gleichen, der einen früheren Ideologen vom „instrumentum vocale“ sprechen ließ): dem Arbeiter wird von vornherein die Individualität aberkannt, das macht eine Auseinandersetzung mit den wirklichen Verhältnissen überflüssig, wenn man es mit etwas Marxverschnitt begründen kann. Kein Gedanke wird daran verschwendet, daß eben dieser Marx die treibende Kraft der Geschichte in den arbeitenden Massen sah. Deren Interessen vagabundieren nicht als Ideal frei herum, sondern kommen nur gebunden an die subjektive Existenz der Angehörigen dieser Massen vor. Es stört nur zu offenbar das Bild der „vom Kapital organisierten Masse“, und des ihm zugeordneten „eindimensionalen Menschen“, daß die elementaren Lebensbedürfnisse der Arbeitenden auch unter den Bedingungen der Entfremdung immer wieder in Konflikt geraten müssen mit den herrschenden Klassenverhältnissen, daß dieser elementare Konflikt eine der objektiven Quellen für die Entwicklung von Klassenbewußtsein und damit eine Voraussetzung des von der Arbeiterklasse organisierten Kampfes ist. Um diesen Konfliktbereich müßte es eigentlich allen gehen, die ernsthaft an der Veränderung der Klassenverhältnisse arbeiten wollen.

Max von der Grüns Stärke beruht auf seinem Interesse an der Wirklichkeit. Ohne sektiererische Scheuklappen zeigt er seinen Helden, wie und wo er halt lebt: im Betrieb, in der Familie, in der Kneipe, inlosem Kontakt mit der Nachbarschaft, aus keineswegs äußerlichem Antrieb mitarbeitend im Betriebsrat, in distanziertem Verhältnis zu seiner Gewerkschaft, weit entfernt von seiner Partei (SPD), die im praktischen Handeln gar nicht auftaucht. Dieser zweifellos enge Kreis des Lebens schließt weitaus mehr ein als

die Fiktion vom „tauschenden Einzelnen“, die darüber hinaus durch die gesamte Darstellung souverän widerlegt wird.

Maiwald erzählt seine Geschichte selbst. Er leistet sich dabei äußerste Knappheit, kokettiert nicht mit dem Milieu, auch im Dialog niemals mit dem Jargon. Nichts an der Sprache des Buches bleibt äußerlich, sie entdeckt einen nüchtern denkenden Menschen, der sich und die anderen, dazu gehören auch die Leser, ernst nimmt. Formale Errungenschaften jüngerer Autoren der „Arbeitswelt“ verarbeitet von der Grün mit Gewinn: das vierte Kapitel zum Beispiel ist durchaus ein Protokoll, nur eben ein fiktiv verdichtetes, in dem aus der Erfahrung von Arbeit und Krankheit die Erkenntnis der unausweichlichen Klassenlage für den Helden erwächst. Obwohl die Erkenntnis keine theoretische Begründung erfährt, empfindet Maiwald keinen persönlichen Haß, er fügt sich einem überpersönlichen Mechanismus. Seine Nüchternheit ist Stärke und Schwäche zugleich, sie läßt ihn wenigstens teilweise seine Lage erkennen — und auch akzeptieren. So macht ihn sein Eingehen auf die schlechtere Arbeit in der Werkstatt nicht zum Schräubchen im literarischen *perpetuum mobile* des „Gesamtarbeitters“, sondern charakterisiert ihn als Person, der sichtlich nichts anderes übrig bleibt und der agitatorischer Protest völlig fern liegt. Sein Bewußtsein hakt an ganz anderer Stelle des Problems ein: beim Gefühl der persönlichen Würde. Ein weniger erfahrener Autor als von der Grün hätte hier vielleicht einen demonstrativ verallgemeinerten Lernprozeß abrollen lassen. In diesem Kontext jedoch übertrifft das Understatement die Wirkung jeder Begrifflichkeit und dient gleichzeitig zur weiteren Charakterisierung des Helden: „Nach Wochen kreuzte ich den Weg des Direktors. Er sah mich, aber er kam nicht wie früher auf mich zu, um ein paar Worte mit mir zu sprechen, sondern nickte nur, als ich ihn grüßte. Das gab mir einen Stich, immerhin hatte ich der Firma meine Gesundheit geopfert. Vielleicht hatte er mich auch wirklich nicht erkannt.“ Die Formel von der geopferten Gesundheit erhält hier einen überraschenden Ton des Protestes (weil sie eisern stimmt), und leitet zugleich als eine angelernte, angepaßte Redensart über zu Maiwalds Selbstberuhigung, der Chef habe ihn nur nicht erkannt.. Damit ist seine ambivalente Haltung gegenüber denen, die ihm einiges angetan haben, im Wortsinne „zum Ausdruck“ gebracht. Die Stelle kann gut als Beispiel für die Qualität des Textes dienen, der vor allem in der Personengestaltung für die Literatur der Arbeitswelt neue Maßstäbe setzt. Der Autor umgibt seinen Helden — einen „normalen“ Arbeiter, dessen Klassenbewußtsein sich, wie es der Wirklichkeit entspricht, in durchaus gebremstem Tempo zu formulieren beginnt — mit einer Handvoll Personen, die in ihrer Eigenart durchaus abgewogen sind: Der Betriebsratskollege Franz, der Maiwald in vielem ähnelt, manchmal aber um eine entscheidende *Winzigkeit* mehr zum Handeln entschlossen ist, der Vorsitzende Kollmann, allgemein eher ein Leisetreter, der aber Solidarität unter den Arbeitern organisiert, als die

Betriebsleitung den Boden der Partnerschaftlichkeit verläßt, Maiwalds Frau, die sich an den reicheren Nachbarn orientiert (was Maiwald nachsichtig, aber ohne Sentimentalität belächelt, denn zugleich ist das ein — ungewolltes und von beiden unerkanntes — Moment ihrer Entfremdung, die der Autor ebenfalls ohne Lamentieren ins Bild bringt). Maiwalds Tochter spielt in dem Buch eine besondere Rolle, weil sie dem Vater manche Dinge vordenkt, die er schwerer und erst, als die Erfahrungen nachhelfen, selbst nachvollzieht. Maiwalds Freund Angelo, der praktisch hilft, als der betriebliche Abhörskandal in Vergessenheit zu geraten droht, ist ein unter anderen Verhältnissen „normaler“ Arbeiter, er weiß selbstverständlich, daß er für seine Rechte kämpfen muß und dabei an die Seite der kommunistischen Partei gehört — so selbstverständlich von seinem Standpunkt aus, daß er (oder der Autor?) es den deutschen Kollegen nicht vermitteln kann. Dem Kampf ausweichen, dem Antikommunismus nachgeben ist für ihn einfach „dumm“. Das Gewebe dieser Figuren weist immer wieder auf die Wirklichkeit des Milieus, die realen Denkweisen und Entfaltungsmöglichkeiten der arbeitenden Menschen in diesem Land hin.

Die meisten Figuren machen im Laufe der Geschichte eine Entwicklung durch: Maiwalds Frau, die sich zu einer konkreten Tat in der Agitation, die Sekretärin Schindler, die sich — bei aller persönlichen Gefährdung — zu einem mutigen Schritt in der Öffentlichkeit entschließt. Maiwald selbst lernt zäh und langsam. Aber er lernt, daß er sich engagieren muß, er lernt, seine Sache vor den Kollegen und — was schwerer ist — vor den uninteressierten Nachbarn und Kneipenbekannten zu vertreten. Er lernt, daß es nichts nützt, seine Sache etwa an die Gewerkschaften zu delegieren, ohne sich weiter darum zu kümmern. So zeichnet sich eine realistische Vorstellung davon ab, was es heißt, eine Angelegenheit von dieser Tragweite, bei der die Machtverhältnisse im Betrieb und in der Gesellschaft zur Debatte stehen, durchzufechten.

Maiwald kommt mit diesem Anfang einer größeren Einsicht nicht zu Rande. Meiner Meinung nach hindert ihn in der Hauptsache, daß die Kräfte, die seiner Sache im politischen Kampf die Bedeutung geben könnten, die ihr zukommt, nur verschwommen und ungreifbar am Horizont des Buches auftauchen. Die Gewerkschaft kann es nicht sein, die Kollegen im Betrieb können es allein nicht sein — der weitere Anstoß muß, das wird in der Entwicklung der Handlung unvermeidlich, von außen durch ein propagandistisches Mittel geschehen. Wo von der Grün diesen Anstoß dann hernimmt, entspricht aber nicht der Realität in Dortmund 1972 (wir nehmen den Wirklichkeitsbezug ernst, auf dem der Autor in seiner Geschichte sonst besteht). Mindestens seit Maiwalds Fall in die Öffentlichkeit drang, fragt man sich beim Lesen: Wo bleiben denn die Kommunisten? Ihre Organisation, ihre Zeitung? Warum wenden sie sich nicht an Maiwald direkt? Fast scheint es, als ob bei von der Grün die Kommunisten im Jahre 1972 noch illegal sind. (Und selbst in der

Illegalität hätten sie sich anders verhalten.) Ganz ohne sie geht es am Ende doch nicht: der Kommunist Roggensack, der das Flugblatt schreibt und druckt, erscheint von vielerlei Geheimnis umgeben, er hat Beziehungen zu den italienischen Kommunisten in der Stadt, sein Name bürgt ihnen für die Teilnahme der deutschen Genossen an der Aktion. Andererseits darf „sein Name nicht auftauchen“. Warum? Seine Partei — so lässt ihn von der Grün völlig unmotiviert sagen — „tritt ihn in den Hintern“. Warum sollte sie mit der Aktion nicht einverstanden sein? Offenbar hat doch eben diese Partei die Demonstration zum Gewerkschaftshaus organisiert. Was veranlaßt den Autor, daraus eine so umständliche und geheimnisvolle Geschichte zu machen: nicht näher charakterisierte einzelne Vertrauensleute aus verschiedenen Betrieben haben sich zusammengetan, um andere aufzufordern, mit ihnen den Zug einzuberufen. Diese Geheimniskrämerei wirkt ein bißchen lächerlich, da sie nicht durch den Zwang zu bestimmten Arbeitsmethoden motiviert werden kann. So bleibt Roggensack ein ziemlich sonderbarer Kauz, seine Partei ganz und gar im Nebel. Die Wirklichkeit, die der Autor sonst in dem Buch mit bewundernswerter Genauigkeit darstellt, ist schon lange einen großen Schritt weiter. Der Autor enthält seinem Helden die Auseinandersetzung mit den Kommunisten vor — insofern kann Maiwald nicht unter realen Bedingungen entscheiden, was weiter mit ihm wird. Ist er darum unzufrieden? Kaum. Aber er ist unzufrieden, weil er sich nicht entscheiden kann. Es wäre naiv zu wünschen, Maiwald bekäme stattdessen zum guten Happy end das knallrote Parteibuch überreicht (anschließend wird die Internationale gesungen). Der ganzen Struktur des Buches, das keine anfeuernden Ausnahmen zeigen will, das allen vorschnellen Lösungen aus dem Wege geht und reale Schwierigkeiten der Bewußtwerdung von Arbeitern bei uns zeigt, würde es aber durchaus entsprechen, wenn Maiwald mit den Kommunisten, die in ihrer politischen Arbeit auf ihn stoßen müssen, überhaupt ins Gespräch käme — mit welchem ersten Resultat auch immer. Dann gehörte zu den realen Alternativen der Geschichte, daß Maiwald auch der Weg zu den Kommunisten offensteht. Die fänden an ihm einen guten Genossen: nüchtern, unbestochen von der Wirklichkeit belehrt, mit einem elementaren Sinn für die persönliche Würde seinesgleichen.

Dagmar Plötz Auf dem Weg zur Arbeiterklasse

„Mir scheint, daß überhaupt noch nicht beschrieben ist in der westdeutschen Literatur seit 1945, wie einer zu diesem Punkt kommt.“ So Gerd Fuchs im Herbst 1971. Er meinte den Punkt, an dem ein bürgerlicher Intellektueller für

die Arbeiterklasse bündnisfähig wird. Und er folgerte: „Es wären Entwicklungsromane zu schreiben.“ Das geschah im Rahmen einer Diskussion über Parteilichkeit, die, ausgelöst von Martin Walsers Überlegungen zum 5. Sowjetischen Schriftstellerkongreß, in der *Deutschen Volkszeitung* geführt wurde. Kurz darauf wird im *Kürbiskern* ausgehend von der Frage „Schreiben — was, wie, für wen?“ gefordert: „Wir brauchen eine Literatur, die ... Möglichkeiten der Identifikation und der Erkenntnis für die Mehrheit der Arbeiter, Angestellten, Intelligenz, der Jugend und der älteren Generation offenhält.“ — „Veränderung wäre aufzuzeigen auch in der menschlichen Sinnlichkeit, zu konkretisieren in Wahrnehmungen, in Gesten, Gefühlen und Handlungen.“ — „Eine solche Literatur muß die Möglichkeit der Entwicklung des Individuums zum Kollektiv hin sichtbar machen.“¹ Ein halbes Jahr später diskutieren engagierte Schriftsteller in der *Deutschen Volkszeitung* ausführlich über das Romaneschreiben. Inzwischen ist die Frage des Realismus nicht nur bei Literaten auf der Tagesordnung.

Gerd Fuchs hat einen realistischen Roman geschrieben, einen Entwicklungsroman, der Möglichkeiten der Identifikation bietet, Veränderungen in Gesten, Gefühlen und Handlungen aufzeigt, den Weg eines isolierten Individuums zum (politischen) Kollektiv hin sichtbar macht.

An die geführten Diskussionen wurde hier nicht erinnert, um zu zeigen, daß Fuchs nur das gemacht hat, was die Spatzen schon seit drei Jahren von den Dächern pfeifen. Auch nicht um Fuchsens Buch als langersehnte Erfüllung aller vorhandenen Forderungen und Erwartungen anzupreisen. Es geht vielmehr darum, daß wir uns bewußt machen, daß hier, innerhalb der bundesdeutschen Literaturlandschaft, etwas Außerordentliches vor sich geht: Unabhängig von kurzfristigen Marktkonjunkturen und intellektuellen Modeströmungen entsteht Literatur in direktem Bezug zu einer anhaltenden Diskussion über Möglichkeiten und Aufgaben der Kunst, und diese Diskussion wiederum wird nicht im luftleeren Raum geführt, sondern ist getragen von den Erfordernissen politischer Bewußtseinsbildung für den politischen Kampf. Hier werden Bücher nicht so geschrieben, wie ein anarchisches Zusammenwirken von Verlegerinteressen und Dichterideen es will, sondern planvoll, aus der Erkenntnis einer notwendigen politischen und literarischen Entwicklung heraus.²

Für diese Entwicklung waren Erfahrungen mit Dokumentarliteratur und Agitprop entscheidend. Beide vermittelten zwar politische Inhalte, konnten aber kaum die subjektiven Schwierigkeiten des einzelnen, sich politische Erkenntnisse anzueignen und diese wiederum in politisches Handeln umzusetzen, darstellen. Die Möglichkeiten der Literatur, Bedingungen für eine Entwicklung und Ver-

¹ *Kürbiskern* 1/72, Zitate aus Aufsätzen von Hitzer, Timm, Ploetz.

² Einen „Markt“ wird diese Literatur trotzdem finden, weil sie nicht an den Bedürfnissen der Leser vorbeigeschrieben ist.

änderung des Individuums aufzuzeigen, und dieses als geschichtliches Wesen begreifbar zu machen, wurde nicht genügend genutzt.

Gerd Fuchs' Roman „Beringer und die lange Wut“ setzt hier an. Fuchs hat versucht, seine eigenen Erfahrungen aufzuarbeiten. Er hat versucht herauszubekommen, was bürgerliche Herkunft konkret bedeutet, aufgrund welcher Erlebnisse und Erkenntnisse eine Politisierung möglich wird, was eine solche Entwicklung vorantreibt, was sie verhindert oder verzögert. Eine Autobiographie hat Gerd Fuchs jedoch nicht geschrieben. Und auch keinen Schlüsselroman. Wer Internas oder Intimes aus dem Literaturbetrieb erwartet, kommt zu kurz.

„Beringer und die lange Wut“ ist überhaupt wenig sensationell: keine außergewöhnlichen Ereignisse, nichts Exotisches, wenig Effektvolles. Es ist ein eher stilles Buch. Wer aber jetzt Langeweile assoziiert, geht fehl. Im Gegenteil, es liest sich spannend, fast wie ein Krimi. Der Autor geht nämlich vor wie ein Detektiv: er hat zwar eine Vorstellung davon, wie die Sache ungefähr gelaufen sein müßte, das nützt ihm aber wenig, er muß es beweisen können. Und so sucht er nach Hinweisen, nach Indizien, nach Zusammenhängen, bis sich so etwas wie eine schlüssige Beweiskette ergibt.

Ein bißchen von einem Detektiv hat auch Beringer, von dem der Leser zunächst nicht viel mehr erfährt, als daß er Journalist ist und unzufrieden. Warum er unzufrieden ist, dafür gibt es keine schnellen Erklärungen aus dem Nähkästchen des linken Intellektuellen, auch keine langwierigen Reflexionen. Beringer weiß es selbst nicht so recht, zumindest weiß er nicht, was dagegen zu tun ist. Sein plötzlicher Entschluß, nach Hause zu fahren, zu seinen Eltern, die er jahrelang nicht besucht hat, zeigt nur, daß er ahnt, daß seine Unzufriedenheit, sein kaum artikulierbares Unbehagen am eigenen Leben, nicht punktuell ist und deshalb auch nicht punktuell aufhebbar, daß es etwas mit seiner Herkunft, seiner Entwicklung und seinen Erinnerungen zu tun haben muß. Und dem will er auf die Spur kommen.

Bei den Eltern angekommen, findet Beringer zunächst keinen Anknüpfungspunkt, scheinbar kann nichts von dem, was er vorfindet, Auskunft geben über das, was er herauszufinden sucht und er fragt sich, was die beiden alten Leute mit seinen Erinnerungen zu tun haben. Durch eine immer engere Verknüpfung von Erinnerungen und gegenwärtigen Beobachtungen, die einander herauszufordern scheinen, zeigt Fuchs, daß sehr wohl beides miteinander zu tun hat. Die Hilflosigkeit, mit der der vorzeitig pensionierte Vater seine Nützlichkeit an dem hochautomatisierten Elektroherd zu beweisen sucht und die Art und Weise, wie er als Prokurist der einzigen Fabrik des Dorfes begrüßt wurde. Das Mißtrauen, mit dem die gealterten Eltern einander begegnen und wie sie ihn nach dem Leitwort „Vertrauen“ erzogen haben. Beringer, heute als Journalist, damals die Freude seiner Mutter, wenn er mit Frau Dok-

tors Edu spielte. Bingers Verhalten in der Redaktion und das Scheitern seiner ersten Liebe unter einer Fransenlampe.

Untersucht man die Erzähltechnik, dann fallen eine komplizierte zeitliche Schichtung, ein ausgeklügeltes System von Rückblenden und Verschiebungen in der Erzählerperspektive auf. Die Lektüre wird dadurch jedoch kaum erschwert: die Erzähltechnik entspricht der Suche nach Indizien, nach Erklärungen. Die Schnitte und Rückblenden werden nicht von willkürlichen Assoziationen bestimmt, sondern entspringen einer inhaltlichen Folgerichtigkeit, die bei der Lektüre zwar empfunden, jedoch erst rückwirkend festgestellt werden kann. Ein abstraktes Konstruktionsprinzip liegt nicht zugrunde. Das Einzelne, Individuelle und das Allgemeine werden in der jeweils geschilderten Situation überzeugend miteinander vermittelt, ohne daß Fuchs Theorie nachliefern müßte. Was zum Beispiel „Klassengesellschaft“ bedeutet, wird dem Leser nicht mit dem Holzhammer eingeblaut, sondern ist aus Erlebnissen des kleinen (und des erwachsenen) Beringer ablesbar: Die Trennung des Dorfes in Unter- und Oberdorf und was die Leute machen, die im Oberdorf wohnen; wie der kleine Beringer erst in der Schule erfährt, wer sein Vater eigentlich ist; wie seine frühe Freundschaft mit Bauernkindern bald auseinandergeht, weil diese es satt haben, dem kleinen Beringer Arbeiten als Spiele erklären zu müssen.

Die anschaulich erzählten Erlebnisse und Episoden lassen sich nachträglich leicht auf den (marxistischen) Begriff bringen. Das bedeutet jedoch nicht, daß in diesem Roman Begriffe illustriert werden. Realistisch ist der Roman nicht zuletzt deswegen, weil das umgekehrte Verfahren vorliegt: diejenigen Erfahrungen gesellschaftlicher Wirklichkeit werden abgebildet, die eine solche Begriffsbildung bzw. die adäquate Verwendung solcher Begriffe überhaupt erst ermöglichen.

Die Personen in Fuchs' Roman werden als gesellschaftlich und geschichtlich geprägte Menschen gezeigt. In der Gestalt Bingers gelingt es Fuchs, Beziehungen zwischen der Entwicklung der Bundesrepublik und der Entwicklung einer Person deutlich zu machen. Beringer selbst versucht Geschichte in seiner eigenen Vergangenheit aufzusuchen, versucht die Berührungspunkte zwischen Geschichtswissen und persönlichen Erfahrungen herauszufinden. Die Erinnerung an die Zeit ums Kriegsende — den Einzug der Amis, das veränderte Verhalten der Eltern, die Freundschaft mit Oswald, dem Jungen aus der Arbeiterfamilie, die im Überleben besser geübt war als die besseren Leute — helfen ihm dabei, sein Geschichtsbild zu konkretisieren und Bedingungen für seine spätere Entwicklung zu erkennen.

Erst aus einer solchen geschichtlichen Perspektive kann Beringer auch seine Eltern besser verstehen, zwei alte Leute, die ihre Angst vor dem Sterben mit einer Reihe von Alltagsritualen zu überdecken suchen. Das Gefühl des Mitleids, zu dem er während seines Aufenthaltes findet, ist nicht so sehr Resultat

von Kindesliebe, sondern gründet vielmehr in der Erkenntnis, daß hier ein Leben programmiert abgelaufen ist. Beringer erkennt die Misere des Alters in einer Gesellschaft, die den Menschen verbraucht und ihn dann sich selbst überläßt. Die Situation seiner Eltern steht für die Schwierigkeit des Sterbens in einer Gesellschaft, die kein sinnvolles humanes Leben ermöglicht. Des Vaters vorsichtige Frage, ob es nicht vielleicht doch einen Gott gebe, ist symptomatisch.

Der Roman zeigt, daß ein Ausgangspunkt für die politische Entwicklung eines Intellektuellen — anders als beim Arbeiter, der von Ausbeutung und Unterdrückung unmittelbar betroffen ist — neben der moralischen Empörung oft die Sinnproblematik ist. Was Beringer lernt, ist, daß Sinn nichts abstrakt Existentielles ist, daß es Sinn nicht ‚an sich‘ sondern nur ‚für uns‘ gibt, daß es kein sinnvolles Leben geben kann für einen, der sich „heraus halten“ will.

Nach fünf Tagen Aufenthalt bei seinen Eltern fährt Beringer zurück nach Hamburg. Gut gelaunt, taucht er bei seiner Clique in Friedas Kneipe auf. Daß gute Laune als Zeichen für Optimismus provozierend wirken muß in einer für Intellektuellen-Zirkel typischen Atmosphäre fatalistischer Radikaliät, zeigt das Verhalten von Beringers Freund Katz. In der Person von Katz beschreibt Fuchs den bürgerlichen Intellektuellen als gesellschaftliches Faktum, als scheinbar liebenswerten Parasiten, der sich in seinen Idiosynkrasien heimisch fühlt, dem sich dennoch unvermittelt der Ruf nach einem Maschinengewehr entringen kann.

Nun bedeutet die Reise für Beringer kein Paulus-Erlebnis, aus dem er als strammer Kommunist hervorgeht. Fuchs zeigt, daß die Einsicht in die Bedingungen und die Historizität der eigenen Entwicklung nur eine Voraussetzung dafür ist, die Bedingungen der Gegenwart und ihre Veränderbarkeit durch politisches Handeln erkennen zu können. Beringer will etwas tun. Er sucht sich einmal eine neue Kneipe in der Nähe der Betonblocksiedlung, in der er zusammen mit seiner Freundin Ruth wohnt, eine Kneipe, in der keine *kaputten Typen* herumhocken. Dort trifft Beringer seinen Nachbarn Kern wieder, einen Arbeiter. Hatte die Reise Beringer dabei geholfen, sich über seine Herkunft klar zu werden, so hilft ihm die Bekanntschaft mit Kern dabei, Erfahrungen aus seiner Studien- und Arbeitszeit aufzuarbeiten und einzuordnen: Die Isolation an der Universität, warum er jahrelang Thomas Mann und Benn, aber keine Zeitung gelesen hat und wem das genützt hat, die Hilflosigkeit seines nur moralischen Antifaschismus'. Fuchs zeigt, warum Beringers Wut jeweils in Selbstmitleid umschlagen mußte: weil er sie nicht in Arbeit umsetzen konnte.

Der Roman zeigt, daß eigene Arbeit und das Verhältnis zur Arbeit anderer auch den politischen Standort einer Person bestimmen. Für Beringer ist es ein entscheidendes Erlebnis, in der Gewerkschaft zum ersten Mal Arbeit und

Politik verbinden zu können, im Verhältnis zu seinen Berufskollegen zum ersten Mal Solidarität statt Konkurrenz zu begegnen.

Beringers neues Verhältnis zur Arbeit verändert auch sein Verhältnis zu seiner Freundin Ruth. Erst jetzt erkennt er, daß er sie bis dato als Freizeit-Geschöpf konsumiert hat, so wie sie zu seinem Lebensstil paßte. Bei einer von ihm angeregten Einladung ihrer Arbeitskollegen lernt er Ruth aus deren Erzählungen als den arbeitenden Menschen kennen, für den er sich nie interessiert hatte. — Beringer fällt das Provisorische auf, das ihrer Beziehung, aber auch seiner ganzen Lebensweise anhaftet. Es fällt ihm auf am Beispiel der gemeinsamen Wohnung, die noch immer nicht tapeziert ist, an seinen verstreuten Arbeitssachen, an Ruths Schlampigkeit: eine Lebensweise, die nicht auf Zukunft gerichtet ist, die wenige Hoffnungen kennt. Beringer beschließt zu tapezieren.

Je mehr sich Beringer aus seiner Passivität lösen kann, desto stärker setzt sich im Roman die Handlung durch. Einschübe und Rückblenden sind seltener, es wird weitgehend chronologisch erzählt. Während in den ersten zwei Teilen des Romans die Bedeutung einzelner Erlebnisse und Beobachtungen durch die Konfrontation von Gegenwärtigem und Vergangenem hervorgehoben wurde, ist Fuchs jetzt stärker darauf angewiesen, Szenen zu wählen, die in sich exemplarisch für den Entwicklungsstand des Helden sind. Das Kapitel über das Tapezieren hat eine solche exemplarische Funktion. In ihm wird Beringers neues Verhältnis zur Arbeit, die Art seiner Beziehung zu Kern (der ihm beim Tapezieren hilft) und zu Ruth, sein Entschluß, seine Handlungen nicht mehr als provisorische zu begreifen, versinnbildlicht.

Beringer wird dem Leser jedoch nicht als leuchtendes Beispiel vorgehalten. Ein positiver Held ist er nur insofern, als er Entwicklungsfähig und Entwicklungswillig ist, als er lernt. Wie er lernt — das ermöglicht Identifikation: denn seine Überlegungen und Folgerungen gehen immer von Beobachtungen und Empfindungen aus, die der Leser nachvollziehen kann und an denen er den Blick für Reaktionsmechanismen, Gesten, repressive Verhaltensweisen usw. schulen kann. — Auch das ehemalige KP-Mitglied Kern wird nicht als proletarischer Supermann vorgeführt. Fuchs läßt Kern nicht kernig Klassenbewußtes verbreiten. Stattdessen zeigt er sehr verhalten, wie diesem ehemaligen Kommunisten, der nach KZ und Gefängnis in den fünfziger Jahren nicht mehr die Kraft zur politischen Arbeit aufgebracht hatte, in der Begegnung mit dem bemühten aber isolierten Intellektuellen Beringer die Notwendigkeit der politischen Organisation erneut deutlich wird, wie er, indem er ihn agitiert, gleichzeitig sich selbst agitiert.

Kern bemüht sich, Beringer mit Leuten von der DKP zusammenzubringen. Das Interesse der Kommunisten an seiner Arbeit — Beringer schreibt an einer Sendereihe über die Wohnverhältnisse in der Siedlung — zeigt ihm, daß er brauchbar ist, freilich nur dann, wenn er nicht bloße Kritik liefert, sondern

politische Forderungen stellt. Er bekommt Kontakt zu einer Bürgerinitiative, sieht wie seine Arbeit in einem größeren politischen Kontext plötzlich sinnvoll wird. — Das Gerücht von der bevorstehenden Entlassung von zweihundert Arbeitern wird für ihn zu einer Art Bewährungsprobe: Indem er als Journalist versucht, dem Betriebsdirektor Informationen zu entlocken, wird er noch einmal mit seiner Herkunft und den Privilegien seiner Klasse konfrontiert: die bequemen Ledersessel und die Ideologie der Sachzwänge, die Stiche an der Wand und der Hinweis des Direktors auf seine Beziehungen zum Rundfunkrat. Beringer will nicht mehr dazugehören.

Dennoch fühlt er sich bei seinem ersten Gruppenabend bei der DKP auch nicht wohl. Das sind alles so nette Leute, erzählt er Ruth und ist enttäuscht, weil sie nicht seiner bürgerlichen Vorstellung vom heroisch Kämpferischen entsprechen. Er muß lernen, daß hier keine großen Gesten, sondern Zähigkeit gefragt ist, und daß er nur durch politische Arbeit die vorhandenen Klassenschranken überwinden kann.

Der Roman scheint in eine Idylle zu münden: Beringer ist bei einer Gruppe von Genossen, die in der Laube eines Altkommunisten ein Flugblatt vorbereiten. Obwohl Beringer noch kaum etwas dazu beitragen kann, ist er von einer Euphorie erfüllt, die ihm das Wetter herrlich, die Salatpflanzen unvergleichlich und das Bier einmalig gut finden läßt. Beringer glaubt endlich zu wissen, wo er hingehört und was er zu tun hat. — Fuchs baut hier kein Schrebergarten Paradies, er verlagert nur die Vorausahnung eines utopischen Zustandes, verbunden mit dem Wissen um seine Realisierbarkeit in eine alltägliche Situation hinein. Zudem hat die Idylle Widerhaken: die Laube ist vom Abbruch bedroht, das Wetter war gar nicht so schön und Beringers Begeisterung zeigt nicht viel mehr, als daß es für ihn „jetzt doch erst anfängt“.

„Beringer und die lange Wut“ wird nun unmittelbar auf Schüler, Studenten, Intellektuelle wirken. Das ist wichtig. Bedeutet das aber zugleich, daß auch dieser Roman uns auf dem Weg zu einer Literatur für die Mehrheit der arbeitenden Bevölkerung keinen Schritt voranbringt? Ich glaube nicht.

Es handelt sich hier um einen politischen Roman, der Handlung, Spannung, Identifikationsmöglichkeiten bietet und marxistische Gesellschaftskritik literarisch umsetzt. Das sind Elemente einer realistischen und parteilichen Literatur, wie sie hierzulande noch am Anfang steht. Gerd Fuchs hat diese Techniken, Methoden und Inhalte für sein Schreiben erobert, indem er seine Erfahrungen von Realität, die nicht mit denen eines Industriearbeiters identisch sein können, aufarbeitete. Und weil es sich um *seine Erfahrungen* und auch um *seine Entwicklung* handelt, können wir von dem heute mit der Arbeiterklasse zusammenarbeitenden Schriftsteller Gerd Fuchs erwarten (und das optimistisch), daß er aus dieser politischen Arbeit künftig Erfahrungen schöpft, die es ihm ermöglichen, auch Stoffe und Themen aus dem Leben und dem Kampf der Arbeiterklasse literarisch umzusetzen.

Eine Ballade aus Bayern

Die Ballade ist so konzipiert, daß sie sich sowohl für die szenische, als auch für die gelesene Aufführung eignet. Je nach Möglichkeiten wird man die Vorgänge mehr oder weniger gut andeuten, bzw. wirklich eine Rentnerin, einen Gastarbeiter etc. auftreten lassen.

Professionelle Bühnen können an das „Münchener Kindl“ wie an ein Dokumentarspiel herangehen, musikalische Unterstützung wäre in jedem Fall wünschenswert.

Geschrieben für: Bodentribunal der Deutschen Kommunistischen Partei, in München am 21. Juli 1973, gewidmet Christl und Rolf Priemer

Wir erzählen, was gewöhnlich ist,
auch wenn es unfaßbar scheint,
denn so viele Pfähle ankern noch

immer
im Fleisch der Menschen
die alles schaffen und so wenig
fordern.

Aber schwerlich stellt schnell und
furchtlos
der Kleingehaltene über Jahrtausende
sich auf gegen die Kleinhalter.
Weniges ist noch immer so Vieler Los
und Wenige sind noch immer
so Vieler einziges, schmerzliches
Schicksal.

Das muß anders werden.
In allen Bereichen ist vieles zu tun,
in manchen ist alles was nie hätte
sein sollen
seit Menschen denken, wie einst.
Von einem der Pfähle wollen wir
berichten.

Frage:
Wann hätte, wenn überhaupt
ausmalbar,

das Folgende sein können,
und wer führt hier das Wort?
Über sein Leben hinaus
ist keiner mehr mächtig.

Könnten aber die verzweifelt
Gestorbenen
etwa abschaffen ihre Stummheit
und zu den Vielen sprechen,
die zurückbleiben,
indem sie sich einschleichen
heimlich und in der Nacht
in Rundfunkhäuser und Fernseh-
anstalten

und allen berichten,
was sie verzweifelt gemacht hat
und wer —
über eine einzige Nacht
wären viele, die in Sicherheit sich
wiegen
in Todesgefahr und mit Recht.

Abschiedsbrief: (An eine Wohnungs-Baugesellschaft, die mehr als 1000 Wohnungen besitzt!)

Sehr geehrte Herren!
Drei Briefe habe ich Ihnen schon geschrieben, aber als Antwort habe ich nur

ein einziges Mal ein vorgedrucktes Schreiben erhalten, wo Sie mir mitteilen, daß ich nicht der einzige bin, dem gekündigt worden ist und daß man keine Ausnahme machen kann. Auf diesen Brief hier brauchen Sie mir auf alle Fälle keine Antwort mehr geben, weil wenn Sie ihn erhalten mit der Post, dann bin ich nämlich schon tot und ist überflüssige Zeitvergeudung.

Seit 25 Jahren wohne ich in der Wohnung und weil mir vor zwei Jahren meine Frau gestorben ist und sonst niemanden habe, hänge ich an der Wohnung aus Erinnerung. Das habe ich Ihnen aber schon geschrieben. Auch habe ich Sie gebeten, einmal herzukommen und das Haus besichtigen zu wollen, damit Sie sehen können und sich überzeugen, daß eine Renovierung ganz unnötig ist, weil nämlich alle Mieter sehr ordentlich sind und immer alles in Schuß gehalten haben im Haus.

Inzwischen habe ich auch erfahren, daß ich derzeit keine andere Wohnung erwarten kann, wo ich bezahlen kann. Jetzt habe ich mir ein möbliertes Zimmer genommen. Das habe ich heute besichtigt und bin ganz erschrocken, weil es nicht schön ist. Gleich wie ich es gesehen habe, habe ich mir gedacht: Das glaube ich nicht, daß ich da einmal wohne. Und jetzt, wo ich wieder daheim bin, sehe ich mich überhaupt nicht mehr hinaus und bleibt mir nur noch, daß ich mich umbringe. Das ist bloß Ihre Schuld und sollen Sie wissen, weil eine Wohnung braucht der Mensch und wo man nimmer jung ist und allein, ist eine Wohnung überhaupt das Allerwichtigste was gibt auf der Welt...

Als die Wohnungs-Baugesellschaft den Brief bekam, lebte der Absender noch und wartete, überzeugt davon, daß diese letzte verzweifelte Lüge ihre Wirkung täte. Er irrite sich. Der Brief wurde gelesen und zu den Akten gelegt, nachdem die Gesellschaft vorher beschlossen hatte, auf Mieterproteste generell nicht mehr einzugehen.

Die Sache verlief für die Herren auch günstig: Der Briefschreiber erhängte sich nämlich erst zwei Monate später und zwar in dem Untermietszimmer. In den Zeitungen konnte man lesen, daß der Mann seit dem Tode seiner Frau an schweren Depressionen gelitten habe...

Daß der Mensch wohnt ist notwendig. Notwendiges, Unverzichtbares also verkaufen zu lassen wie Luxus von Einzelnen für alle feilgeboten ist untragbar und muß abgeschafft werden.

Wer da zu mir kommt und sagt: Mein ist, wo du hintrittst, mein ist, was du verspeist, mein ist, was du trinkst,

mein ist, was dich kleidet, mein ist, wo dein Kopf zur Nacht ruht, der ist mein Feind und muß nicht weiter reden. Könnte ihm doch morgen schon Neues einfallen und er mir vorhalten: Mein ist, was du atmest, denn meine Wälder machen, daß deine Lungen Luft haben

und mein ist der Himmel über dir, denn die Dünste meiner Seen und die Nebel meiner Flüsse werden hoch oben die Wolken, die du über dir stehen siehst, und frei wähnst.

Die Wohnung ist die Lebensvoraussetzung jedes Menschen. Die Wohnung ist Grundlage und Mittelpunkt des Familienlebens. Deshalb ist sie ein besonders zu schützendes Gut, das der erstrangigen Fürsorge des Staates bedarf. Unter Beachtung verfassungsrechtlicher Vorschriften wie der Unverletzlichkeit der Würde des Menschen (Artikel 1), des Rechtes auf freie Entfaltung der Persönlichkeit (Artikel 2) und des besonderen Schutzes einer gesunden Entwicklung der Familie (Artikel 6) muß das Wohnungswesen und muß die Mietpreisgestaltung zu einer sozialen Aufgabe werden, die jede Spekulation, jeden Wucher, jede Willkür und Ausbeutung mit dem Gut Wohnung ausschließt.

Wer, frage ich, der guten Willens ist Schlechtes besser zu machen, kann gegen diese Forderungen sich stemmen?

Die Wohnung ist unverletzlich (Artikel 13/1). Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen (Artikel 14/2).

Grund und Boden, Naturschätze und Produktionsmittel können zum Zwecke der Vergesellschaftung durch ein Gesetz, das Art und Ausmaß der Entschädigung regelt, in Gemeineigentum oder in andere Formen der Gemeinwirtschaft übergeführt werden (Artikel 15).

Nachlesbar in: Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland.

Ich, Baron von Finck, geboren 1898, nenne viel mein eigen und bin in großer Sorge. Um Bayerns Landeshauptstadt

München, die groß und stolz die Isar teilt, nenn ich mein eigen etwa 20 Millionen Quadratmeter Land, bebaubar und sehr wohnlich dann. Man sagt 2 Milliarden Mark sei's wert.

Und der Regen, ohne den nichts denkbar ist, ist also auch mein.

Das Wort mein zeigt, wo die Armut der Vielen ihren furchtbaren Weg nahm.

Und wer, frage ich, hat die Stirn, aufzustehen gegen die Verfassung, die da sagt:

Und spricht so über mich: Herr von Finck, wenn er am Morgen wach wird, ist reicher dann um 1 Million, als er am Abend vorher war. Denn was um Bayerns Herz ich kann mein eigen nennen, nimmt zu im Jahr an Wert um rund 400 Millionen. Im Lande selbst besitzt ich Güter, die da heißen:

Unterbiberg,
Mösenfeld,
Neubiberg,
Ödenstockach,
Solalinden,
Keferlohe,
Wolfersberg,
Epolding.
Dazu nenn ich mein eigen,
flächige Jagdgebiete in den Bergen
und die Vereinsalpe zu Mittenwald.
Auch von dem Uferland,
das Barmsee,
Kochelsee
und Osterseen begrenzt,
nenne das meiste ich mein eigen.
In München selbst,
so in der Innenstadt,
hab eine Vielzahl Häuser ich
und bin
Alleinbesitzer von Bankhaus Merck,
Finck und Co.
und bin mit meinen beiden Söhnen
Inhaber vom Bankhaus Waldhausen
und Co. zu Düsseldorf
sowie der Deutschen Spar- und
Kreditbank AG zu München.
Beteiligt bin ich an
den Deutschen Lloyd Versicherungen,
der Löwenbräu AG,
der Würzburger Hofbräu AG,
der Brauerei Schremp's AG in
Karlsruhe,
der Gesellschaft für Markt- und
Kühlhallen in Hamburg,
der Isarwerke GmbH,
der Isar Amperwerke AG,
der Hochtief AG in Essen,
der Edelstahlwerke Witten AG,
der Stahlwerke Südwestfalen AG,
und der Allianz Versicherungs AG.
Was ich an Grund mein eigen nenn,

sagt man, sei drei Milliarden Demark
wert,
die Aktien hätten Kurswert
eine gute Milliarde.
Häuser und Kleineres käme noch
dazu.
Da eine Milliarde 1000 Millionen
sind,
und ich sie mehrfach habe,
nennt man mich reich.

Ich heiße Ludwig Wagner,
geboren 1939,
hab eine Frau und einen Sohn
und bin in großer Sorge.
Mein eigen ist:
Ein Ford Taunus 12 m, Baujahr 1968,
ein Saba-Fernsehapparat, schwarz-
weiß,
eine Waschmaschine, vollautomatisch
von der AEG,
ein Elektroherd von Siemens,
und Siemens Kühlschrank,
ein Fotoapparat und ein Radio.
Alles sehr gut erhalten, weil gepflegt.
Mein Sohn, der Ludwig heißt wie ich,
besitzt,
weil er noch klein ist,
und wir ihn sehr lieben,
Spielsachen.
Darunter eine Merklin-Eisenbahn,
elektrisch mit Gleisprur,
die jedes Jahr zu Weihnachten
erweitert wird.
Derzeitiger Wert: mindestens
500 Mark.
Wir besitzen eine Schlafzimmer-
garnitur,
die meine Frau mit in die Ehe
gebracht hat
und wir besitzen eine Wohnzimmer-
garnitur

von Kaufhaus Karstadt,
die 1966 Demark 899,— gekostet hat.
Ein neuer Wohnzimmerschrank
wurde vor zwei Monaten angeschafft.
Er hat — weil er sehr schön sein
sollte —

1126 Mark und 98 Pfennig gekostet.
Allerdings, weil wir auf Raten zahlen,
was leichter geht,
gehört er uns erst in 10 Monaten.
Meine Frau hat einen Pelzmantel,
auf den sie sehr stolz ist,
Persianerklaue aber mit Nerzkragen,
und ich drei gute Anzüge.
Ein Schach mit handgeschnittenen
Figuren,
der große Brockhaus
und eine Tischkegelnbahn, genannt
Romba,

Bischof Dr. Gruber sagte in seiner Predigt während der Totenmesse für den verstorbenen Chef des Hauses Thurn und Taxis, Fürst Franz Josef, im Jahre 1971 folgendes: „Tradition ist auch eine Haltung, eine christliche Haltung, so wie es Paulus seinem Schüler Timotheus anempfiehlt: „Behüte das anvertraute kostbare Gut!“ und dies hat der verstorbene Fürst getan ...
... und so hat der Fürst unserer Zeit im wahrsten Sinne des Wortes gedient durch den Ausbau und die Modernisierung seines Besitzes. Er hat uns allen damit ein Beispiel gegeben, wie echte Tradition Zukunft baut. Und dafür danken wir ihm!“

Ich, der regierende Fürst,
Erbprinz Johannes Baptista de Jesus
Maria Louis Miguel Friedrich
Bonifazius Lamoral von Thurn und
Taxis,
nenn in der Bundesrepublik
Deutschland
340 Millionen Quadratmeter Grund
und Boden
mein eigen.
In Kanada sind 50 Millionen
und in Brasilien 500 Millionen.
Aberundet wird's

gehören sozusagen mir allein.
Übliche Gebrauchsgegenstände
und Kleineres käme noch dazu.
Ich verdiene 1067 Mark und
43 Pfennig monatlich
und netto, meine Frau,
die halbtags arbeitet 350 bis 380
Mark circa,
je nach Monat und Arbeit.

Von dem, was wir zahlen müssen,
weil wir es nicht besitzen,
wäre als 1. die Wohnung zu nennen:
486 Mark ohne Garage und Heizung
für eine Zwei-Einhalf-Zimmer-
Küche-Bad-Wohnung
mit kleinem Balkon nach Südosten,
im Westen Münchens.

durch 18 Schlösser,
wobei erwähnenswert besonders
unser Schloß St. Emmeran,
der Stammsitz unsres stolzen Hauses,
zu Regensburg der schönen Stadt,
das 500 Zimmer hat.
Dann nenne ich noch mein eigen
die Fürstliche Brauerei derer von
Thurn und Taxis,
sowie 5 weitere Brauereien.
Beteiligt bin ich an der
Bayrischen Handelsbank AG,
der Bayrischen Vereinsbank

und als eigenes Bankhaus haben wir die Thurn und Taxisbank zu München.

In Pforzheim sind wir engagiert

in der Schmuck-, Uhren- und Metallindustrie und Kleineres käme noch dazu. Es heißt, die Thurn und Taxis seien unendlich reich.

Iche Gastarbeita turkesch, komme Arbeid Deitschelant. Komme mid Frau und zwei Kinda, ise bessa. Drei Jahre Deitschelant etz. Viele Arbeid, viele spare Bank, für wenne gehe zuruk Turkei. Wolle gehe bald, wenne geht. Arbeite Bau, Philip Holtzmann Mindhen, Frau arbeite Kaufhof. Habe netto Woch 200 Mark, wenne mache viele Arbeit Ibastund komme 250 Mark. Frau in Kaufhof, habe Monat 620 Mark netto. Wohne Haus mid andare, habe ein Zimmer und Kamma, kuche mid andare in große Kich. Zahle Miete 420 Mark, weile is pro Kopf 105 Mark. Strom extra, Wassa extra, Gas extra, Kohleofe heize extra wene kald. Kinda in deitsche Schul seid eine Jahr, aba nix lerne, weil in deitsch schlechd. Besitze mir noch nix, weil alles spare. Habe mir auf Bank 3225 Mark und 38 Pfennig etze.

Ich, Fürst Georg von Waldburg zu Zeil

und Trauchberg gelt

— so willt der Volksmund —

als „Kaiser vom Allgäu“.

Dort nenn ich mein eigen 100 Millionen Quadratmeter Land nebst Sonstigem.

Erwähnenswert sei noch, daß ich das Holz aus meinen

Wäldern

in meinen Sägewerken schneid, in meinen Papierfabriken verarbeit und dann an meine Allgäuer

Zeitungsvverlags GmbH

Ich heiße Klara Oberhoff und bin Rentnerin. Meine Rente beträgt 247 Mark und 56 Pfennige im Monat. Dreifünfzig Jahre habe ich bei Arbeit verbracht, weil ich schon mit 12 Jahre in Arbeit gegangen bin, was üblich war bei uns und schon seit neun Jahren in der Rente bin, weil ich jetzt 74 bin. Wie ich aus der Landwirtschaft heraus bin, weil ich eine Magd gewesen bin und dann keine Schlafstelle mehr gehabt hab, weil eine andere Magd, was jetzt landwirtschaftliche Angestellte heißt, gekommen ist, da bin ich in ein möbliertes Zimmer gekommen, wo ich heute noch wohne. In Landshut. Schöne Stadt. Das Zimmer kostet 95 Mark im Monat, im Winter 6 Mark Zuschlag Heizung. Einmal Woche Stiege putzen. Was, haben die Vermieter

verkaufen kann.

Unter dem Firmennamen Eisenfuchs mit einigen Filialen überall treib ich noch Haushalt- und Eisenwaren-Handel und dann verdien ich noch mit meinen Heilstätten und Parks. Für circa 1500 in Erholung

Verschickte der Landesversicherungsanstalten habe ich dort Platz. Kleineres käme noch dazu. So heißt es auch von mir, ich sei sehr reich.

gesagt, so wenig Rente bei soviel Arbeit, aber da kann man keine Rücksicht drauf nehmen. Bei 53 Jahre Arbeit gibt es eine andere Rente, aber nur, wenn man was verdient hat. Ich wo so lang bloß für Schlafen und Essen und Taschengeld gearbeitet hab, und nicht geklebt worden ist, war ganz schlecht. Besitz is bis auf Gewand zum Anziehn nicht viel, aber eine Brosche aus Granatsplitter und ein altes Dirndl, wo mir nimmer paßt aber schön is, is auch da. Wecker is da und ein Kocher, wo mir gehört und Spielkarten und teure Tabletten und „Doppelherzwein“, wo die Krankenkass ned zahlt aber gsund is, wie der Doktor sagt und ein großer Koffer, wo alles drin Platz hat, was mir gehört.

Wie ich weg bin von der Stell nach Landshut, weil alt, war es ganz allein um mich herum. Nix is gwen, kein Vieh, kein Stall, boß Straßn und Lärm und Menschen, die wo keins kennt. Da bin ich ins Tierheim, schlau wie ich bin und ein Hund is kauft wordn! Futterspende 38 Mark hat er kost und Halskettl und Steuer und viel Fressen. Eine Mischung, Stiegengländer, aber ein guter Hund, kein Zweifel. „Eine alte Frau und der Wasti sind kein Ungeglück“, hab ich immer zu die Nachbarn gsagt, weil mir beliebt warn und glacht. Acht Jahr bei mir. Ein Hund lebt lang, wenn eins aufpaßt. Vor drei Monat da hat ihn das Fraule einschläfern lassen beim Tierarzt, obwohl er es ned gmerkt hat, eine Spritzen und kein Schmerz, bloß tot, was das Schlimme is. Der Hausbesitzer, den man nicht kennt, hat eine Verordnung erlassen, daß kein Hund mehr sein darf in seine Häuser. „Mir ned, der Hausbesitzer sagt es — und wer kann sich wehren, Frau Oberhoff?“ ham die Leut gsagt, wo ich bin. Das war mein liebster Besitz, weil Einsamkeit schwer is.

Wir Wittelsbacher
Prinz Max Emanuel
Prinz Leopold
Sohn des geliebten
und verunglückten
Constantin

und Friedrich Freiherr von Teuchert sind bekannt dem Volk.
Verloren zwar als Könige
den Thron im Jahre 1918
was nicht verwunden werden kann,
nennen trotzdem noch unser eigen
Schlösser in reicher Zahl
und über deren Wert und Inventar
man rätseln muß.

Wir nennen weiter unser eigen
100 Millionen Quadratmeter

Länder, Felder, Wälder, Baugrundstücke
und eine Brauerei,
das Wildbad Kreuth,
ein stattlich Aktienpaket der

Bayrischen Vereinsbank
und einiges Auslandsvermögen,
wie's dem Haus gebührt.
Der Wittelsbacher Ausgleichsfond
sei nicht vergessen
und Kleineres käm noch dazu.
Könige sind wir einst gewesen,
das ist vorbei,
doch Gott sei Dank noch reich.

Da's noch so viele wären,
die darzustellen Tage bräuchte,

genau so kurz und nur mit Namen und auch den Namen des Besitzes

nur,
den sie ihr eigen nennen,
daß alle ihr nach Hause gingt
um Luft zu schöpfen und
ob dessen was ihr höret
die Augen Euch zu reiben,
weil was nicht sein kann
hier bewiesen wird als: ist —
erlaubt, daß ich noch schnell
ein halbes Dutzend selber vorstell,
die hier in Bayern — was kein

Ausnahm ist —
viel haben oder praktisch alles
und das oft seit dem Mittelalter
und noch gefestigt durch das 3. Reich
bis heute fortgerettet und vermehrt,
und kein Verlust und keine

Schmerzen sind
weit und breit.

Hans Veit Graf zu Toerring-
Jettenbach

Herr über 5 Schlösser
und 2 Brauereien
dazu 60 Millionen Quadratmeter
Länder, Felder, Wälder, Baugrund-
stücke

mit umfangreichem Aktienbesitz
etwa:

die Uher-Werke im Alleinbesitz

nebst Kleinerem.

Poschinger von Frauenau,

Barone mit insgesamt
120 Millionen Quadratmeter

Länder, Felder, Wälder, Baugrund-
stücke,

nebst vielem Kleinerem.

Die Fürsten Fugger
mit 120 Millionen Quadratmeter
Länder, Felder, Wälder, Baugrund-
stücke,

mit Sägewerk,
dem Fugger Möbelwerk,
dazu noch Schlössern von sehr großem
oder unschätzbarem Wert,
zahlreichen Industriebeteiligungen,
der Brauerei Fürst Fugger-

Babenhausen,
einer Privatbank
nebst Kleinerem.
Baron von und zu Guttenberg
verstorben
hinterließ 100 Millionen Quadrat-
meter

Länder, Felder, Wälder, Baugrund-
stücke,
700 tausend Weinstöcke bei
Deidesheim,
Schlösser und Hotels,
dazu den Kurort Bad Neustadt
nebst Kleinerem.
Fürstenhaus Löwenstein-Wertheim,
das etwa 120 Millionen Quadratmeter
Länder, Felder, Wälder, Baugrund-
stücke
sein eigen nennt,
dazu die Aktienmehrheit der
Anton Steinecker Maschinenfabrik

zu Freising
und knapp ein Viertel der Aktien der
Held und Franke Bau AG
nebst Kleinerem.
Fürst Karl Friedrich zu Oettingen-
Wallerstein,
der etwa 100 Millionen Quadrat-
meter
Länder, Felder, Wälder, Baugrund-
stücke
sein eigen nennt und
Großaktionär der Bayrischen
Vereinsbank ist
nebst Kleinerem.

Zwischenfrage: Wie wird man denn so reich, daß es der Kopf nicht fassen kann?
Drei Beispiele für viele:

Die von Thurn und Taxis,
haben sich ihren Grundstein legen
können
für das Milliardengut,
das sie derzeit ihr eigen nennen,
durch das Post- und Beförderungs-
monopol,
das sie dreihundert Jahre innehatten.
Sie waren dadurch besser informiert
als alle

und wurden reich, was dann ganz
einfach ist.
Auch das Geschlecht der Waldburg-
Zeil verdankt,
was heute es sein eigen nennt
im großen Ganzen der Vergangen-
heit,

die blutig ihm gewesen.
„Bauernjörg“ nannt man den
Truchseß Georg von Waldburg,
weil er im Jahre 1525 die Söldner-
haufen

des Schwäbischen Bundes angeführt
und siegreich war gegen den

Aufstand,
den bis aufs Mark gequälte Bauern
lieferten.

Rund hunderttausend ließ er nieder-
metzeln
und das ist schon der Grundstein

des Geschlechts
an heutigem Reichtum, Ansehen, Ehre.
Der Herr von Finck ist auch —
doch liegts nicht ganz so weit

zurück —
zu viel von dem, was er heut hat,
in andrer Zeit gekommen.

Der NSDAP trat er im März
des Jahres 33 bei und wurde noch im

selben Jahr
Mitglied des Generalrates der
Wirtschaft
und kam auch ins Präsidium
der Akademie für deutsches Recht.
Für Hitlers Haus der Deutschen

Kunst
hat er gesammelt und für die
Hermann Göring Geburtstags-
spenden.

Zum Dank dafür, heißt es,
hat er jüdische Bankhäuser
arisieren dürfen:
die J. Dreyfus und Co. in Berlin
und dann das mächtige Wiener Haus
S. M. v. Rothschild.

Wir schreiben heute eine andre Zeit,
doch für die großen Herrn
haben sich die Zeiten
nicht geändert.

1970 übernahm
die Bayrische Vereinsbank
die Bayerische Staatsbank.
CSU-Ministerpräsident
Herr Alfons Goppel
kam in den Aufsichtsrat,
und Rudolf Eberhard
einst bayrischer Finanzminister
der CSU wurde
stellvertretender Vorstandsvor-
sitzender

Im Beirat sitzt — auch von der
CSU —

Herr Otto Freiherr von Feury,
Präsident auch des Bayr. Bauern-
verbands
und außerdem treffen wir wieder:
Friedrich Freiherr von Teuchert
Carl Friedrich Fürst zu Oettingen-

Wallerstein
Johannes Erbprinz von Thurn und
Taxis.
Die Bank selbst tut was sie kann.
Sie hat Beteiligungen an:
Bayr. Wohnungsbaugesellschaft für
Handel und Industrie, München
HAWA Grundstücksverwaltungs-
gesellschaft, München
Salvator-Grundstücksgesellschaft,
München
Tivoli Handels- und Grundstücks
Aktiengesellschaft, München
Bayr. Immobilien-Leasing GmbH,
München
Fränkische Wohnungsbaugesellschaft,
Nürnberg
Internationales Immobilien Institut,
München
Bayr. Landessiedlung, München
Gemeinnützige Wohnungsbau-
gesellschaft der Stadt Röthenbach
Süddeutsche Bodenkreditbank,
München
Bayr. Bauvereinsbank, München
Münchner Hypothekenbank.
Fünf große Brauereien gehören
auch dazu.
Von denen wiederum ist zu
bemerken,
was sie besitzen.
Etwa die Hacker-Brauerei
130 tausend Quadratmeter
Grundbesitz im Münchner
Stadtgebiet
und 224 tausend Quadratmeter
draußen.
Etwa die Pschorr-Brauerei
85 tausend Quadratmeter
Grundbesitz im Münchner
Stadtgebiet
und 108 tausend Quadratmeter

draußen.
So sind, da kann kein Zweifel sein,
der Adel
die Finanzen
und die CSU
ein gleichschenkliges Dreieck,
in dessen Schößen sitzt:
Die Macht,
die Ausbeutung
und der Profit.
Und was unfaßlich scheint
in unsrer Zeit
die Wirklichkeit beweist:
es ist.
Und auch der runden Zahlen
glattes Spiel verschleiert
was man sagen will.
Stell dir zum Beispiel vor:
2800 Millionen Quadratmeter
Länder, Felder, Wälder, Baugrund-
stücke
und mehr als 100 Schlösser
gehören
nur 26 Adelsfamilien.
Und dann:
Ein fettes Drittel der gesamten
Wirtschaftsfläche
und über drei Viertel der Forstfläche
gehören in der Bundesrepublik
sage und schreibe 0,01 Prozent der
Bevölkerung.
Aber 90 Prozent der Bevölkerung
haben weder Länder, Felder, Wälder,
Baugrundstücke
noch, und sei's das kleinste Stück,
einen Garten.
Die Hälfte der Bevölkerung hat
keinen Balkon
und eine Million hat keine Wohnung
und sei sie noch so klein.
Was tun?

Die CSU geht vom unabänderlichen und christlichen Bekenntnis zum Eigentum im Ganzen, so auch bei Grund und Boden aus. Sie schlägt deshalb eine Ergänzung des bestehenden Bodenrechts dergestalt vor, daß in Hinkunft die Gewinne aus veräußerten Grundstücken maßvoll besteuert werden sollen. Nicht veräußerte Grundstücke werden nicht besteuert. Das ist nicht unklug ausgedacht für die Großgrundbesitzer und Konzerne, denn die meisten von ihnen haben schon seit Jahren keinen Quadratzentimeter Grund mehr verkauft. Im Gegenteil: Sie kaufen, wo sie können, neues Land dazu, von denen, die verkaufen müssen: den Kleingrundbesitzern. Die CSU weiß, wem sie zu dienen hat.

Der FDP ist grundsätzlich, was ist, nicht unrecht und nicht recht. Sie will durch steuerliche Korrekturen die allerschlimmsten Auswüchse in Zukunft verhindern. Wo diese allerschlimmsten Auswüchse beginnen, weiß man noch nicht. Man wird sich aber bald erkundigen und dann von sich hören lassen!

Die Kernpunkte der SPD-Bodenreform lauten: Bodenwertzuwachssteuer und Planungswertausgleich. Bodenwertzuwachssteuer heißt: Grund und Boden, der mit der Zeit mehr wert wird, wird an diesem „mehr“ besteuert. Planungswertausgleich heißt: Wiesen und Äcker, die durch Bebauungsvorhaben der Gemeinden über Nacht viel mehr wert geworden sind, ohne daß die Besitzer auch nur einen Finger hätten krumm machen müssen, werden an diesem „viel mehr“ besteuert. Das klingt nicht schlecht, aber: An den Eigentumsverhältnissen ändert sich gar nichts. Alle, die wir euch vorgestellt haben, behalten alles, was wir aufgezählt haben. Sie sollen dafür nur Steuern zahlen. Diese werden sie aber wie immer abwälzen. Sie werden sie auf die Bodenpreise draufschlagen, von dort werden sie auf die Baupreise durchschlagen, von dort werden sie auf die Mieten durchschlagen und den Mieter erschlagen. Ändern tut sich für die Obern nichts.

Die DKP hat ein Programm ausgearbeitet und darin heißt es:

Das Wohnungswesen wird zur sozialen Gemeinschaftsaufgabe erklärt. Wie der Bau von Straßen, Schulen und Krankenhäusern so ist auch der Bau von Wohnungen eine soziale Aufgabe von Bund, Ländern und Gemeinden.

Befreit den sozialen Wohnungsbau von allen Steuern, Abgaben und Erschließungskosten. Grundstücke müssen für den sozialen Wohnungsbau zu niedrigsten Preisen zur Verfügung gestellt werden. Lebenkönnen geht vor Eigentum. Von der öffentlichen Hand in Sanierungs- und Entwicklungsgebieten erworbene Gründstücke dürfen nicht wieder veräußert, sondern müssen für soziale Zwecke verwendet werden. Der Neubau von Wohnungen muß unter dem Prinzip der Gemeinnützigkeit erfolgen. Die Mietpreisgestaltung unterliegt allein der öffentlichen Kontrolle.

Der Wohnungsbesitz von Banken, Versicherungsgesellschaften, Industrie-

und Handelskonzernen, der Wohnungsbaugesellschaften in privater Hand und der großen Hauseigentümer ist in genossenschaftliches Eigentum der Mieter oder in andere gemeinnützige Formen zu überführen. Grund und Boden, der zum Wohle der Allgemeinheit für die sozialen Aufgaben des Wohnungsbaus und andere Gemeinschaftsaufgaben benötigt wird, ist in öffentliches Eigentum zu überführen. Da Boden nicht vermehrbar ist und jeder von ihm abhängt, der auf dieser Welt lebt, muß der monopolartige Bodenbesitz in Gemeineigentum aller überführt werden und für die Belange der Allgemeinheit nutzbar gemacht werden.

Kind: Was heißt das, Papa, daß mir ausziehn müssen?

Vater: Sag ihr, was das heißt.

Mutter: (Pause) Sags ihr selber, is Deine Tochter auch.

Tuts essn! (Pause)

Ausziehn heißt — (Zäsur)

Ausziehn.

Vater: Genau.

Kind: Warum?

Vater: Weil das so ist.

Mutter: Richtig. (zum Kind) Frag ned so dumm, wos nix nutzt.

(Pause, sie essen)

Vater: Ausziehn heißt, daß man wo weg muß, wo man daheim is.

Kind: Und warum bleiben mir dann nicht?

Mutter: Weil mir müsssn. (Pause) Wenn es eine Eigentumswohnung sein tät (sie lacht), dann tät man hingehn und sagn: Sie, das is ein Irrtum, weil es eine Eigentumswohnung is, wo uns gehört!

Vater: Genau.

Mutter: Aber Eigentumswohnung is es halt keine.

Vater: Nein.

Mutter: Und deswegen muß man ausziehn, wenn der, dem wo die Wohnung gehört, hergeht und sagt: Sie müssen ausziehn, weil ich es will und andere Pläne hab.

Kind: Und wem gehört die Wohnung?

Mutter: Die andern. Die sind eine große Firma, und die habn so viele Wohnungen, daß du gar nicht so weit zählen kannst, so viele Wohnungen ham die.

Kind: Warum?

Mutter: Weil sie sie gebaut ham. Oder kauft.

Kind: Und warum kaufn mir dann nicht auch eine Wohnung?

Mutter: Was glaubst, was das kostet, so eine Wohnung?

Vater: Zweihunderttausend Mark — zwei Zimmer, Küche, Bad und Abstellkammerl! (er lacht) Da tät es nimmer langen für deine Puppn!

Kind: Aber meine Puppnküch, die gehört mir, gell!

Vater: Wost es zu Weihnachten kriegt hast.

Mutter: Gschenkter, gschenkter nimmer gebn!

Kind: Dann ziehn mir alle in die Puppnküch, weils mir gehört und mir Euch drin wohnen lassn, die Puppn und ich! (sie nickt)

Mutter: Tu jetzt essn, wos schon kalt wird! (Pause)

Vater: (leise) Eine Schand is, wie man umspringt mit uns — und man kann sich nicht wehrn!

DOCH MAN KANN SICH WEHREN
UND MAN MUSS

Vater: Wie denn?

Mutter (nimmt das Kind auf den Schoß, die Familie schaut zu . . .)

1969 hat der Münchner Stadtrat beschlossen: Profit vor Bürgerschutz!

Im Münchner
Viertel Lehel
gleich an der Isar
und bekannt,
mit großen alten Häusern
in deren Bauch
die dunklen
warmen
Altbauwohnungen
sich strecken
die riechen nach der Zeit
und gut gebohnert
ewig halten
haben in nur 2 Jahren
fünfzehntausend
Mieter die Wohnungen
verloren.
Raus hieß es und sonst nichts.
Die Stadt
hat kurzerhand
dies Wohngebiet
erklärt zum Kerngebiet,
was heißt:
Nun kommt ihr Bestien all
die fett im Kapitalismus wohnen
wie Maden in des Bauern Winter-
speck,
nun kommt ihr Wucherer, ihr
Banken und ihr Adligen,
ihr riesengroßen Hausbesitzer
ihr Aktienhalter und Konzerns-
gewaltigen,
frei ist die Bahn
zum Fraße vorgeworfen wird euch
ohn daß euch Reu befallen müßte
ein ganzes Viertel, eine kleine Stadt!
Die Kinder sollen raus,
die den Verkehr in diesem Viertel
kennen,
und deshalb seltner überfahren
werden;
die Spielplätze, die die Stadt
verweigert
mit sehr viel Mut und mit Geduld
sich selber habn entdeckt;
seis jetzt ein Schlupfloch,
seis ein leerer Keller,
ein teppichgroßes Plätzchen grün,
auch ein Hofeinfahrt,
die nicht befahren wird.
Die Großen sollen raus,
die sich gewöhnt ham aneinander,
die ihre Fehler kennen,
die miteinander Karten spielen.
Die Frauen haben sich angefreundet,
man schaut auf anderer Kinder,
man hilft sich wenn man krank,
und hält zusammen bei Gefahr von
außen,
und streitet auch, natürlich.

Und alte Menschen müssen raus,
die schon im Schlafe wissen,
wieviel Stufen sie wo gehen müssen,
wie hoch im Schritt die einzelne
und wo es rutschig ist und
wo im Winter welcher Weg gestreut.
Und auch die Tiere müssen raus,
die man sich hält,
und die ihr Plätzchen kennen.

Wer kann allein sich wehren,
wenn Herr von Finck und andere
mit ihren tausend Armen
dir in die Wohnung greifen
und deine Zimmer räumen
und deine Kinder und die Frau
und dich dazu?

Denn keine dieser vielen Hände
siehst du wirklich,
weil freundlich und ganz sachlich
sind die Briefe die du kriegst
und ganz verständig bloß ganz

Der DKP-Vorsitzende im Münchner Lehel sagte auf der 1. Kundgebung:
Wir haben aufgerufen zu dieser Informationsversammlung, weil sonst keiner — weder die Parteien im Stadtrat noch die Stadtverwaltung — die Bevölkerung in unserem Viertel informieren würde: Über unsere eigene Zukunft — um die geht es nämlich!

Wir wissen es aus eigener Erfahrung nur zu gut: Die, die 30 Jahre unsere Nachbarn waren, auf einmal sind sie weg. Ausgezogen. Kurz danach wird das Haus abgerissen, ein neues aufgebaut und plötzlich hat man als Nachbarn eine Bank oder Versicherung. Das alles, liebe Mitbürger, passiert nicht zufällig, sondern nach einem genauen Plan. Wir haben uns diesen Plan besorgt, nämlich den Flächenplan der Stadt München, und wir haben gesehen, daß unser Viertel, das Lehel, als sogenanntes Kerngebiet ausgewiesen ist, d. h. es soll überwiegend gewerblich genutzt werden und die Wohnbevölkerung, also wir, sollen raus. Wir sind von Haus zu Haus gegangen und haben mit den Bewohnern geredet: Fast keiner wußte, was ihm blühen wird. Jetzt wissen es alle! Entweder fangen wir sofort an, uns zu wehren, oder wir verlieren alle die Wohnung. Wir brauchen eine Veränderungssperre, d. h. wir müssen die Stadt München zwingen anzurufen, daß ab sofort in unserem Viertel nichts mehr an den gegenwärtigen Verhältnissen geändert werden darf, also wir wohnen bleiben können. Deshalb schlagen wir vor, eine Bürgerinitiative zu

ungerührt
die Herrn die auszuführen haben
was die ganz oben ausgebrütet
gegen dich.
Und doch: Es sind die langen Arme
dieser Herrn
die wir heut vorgestellt und anderer
die euch noch unbekannt,
die dir an deine Gurgel fassen
und zudrücken und rausschmeißen
und kaufen und verkaufen
und kündigen und bauen
und mieten und verpachten
und niederreißen und verbieten
und fördern und gestatten
wies ihnen grade paßt und dem
Profit,
und über menschlich Leben gehen
als seis der Speichel räudger Hunde
bloß.
Und Ihr? Wehrt Euch!

gründen, in der alle Mieter unseres Viertels mitarbeiten können. Wenn wir zusammenstehen, dann müssen die oben über kurz oder lang auf uns hören!!!

Vater: Hast des ghört Frau? Da machn mir mit!

Mutter: Und wie, mir machn mit!

Kind: Ich auch und die Puppn!

Macht alle mit
und lernt aus Fehlern!
Wie oft etwa
warst du und du schon neidisch
auf deines Nachbarn neuen Fernseh-

apparat,
sein Auto,
seine Bräune im Gesicht?
Auf deiner Nachbarin Geschirr,
auf ihre neue, modische Frisur,
und daß sie vielleicht hochdeutsch
kann?

Den Nachbarn laß nur ihre Freude,
sie stehn mit dir am gleichen Block,
und schuften ganz wie du für die,
die wir euch heute vorgestellt
und andere,
die noch unbekannt euch sind.

Auf alles das,

In der Leheler Bürgerinitiative haben 100 Bürger mitgearbeitet. Sie haben die entsprechenden Anträge für die offizielle Bürgerversammlung vorbereitet und die entscheidenden Argumente gegen den Stadtrat und die Konzerne zusammengetragen.

Am 8. Juli 1970 nahmen 500 Leheler Bürger an einer Protestdemonstration teil und forderten, daß das Lehel Wohngebiet bleiben müsse. Das war der Beginn einer breiten Protestbewegung, die unbeirrt gegen die Pläne der Konzerne und des Stadtrats ankämpfte und zuletzt einen Erfolg erzielen konnte. Die Stadt München mußte den Kerngebietbeschuß zurücknehmen und das Lehel zum „tendenziellen Wohngebiet“ erklären. Das hörte sich gut an, war es aber nicht:

Tendenzielles Wohngebiet —
darin steckt Wohnen und Tendenz,
und Wohnen, das ist klar.
Doch die Tendenz, sonst wär sie

was die besitzen,
wann warst du da denn neidisch
drauf?

Sie sind die Halter jener Ketten,
die dich und alle Nachbarn

schmerzen,
sie treiben Pfähle in der Bürger

Fleisch,
sie sind die Leger aller Fallen
und säugen Blut aus dir.

Auf die sei neidisch
und mit denen sei zerstritten
und denen droh

wenn du betrunken bist
und denen nimm, was dein und

euer ist,
wenn alle einig sind
und nüchtern.

keine,
tendiert: nach da und dort.
Wies jetzt im Lehel scheint,
tendiert sie wieder einmal,

wie ja so oft bei uns,
ganz ungeniert den Großen zu:
Die Bürger haben einen Sieg

errungen,
die Stadt verdirbt ihn ihnen.

Tendenzielles Wohngebiet heißt: Es darf nicht mehr pauschal abgerissen und umgebaut werden, etwa ein ganzer Häuserblock, sondern nur noch jedes Haus einzeln, und zwar auf gesonderten Antrag.

Inzwischen sind viele Einzelanträge gestellt worden und es werden noch welche folgen, denn die Stadt gibt großzügig statt. Die Bürger wurden betrogen. Und jetzt?

Vater: Mei — weiterkämpfen, was denn sonst? Mir wissn jetz, daß man sich wehrn kann, wenn man will, und wer des weiß, der läßt nimmer nach, bis er was Handfests erreicht hat! Ganz egal, was passiert! Mir sind auf den Geschmack kommen, und die Puppenküch — is uns zu klein!

Wen schnell der Mut verläßt,
weil er sich sofort fügt und duldet,
und keinen Rückschlag tragen kann,
der wird kaputt gemacht ganz ohne
Maß.

Wer aufbegehrt
und sich alleine helfen will,
der ist noch unvernünftig.
Die Ursach seines Kummers sind,
die lachen sich — kommt er allein —
in jene Faust, mit der sie ihn
zerschlagen.

Wenn man dich unterdrückt,
merks dir,
dann bist du sicher nicht allein:
Die oben unterdrücken immer viele,
denn das ist schon Gewohnheit und
Profit.

Fünfhundert zwangen in München
den Stadtrat, die Konzerne auf die
Knie

und hinterrücks und tückisch
muß man sie jetzt betrügen.
Wie lange noch?
Man hört im Lehel sagen:
es würden täglich mehr.
Unds stimmt!
Einen kann man leicht belügen,
tausend muß man schwer betrügen,
zehntausend strafen Lügen!
500 waren es 1970,
die nein und kämpfen sagten.
3000 waren es 1971
die einen Sternmarsch unternahmen,
von außen in die Innenstadt
und nein und kämpfen sagten.
5000 waren es 1972
die anmarschiert von überall
und nein und kämpfen sagten.
Wie viele werden es morgen sein?

ENDE

Erasmus Schöfer
Kollegin Zander greift ein

1. Akt, Szene 11

(Büro Dr. Kalkuhls. Dr. Kalkuhl, Helga Zander)

Zander: (förmlich) Ich habe um dieses Gespräch gebeten, um Ihnen zu sagen, der Betriebsrat hält die fristlose Entlassung von Renate Kunz für ungerechtfertigt und stimmt ihr nicht zu. Man hätte ihr die Möglichkeit geben müssen, sich formell zu entschuldigen. Die Erregung der Kollegin war auch verständlich, nach ihrer unbegründeten Versetzung in eine niedrigere Lohngruppe. Außerdem ist der Betriebsrat vor der Versetzung nicht gehört worden, sie war daher nichtig. Der Betriebsrat protestiert dagegen, daß —

Kalkuhl: Langsam, Frau Zander. Wäre die Kunz ordnungsgemäß durch Sie oder direkt bei mir vorstellig geworden, statt hier durchs Kaufmännische Büro zu krakehlen, hätte sich wahrscheinlich alles einrenken lassen. So können wir uns auch nicht kommen lassen.

Zander: Wenn die Entlassung nicht in eine Verwarnung verwandelt wird, geht die Kollegin vors Arbeitsgericht. Wir werden unserer Gewerkschaft in dem Fall empfehlen, ihr Rechtsschutz zu geben.

Kalkuhl: So ein kleiner Prozeß, liebe Frau Zander, ist für mich das Salz in der Suppe. Ich frage mich aber, ob wir zur Zeit nicht besser als Partner denken und handeln, nämlich im Interesse dieses Betriebs, der uns allen die tägliche Wurst gibt.

Zander: Der Umsatzrückgang läßt sich verkraften. Zur Panikmache ist da kein Anlaß!

Kalkuhl: Ich wünschte, Sie hätten recht. Leider hat sich die Lage rapide verschlechtert durch Wegfall des Hyperphiladeauftrags. Ein Ersatzabnehmer ist nicht in Sicht. Die Geschäftsleitung sieht sich gezwungen, die chemische Fabrikation stillzulegen.

Zander: Mein Gott! Das kann nicht Ihr Ernst sein.

Kalkuhl: Schmerzlich für alle. Aber die Realität einer dynamischen Wirtschaft. Die Kleinsten trifft es zuerst.

Zander: Das heißt fünfzig Kollegen! Die wollen Sie auf die Straße setzen!

Kalkuhl: Nicht direkt. Wir sollten gemeinsam die Wege finden, den Schlag sozial erträglich zu halten.

Zander: Das muß vor eine Betriebsversammlung!

Kalkuhl: So sehen Sie aus. Da hätten wir gleich die Panik.

Zander: Die Kollegen müssen beraten, wie wir die Chemische retten können. Gemeinsam!

Kalkuhl: Sie sind aber lustig, Frau Zander! Angelernte Arbeiterinnen, Werk-

zeugmacher, Monteure, meine Bürodamen sollen beraten, wie der Betrieb saniert wird? Hab Ihnen mehr Wirklichkeitssinn zugetraut. Fast bereu ich, dem Chef die Information des Betriebsrats empfohlen zu haben. Verstehen Sie — was heute hier gesprochen wird ist absolutes Geschäftsgeheimnis! Ein Zeichen unseres Vertrauens zu dem gewählten Betriebsrat! Ein Wort davon an die Belegschaft, schon weiß es die Konkurrenz, daß wir in Schwierigkeiten sind und fallen ein wie die Geier! Dann steht die Pleite ins Haus. Wollen Sie diese Verantwortung tragen?

Zander: Das muß natürlich vermieden werden, daß weiterer Schaden entsteht.

Kalkuhl: Absolut. Die Schließung liegt an für Ende Juni. Möglichst unauffällig, um Bankkredite für Investitionen nicht zu gefährden, setzen wir fünfzig Kollegen bis dahin frei. Ich denke an durchschnittlich zehn im Monat. Das kann auch der hiesige Arbeitsmarkt verkraften. Die Personalkartei hab ich durchgesehen und diese Namen notiert. Aus allen Abteilungen finden Sie welche. Für mich sind verständlicherweise dabei Kriterien ökonomischer Art primär. Sie sollten die Vorschläge unter sozialen Gesichtspunkten prüfen. Unbillige Härten möchte der Chef gern vermieden wissen. Die Liste ist auch kein göttlicher Ratschluß, der unabänderlich wäre. Der Durchschlag für Sie.

Zander: Ich kann dazu heute nichts weiter sagen.

Kalkuhl: Kopf hoch, Frau Zander!

Zander: Um Ihnen gehts nicht.

2. Akt, Szene 16

(Chefsekretariat. Helga Zander, Frl. Fürst. Helga Zander liest stehend in Papieren auf dem Schreibtisch der Fürst, entdeckt etwas, blättert, verspielt das, wie die Fürst aus dem Chefzimmer kommt)

Fürst: Ob es morgen paßt, Frau Zander? Um zehn? Dann würde Herr Schlikum sich drauf richten. Sonst müssen Sie sich schon mal an Herrn Dr. Kalkuhl wenden.

Zander: Der Betriebsrat will den Direktor sprechen, Fräulein Fürst! Haben Sie das nicht ausgerichtet?

Fürst: Ich bitte Sie, Frau Zander, nehmen Sie ein bißchen Rücksicht auf Herrn Schlikums angegriffene Gesundheit —

Zander: Wieso, ist er krank?

Fürst: Im Vertrauen, ja. Die ganze Sache, Sie wissens ja, die Hyperphilade, die chemische Abteilung, die Entlassungen — das ist ihm sehr ans Herz gegangen.

Zander: Wie uns allen.

Fürst: Die Verantwortung aber dazu. Ich sehs ja viel näher als Sie. Wie er sich bemüht, einen Ausweg zu finden, die Produktion auf einem andern Zweig anzukurbeln —

Zander: Sie meinen, es tut sich was? Man merkt nichts.

Fürst: Er hat große Pläne!

Zander: Für Pläne können wir uns nichts kaufen.

Fürst: Sie werden noch staunen, was sich in der Tablette tut — ich sag Ihnen das nur ganz persönlich, damit Sie jetzt nicht unnötige Schwierigkeiten machen, vielleicht ein bißchen mäßigend auf die Leute einwirken, Frau Zander — es hängt so viel von der Gesundheit und Schaffenskraft des Direktors ab!

Zander: Um den Chef dreht sich hier alles.

Fürst: Ich bin froh, daß Sie das sagen. Ich mach mir wirklich Sorge.

Zander: Ich auch.

Fürst: Und Ihr Junge — ist da wenigstens alles in Ordnung?

Zander: Er sieht mich zu wenig. Müßte mich mehr um ihn kümmern.

Fürst: Die Firma frißt einen auf. Mein Peter hat vier so herzige Kleine, und ich schaffs kaum, ihm noch das Schabefleisch zu kaufen vor Ladenschluß. Die persönlichen Bedürfnisse kommen zuletzt.

Zander: So hat jeder seins, Fräulein Fürst.

2. Akt, Szene 17

(Chemisches Labor. Ursula Kienbaum, Helga Zander. Dr. Schönfeld. Andere Laborantinnen)

Kienbaum: (arbeitet) Und weiter?

Zander: Eine Anzeige der Pharmochemika für ein neues Mittel. Als Vorkündigung. Demnächst auf dem Markt.

Kienbaum: Ich weiß von nichts.

Zander: Konnte grade noch sehn, daß es eine Zeitung für Ärzte war, da kam sie zurück. Dann hab ich sie ein bißchen ausgehorcht, sie fing nämlich an, von einer neuen Produktion zu reden, in der Tablette, wir sollten die Leute ruhig halten, der Chef hätte große Pläne. Also irgendwas ist da im Busch, wovon wir nichts wissen.

Kienbaum: Und die neuen Automaten in der Tablette — stand ein Name dabei in der Anzeige? Für das Präparat?

Zander: Etwas mit Wach, was Lateinisches.

Kienbaum: Euphawach?

Zander: Genau. So hieß es.

Kienbaum: Mensch!

Schönfeld: (kommt dazu) Tag Frau Zander! Ich stör wohl nicht, bei dem kleinen vorgezogenen Mittagsplausch?

Zander: Kaum, Herr Schönfeld.

Kienbaum: Gibts was?

Schönfeld: Nein nein, ich dachte nur, wegen der andern Frauen — bei den hohen Stundenlöhnen, die wir zahlen, sollte man die Gespräche vielleicht doch in die Pause legen.

Kienbaum: Sind Sie nicht päpstlicher als der Chef! Wir tun unsre Arbeit, oder?

Schönfeld: Schon. Aber wenn Sie einmal nachrechnen: 150 Pausen à 5 Minuten — das gibt schon 750 Minuten gleich — na rechnen Sie mal: zwölfeinhalb Arbeitsstunden, die wir täglich verlieren. Und bei den 5 Minuten bleibt bekanntlich nicht. (Pausenklingel) Na jetzt haben Sie freie Bahn.

Zander: Nur zu Ihrer Information, Herr Dr. Schönfeld: ich bin hier als Betriebsräatin in Wahrnehmung meiner Aufgaben.

Schönfeld: Dann wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie Ihre Dienstgespräche nicht in meinem Labor führen.

Zander: Ich führe sie dort, wo sie nötig sind.

Schönfeld: Es tut mir leid, Frau Zander, daß Sie sich nicht kooperativer verhalten wollen. Ich dachte, als Betriebsrat versucht man, seinen Kollegen ein Vorbild zu sein. (ab)

Kienbaum: Peng. Seit ein paar Wochen spinnt der so rum. Früher sind wir mit ihm klargekommen.

Zander: Der Chef wird ihm eingetrichtert haben, daß der Firma das Wasser zum Hals steht.

Kienbaum: Du, wenn das stimmt!

Zander: Was?

Kienbaum: Mit dem Euphowach. Das Mittel haben wir hier entwickelt. Der Schönfeld hat ein Patent drauf angemeldet.

Zander: Das reimt sich auf die neuen Maschinen. Und die Anzeige.

Kienbaum: Schon. Aber die Tests laufen erst ein paar Monate. Es ist überhaupt noch nicht erprobt! Das braucht normal ein bis zwei Jahre!

Zander: Und wenn sie die Produktion schon vorbereiten?

Kienbaum: Eher wird nichts freigegeben, von der Behörde.

Zander: Dann versteh ich das nicht. Wenn du den Schönfeld einfach fragst, auf den Kopf?

Kienbaum: Aussichtslos. Früher hat er mit uns über alles gesprochen, bis zu den Löchern in seiner Unterhose. Der hat sich gefreut wie ein Kind manchmal, wenn was klappte. Da stand hier das ganze Zeug frei rum, einschließlich Unterlagen. Vor vier, sechs Wochen hat er alles in sein Zimmer gebracht. Eigenhändig. Was er nicht mit nach Hause nimmt, packt er in den Panzerschrank. Wenn du ihn fragst, erzählt er dir was von der Konkurrenz die nicht schläft, als ob plötzlich das ganze Labor voll Betriebsspionage sitzt.

Zander: Wegen dem Euphowach?

Kienbaum: Ich schätze. Das Patent ist noch nicht durch, sagt er.

Zander: Ist das denn was Sensationelles?

Kienbaum: Ach was, eine Aufputschtablette, zum Wachmachen, nicht mal rezeptpflichtig solls sein. Kannst du kaufen wie Hustenbonbons.

Zander: Weißt du was? Da hätten wir die Arbeitsplätze, die wir brauchen.

Wenn das ein Massenartikel ist.

Kienbaum: Schön wärs. Erstens dauert noch mindestens ein Jahr und zweitens geht das dann hundert Prozent automatisch.

Zander: (plötzlich) Wie kommen wir an die Unterlagen?

Kienbaum: An die Unterlagen? Überhaupt nicht. Wozu auch.

Zander: Wir müssen wissen, was die vorhaben mit uns. Eine Logik hat das. Bloß ich kapier sie noch nicht.

Kienbaum: Weils Unternehmerlogik ist.

Zander: Vielleicht ist das Euphowach der Schlüssel. Wir müssen an die Unterlagen ran. Kann sein, sie sind doch schon weiter, als du denkst.

Kienbaum: Wenn du 007 spielen willst und nachts einsteigst — die Nummer vom Tresor hab ich.

Zander: Im Ernst?

Kienbaum: Der Schönfeld hat sie auf einen Zettel geschrieben, weil er sie immer vergißt. Da hab ich sie mir abgeschrieben, falls er auch den Zettel verliert.

Zander: Dann wärs möglich.

Kienbaum: Was?

Zander: 007.

Kienbaum: Machst Witze.

Zander: Passieren muß was. Wenn wir nicht Bescheid wissen, machen sie mit uns was sie wollen.

Kienbaum: Ahnt ja keiner, daß du Lust auf einen Sonderurlaub im Knast hast.

Zander: Komm, übertreib nicht.

Kienbaum: Helga, stell dir bitte vor, du gehst nachts hier rein und wirst erwischt! Da haut dich keiner mehr raus, die Kolleginnen nicht und nicht die Gewerkschaft. Der Betriebsrat wär zum Teufel, natürlich.

Zander: Da könntest du recht haben.

Kienbaum: Und dein Junge, Helga. Der wär gleich im Heim.

Zander: Den wenigstens würdest du zu euch nehmen, wetten?

Kienbaum: Kann sein. Aber wir sind gegen solche Einzelaktionen. Komm mal zu uns, mein Mann erklärt dir das besser, warum das nicht geht.

Zander: Willst du die Belegschaft zum Sturm aufs Labor führen?

Kienbaum: Es ist auch illegal, Helga.

Zander: Die Gesetze sind gegen uns gemacht, für die, die das Geld haben. Wenn du das in diesem Betrieb noch nicht gemerkt hast. Die haben das Gesetz. Und wir das Recht.

Außerdem — warum solls rauskommen?

Kienbaum: Ich hätte einfach Angst.

Zander: Vielleicht bringt der Termin beim Chef was. Daß er die Karten auf den Tisch legt.

Obwohl — glaubst du an Wunder?

Kienbaum: Komm jetzt essen Helga. Ich brauch was in den Magen.

3. Akt, Szene 18

(Im Betrieb. Die Arbeiterinnen Zornemann, Petersen, Buttenberg, Garbadoz. Gustav Latte. Meister Müller. Renate Pawlik. Direktor Schlikum)

Latte: Hier unten, den einen Satz.

Zornemann: Vom Betriebsrat?

Latte: Nee, vom Chef. Siehst du doch.

Zornemann: Dann ist gut.

Latte: (zu Garbadoz) Hier Mädchen, unterschreib mal.

Garbadoz: Was ist das?

Latte: Dein Todesurteil wirds nicht sein. Die Karin hats auch unterschrieben. Und die ganze Packerei. Mach schon, ich muß weiter.

Garbadoz: Ich das nicht verstehn — Direktor will das haben?

Latte: Allerdings. Er will wissen, ob du noch lange in der Firma bleiben willst.

Garbadoz: Ist abgemacht noch zwei Jahre, mein Kontrakt. Das genug. Wozu unterschreiben?

Latte: Mein Gott, kost doch nichts.

Petersen: (kommt dazu) Was ist das, zeig mal.

Latte: Schrieb vom Chef, daß wir ihn unterstützen, jetzt bei den Schwierigkeiten der Firma. Kannst du hundert Prozent unterschreiben, sag ich dir.

Buttenberg: (ruft) Lies vor Elke, wenns für alle ist!

Latte: Hier — auf den letzten Satz kommts an —

Petersen: „Da ich mir meinen Arbeitsplatz erhalten möchte, bin ich am Wohlergehen der Pharmochemika GmbH dringend interessiert und unterstütze alle Schritte der Geschäftsleitung, die zur Gesundung der Firma beitragen.“

Buttenberg: Warum sie das haben wollen, steht nicht dabei?

Petersen: Noch ein ganzer Schmus — das auch?

Buttenberg: Ja, mach.

Latte: So ein Zirkus, deswegen! Gib her, bis du fertig bist! (liest) „Meine lieben Mitarbeiter, wie Sie alle wissen, ist die geschäftliche Lage unserer Firma derzeit nicht hoffnungsvoll. Die starke Konkurrenz im In- und Ausland, die rasche Entwicklung auf dem pharmazeutischen und chemischen Sektor, die uns zu hohen Forschungsausgaben zwingt, nicht zuletzt die ständig steigenden Löhne, Steuern und Soziallasten, haben die Pharmochemika in einen vorübergehenden Engpaß gebracht. Leider werden mir bei meinen Bemühungen, Ihre Arbeitsplätze zu sichern, in zunehmendem Maß von Teilen des Betriebsrats, die offenbar unter dem Einfluß radikaler, außerbetrieblicher Kräfte stehen, Steine vor die Füße geworfen. Dadurch wird das Ziel eines raschen Wiederaufschwungs ernsthaft infrage gestellt. Ich bin davon überzeugt, daß dies nicht in Ihrem Sinne ist, daß Sie vielmehr an einer vertrauensvollen Zusammen-

arbeit mit mir und den konstruktiven Kräften der Arbeitnehmervertretung interessiert sind. Ich möchte Sie daher bitten, mir Ihren Willen zur loyalen Zusammenarbeit —“ undsweiter, daß ihr den Satz von Elke eben unterschreibt. Kapiert?

Buttenberg: Hats Krach gegeben, im Betriebsrat?

Latte: Wißt ihr doch, die Helga und die Uschi motzen dauernd rum, große Klappe, stecken sich hinter die Gewerkschaft, und erreichen tun sie nichts. Nichts als Sand im Getriebe. Ist dem Chef der Kragen geplatzt.

Zornemann: Daß die dauernd Stunk machen müssen!

Latte: Hier, schreib schon. Ist umsonst.

Petersen: Wenn du meinst, daß es gut ist, Gustav.

Latte: Unbesehen.

Petersen: Du hast ja auch was für mich getan.

Latte: (zu Garbadoz) Und die holde Rosetta?

Garbadoz: Ich nicht verstehn. Nicht unterschreiben.

Latte: Dann bescheiß dich.

Petersen: Die braucht immer eine Extrawurst.

Latte: Na Mutti, darf ich um ein Autogramm bitten?

Buttenberg: Zeig mal, wer alles unterschrieben hat.

Müller: (geht vorbei) Bist du die Werbetrommel am Röhren, Gustav?

Latte: Was meinst du damit?

Müller: Hab den Schrieb gelesen.

Buttenberg: Hast du unterschrieben?

Müller: Mich geht das nichts an, als Meister. Aber überlegen würd ichs mir. Buttenberg: Ich möcht das gern in Ruh lesen, in der Mittagspause.

Latte: Mensch Mutti, wo komm ich hin, wenn jeder —

Pawlik: (kommt) Da steckt er! Zeig mal her, den Persilschein! (liest)

Buttenberg: Ich denke, die ganze Packerei hat —

Pawlik: Mich hat keiner gefragt.

Latte: Weil du weg warst. Was willst du eigentlich hier oben?

Pawlik: Anhänglichkeit, Gustav. An meinen alten Arbeitsplatz.

Das ist ein Ding.

„Konstruktive Kräfte der Arbeitnehmervertretung“ — bist das du?

Latte: Könnte sein, Renate.

Pawlik: Das ist ein Ding.

Petersen: Was denn?

Pawlik: Da mischst du mit, Otto?

Latte: Werd nicht frech, du. Einmal hab ich dich vorm Rausschmiß gerettet —

Pawlik: Mit deinen guten Beziehungen zum Chef, ist bekannt.

Merkt ihr nicht, daß der euch hier verkauft?

Latte: Nimm das zurück! (Müller kommt dazu)

Pawlik: Bist du krank, Elke, sowas zu unterschreiben? Das in der Hand, kann der Schlikum mit uns machen, was er will!

Petersen: Wieso?

Pawlik: Und die einzigen, die uns vertreten, konsequent, Helga und Uschi, haut ihr in die Pfanne!

Petersen: Der Gustav hat mich rausgehaun, nicht Helga.

Pawlik: Extra! Damit ihr ihm jetzt um so besser auf den Leim geht! Chef und Latte — das ist doch wie Hund und Schwanz!

Latte: Du Miststück! Ich will das Beste für euch! Die ist ja verrückt, die Renate!

Pawlik: Den Garten hat er beim Chef umgegraben! Und mit ihm Schnaps —

Latte: Da! (haut ihr eine runter. Tumult)

Müller: Das war zu viel, Gustav. Das bricht dir den Hals.

Schlikum: (unbemerkt dazu) Was ist hier für ein Aufruhr! (alle weichen zurück) Herr Müller, reden Sie! Warum wird nicht gearbeitet?

Müller: Der Anlaß ist Ihr Schreiben, Herr Direktor. Gustav Latte wollte Unterschriften von den Frauen. Jetzt hat er Renate Pawlik ins Gesicht geschlagen.

Schlikum: Stimmt das, Gustav?

Latte: Ja, Herr Direktor.

Zornemann: Die Renate hat ihn beleidigt.

Schlikum: Das ist kein Grund. Entschuldigen Sie sich!

Latte: Ich habt nicht gewollt. Entschuldige.

Pawlik: Du kannst mich nicht beleidigen.

Petersen: (reißt das Schreiben langsam durch) Hier sind Ihre Unterschriften, Herr Schlikum.

Garbadoz: Bravo Elke!

Schlikum: Das geht auf Ihr Konto, Latte! (geht ab)

Zornemann: (hinter ihm her, leise) Ich halte zu dir, Alfons —

Schlikum: (leise) Verrückt! (laut) Sorgen Sie für einen geordneten Arbeitsablauf, Herr Müller!

Latte: (hinter Schlikum her bis zur Tür) Herr Direktor —

Schlikum: Weg weg Sie Idiot! (knallt die Tür vor Latte zu)

Das Haus des Schriftstellerverbandes liegt nur wenige Schritte von unserem Quartier entfernt; aufgrund seiner günstigen Lage im Botschafterviertel ist es unzerstört geblieben. Aber es ist fast leer. Die meisten Tutoren sind unterwegs, sie lesen ihre Gedichte vor den Einheiten der Armee, vor den Kooperativen der Reisbauern und vor den Arbeitern der Betriebe. Sie diskutieren mit dem Volk über die neuen Aufgaben, die der Friede dem ganzen Land stellt. Im Haus gibt es eine einzige uralte monströse Schreibmaschine. Sie dient in der ersten Tageshälfte dem Bürobetrieb. Während der übrigen Zeit kommen die Schriftsteller von weit her, um sich für ein paar Stunden dieses kostbaren Produktionsmittels zu bedienen. Ihr Papier müssen sie allerdings selber mitbringen. Es ist zwar knapp, aber auf Autoren-Bezugsschein bekommt jeder den Teil, den er unbedingt braucht.

Der Schriftstellerverband der DRV hat etwas über dreihundert Mitglieder; er gehört korporativ einer umfassenden gewerkschaftlichen Organisation der Kulturschaffenden und Intellektuellen an.

Xuan Dieu, einer der bekanntesten Autoren des demokratischen Vietnam, und Dao Vu, Sekretär des Verbandes, begrüßen mich. „Was gibt es Neues in der westdeutschen Literatur?“ fragen sie mich. Ich berichte vom Hamburger Schriftstellerkongreß. „Auf dem sich die Teilnehmer mit der großen Vietnamdemonstration solidarisiert haben!“ ergänzt Dao Vu. „Wir haben Euer Telegramm in unserer Verbandszeitschrift abgedruckt, und auch *Nhan Dhan* hat darüber berichtet.“ Meine Gesprächspartner sind über die Solidaritätsaktionen ihrer westdeutschen Kollegen ausgezeichnet informiert. Sie wissen von Heinrich Bölls Aufforderung an Willi Brandt, sich von Nixons Völkermordpolitik zu distanzieren, und sie kennen die Namen der Künstler und Autoren, die mit ihrem Werk für die Sache Vietnams Partei ergriffen haben: die Gedichte Erich Frieds, die Lieder Dieter Süverkrüps, der Vietnamzyklus von Carlo Schellemann, die Stellungnahmen Martin Walsers, der Vietnam-Diskurs und die Kultur-Notizen von Peter Weiss.

Peter Weiss wurde auf dem Schriftstellerkongreß 1972 zum Ehrenmitglied des vietnamesischen Verbandes gewählt, zusammen mit Sara Lidman, Konstantin Simonow und Kurt und Jeanne Stern.

Xuan Dieu bemerkt, daß der internationale Charakter der Literatur offensichtlich überall auf der Welt zunimmt. Der Aufschwung der vietnamesischen Dichtung in den letzten zehn Jahren sei ohne die Einflüsse von außen schwer denkbar. Er selber habe viel von Brecht und Majakowski gelernt, nicht in den einzelnen Formulierungen, aber in der ganzen dichterischen Haltung und in der Arbeitsmethode. Für das kommende Jahr plant der Vietnamesische Schriftstellerverband eine umfassende Dokumentation über die Solidarität der Weltliteratur. Bisher,

so berichtet Xuan Dieu, seien bereits Zeugnisse aus mehr als siebzig Ländern zusammengekommen, und ein Ende sei überhaupt nicht abzusehen. Hat nicht das Vietnamthema die westdeutsche Literaturentwicklung aus ihrer provinziellen Enge mit herausgeführt und wesentlich zur Aktivierung der demokratischen und sozialistischen Elemente beigetragen? Ich frage Xuan Dieu nach „In den Arbeiten, die wir kennen“, antwortet er vorsichtig, aber freimütig, „überwiegt nach unserer Meinung zu sehr die Mitleidshaltung. Es fehlt oft die Ermutigung zum eigenen Kampf. Aber das ist eher eine generelle Kritik, die wir an der ausländischen Literatur üben. Wir in Vietnam sind gezwungen, alles von den Bedürfnissen unseres Kampfes aus zu beurteilen. Darum bedeutet uns auch Brecht sehr viel!“

Ob denn Brecht ins Vietnamesische übersetzt sei, möchte ich wissen. Dao Vu berichtet: „Vor ein paar Tagen hat unser Verband zusammen mit dem Verband der Theaterschaffenden eine Feierstunde zu Bertolt Brechts 75. Geburtstag veranstaltet, und wir hatten mehr als achthundert Besucher. In den letzten Jahren sind hier in Hanoi trotz des Bombenkrieges *Mutter Courage*, *Der gute Mensch von Sezuan*, *Der Kaukasische Kreidekreis*, *Die Gewehre der Frau Carrar* und *Furcht und Elend des Dritten Reiches* aufgeführt worden. Kürzlich ist sogar das *Kleine Organon* in einer Buchausgabe erschienen. Wir messen dieser Schrift eine besondere Bedeutung zu. Belehrung und Unterhaltung standen auf unseren Bühnen oft auf Kriegsfuß miteinander, wir haben auf der einen Seite das ernste Cheo-Theater und auf der anderen Seite das volkstümliche Rung-Theater. Brecht soll uns helfen, beides besser in Einklang zu bringen. Wir bemühen uns, die dialektische Methode bei uns einzuführen, damit sich auf unseren Bühnen ein neues Geschichtsbild durchsetzt: statt ewiger Wiederkehr des Gleichen Darstellung der Veränderbarkeit. Brechts Stücke, von denen einige der besten in Asien spielen, sind unserer Meinung nach dafür besonders gut geeignet.“ Ich frage meine Gastgeber nach anderen deutschen Autoren, die ins Vietnamesische übersetzt sind. „Unsere Kapazität ist durch den Mangel an Papier und Maschinen natürlich ziemlich eingeschränkt. Trotzdem haben wir zum Beispiel mitten im Kriege zwei Auflagen des *Wilhelm Tell* mit je fünftausend Exemplaren herausgebracht, und beide waren binnen vierzehn Tagen vergriffen. Bei uns sind Bücher billig, sie sind keine profitbringenden Waren, sondern Lehrmittel für die Massen. Der Staat und die Gewerkschaften übernehmen darum die Herstellungskosten. Andere Werke, die bei uns in den letzten Jahren erscheinen konnten, sind: Schillers *Kabale und Liebe*, Goethes *Faust*, Grimms *Märchen*, Kleists *Michael Kohlhaas*, Anna Seghers *Romane* „Das siebte Kreuz“ und „Die Toten bleiben jung“, Bruno Apitz’ „Nackt unter Wölfen“. Zu Heines 175. Geburtstag im letzten Dezember sind bei uns zwei Ausgaben herausgekommen, „Deutschland ein Wintermärchen“ und ein Band mit Gedichten.“

An der Übersetzung der Gedichte haben alle bedeutenden Autoren der DRV mitgearbeitet. Von Xuan Dieu stammt die vietnamesische Version der *Lorelei*, Dao Vu hat mehrere Balladen beigesteuert.

Xuan Dieu und Dao Vu führen mich durch ihre Bibliothek. In der ausländischen Abteilung sind die zeitgenössischen Autoren der DDR gut vertreten. Die westdeutsche Literatur fehlt mit einer Ausnahme: Günter Grass. Sein Werk wurde dem vietnamesischen Verband vom französischen Außenministerium geschenkt. „Wir brauchen mehr Bücher von westdeutschen Autoren, vor allem die fortschrittlichen“, bemerkt Dao Vu. „Nur so können sich unsere Studenten ein wirkliches Bild von der Situation in der kapitalistischen Welt machen.“ Xuan Dieu ergänzt: „Auch die Klassiker, Goethe, Schiller, Heine, Hölderlin und Kleist, fehlen oder sind zu wenig vertreten. Am besten können wir sie in französischer Sprache gebrauchen; viele der Gebildeten können sie zumindest lesen. Wie wäre es, wenn Ihre Kollegen uns bei der Zusammenstellung der Bibliothek helfen könnten?“ Ich verspreche meinen Freunden, diese Bitte an den westdeutschen Schriftstellerverband weiterzugeben, und frage sie nach weiteren Vorschlägen. „Am wichtigsten“, antwortet Xuan Dieu, „ist für uns die Solidarität, die ihren Ausdruck im literarischen und künstlerischen Werk findet. Das wiegt schwerer als jede materielle Hilfeleistung. An der Schaffung der antiimperialistischen Front, die sich auf der ganzen Welt um unser Volk geschart hat, haben die Schriftsteller überall einen großen Anteil gehabt. Auch jetzt, wo es gilt, den Frieden zu festigen, brauchen wir jedes Gedicht, jedes Lied, jedes Theaterstück.“ Dao Vu ergänzt: „Aber wenn sie uns unbedingt praktisch helfen wollen: In ihrem Lande gibt es ausgezeichnete Schreibmaschinen, solche mit Kugelköpfen, die auch für unsere komplizierte Schrift verwendbar ist. Einige davon könnten wir bei uns gut gebrauchen. Sehen Sie, unsere Verbandsmaschine wird jetzt regelmäßig von über siebzig Autoren benutzt. Und wenn Ihre Kollegen partout noch mehr für uns tun wollen: schenken Sie uns ein Mikrophon. Die meisten von uns sind Marktplatz-Dichter, sie rezitieren ihre Texte meistens auf der Straße, vor Betrieben und Produktionsgenossenschaften. Da kann ein Mikrophon manchmal wahre Wunder wirken!“

Meine Gastgeber sind echte Denkmäler der Bescheidenheit. Es dauert lange, bis ich sie bewegen kann, etwas über ihre eigene Arbeit zu berichten. Dao Vu — übrigens der einzige, dem ich in Vietnam begegnet bin, dessen Körperformat größer als meine ist — ist 35 Jahre alt und das, was man in der DDR einen „schreibenden Arbeiter“ nennen würde. Er hat zehn Jahre im Bergbau gearbeitet und sich 1964 freiwillig zur Armee gemeldet. Er wurde zweimal verwundet und viermal militärisch ausgezeichnet. Seit 1970 ist er ausschließlich schriftstellerisch tätig. Er hat seither mehrere Gedichtbände veröffentlicht, aber bekannter sind seine Reportagen: aus unterirdischen Fabriken, von der Front im Süden und von der Flugabwehr. Sie sind in vielen Zeitungen erschienen und Gegenstand öffentlicher Diskussionen.

Xuan Dieu ist eine ganze Generation älter. Er wurde 1911 in der Provinz Nhe Anh geboren, aus der auch Ho Chi Minh stammt. Er sieht aus wie ein Dichter alter Prägung: sein schwarzes Haar ist von kräftigen grauen Strähnen durchsetzt, hinter dicken Brillengläsern flackern unruhige Augen, seine Haut im Gesicht ist so dünn, als könnte der Wind hindurchblasen. Er wurde, erzählt er,

„nicht als Revolutionär geboren. Früher habe ich romantische Verse geschrieben, über die Schönheit der Natur, über die Liebe, den Tod und die Allmacht des Schicksals. Ich schrieb meine Gedichte auf seidene Tapeten und lief wie ein Mönch umher, in langen weißen Gewändern. Die Wende kam 1945. Plötzlich schrieb ich einen Lobgesang auf die Rote Fahne. Die Partei rief mich und beauftragte mich, einen gereimten Aufruf zur Wahl der Nationalversammlung zu verfassen. 1947 entstand ein Epos über den Kampf unseres Volkes gegen den Kolonialismus. Was ich seither geschaffen habe, folgt dem Atem der Revolution. Ich will nicht sagen, daß ein Dichter alle Themen dem Kalender unserer Revolution entnehmen muß, aber er muß von ihrem Geist durchdrungen sein.“

Mehrere Jahre war ich bei den kämpfenden Truppen. Das änderte mein Leben und meine Dichtung. Es genügt nicht mehr, programmatische Erklärungen in Gedichtform zu veröffentlichen. Ich bekam Kontakt zu den Massen des Volkes. Sie trugen unseren Soldaten die Verpflegung und die Munition zu, ernteten nachts auf den Feldern, plagten sich in den primitiven Fabriken ab. Zusammen mit meinem Freund Huy Can — wir hießen überall die „Zwillinge der Poesie“ — schrieb ich Reportagen, Erzählungen und Skizzen aus dem Alltag des Volkes. Wir entdeckten den neuen Helden, den Bauern, der seine Familie vor dem Angriff der Franzosen in Sicherheit bringt, den Arbeiter im Bergwerk, die Lehrerin, die der Dorfbevölkerung das Einmaleins beibringt.

Später habe ich wieder mehr Gedichte veröffentlicht. Seit 1960 sind von mir sechs Gedichtbände erschienen. Sie stehen unter dem Leitmotiv: das Persönliche und das Allgemeine. Es geht mir darum, die Erfordernisse unseres Kampfes in Einklang zu bringen mit den persönlichen Träumen, Sehnsüchten und Hoffnungen der Menschen. Ich sage: in Einklang bringen, nicht, wie bei uns manchmal zu hören ist, die persönlichen Bedürfnisse zugunsten der großen Sache zu unterdrücken. Nur wer die ganze Kraft und Vielfalt seiner Persönlichkeit mit in die Wagschale wirft, ist ein guter Kämpfer gegen den Imperialismus.“

Bleibt die Frage nach der generellen Rolle der Literatur. Dao Vu berichtet: „Neben den dreihundert Autoren, die im Verband organisiert sind, gibt es in der DRV über zehntausend Amateurschriftsteller, schreibende Bauern, Soldaten und Arbeiter. Die Armee veranstaltet Jahr für Jahr einen eigenen literarischen Wettbewerb; am letzten haben sich über zweitausend Landsleute mit eigenen Beiträgen daran beteiligt, vom einfachen Lied bis zur mehrteiligen Versnovelle. Allgemein überwiegen bei uns politische Gedichte und Kurzgeschichten, auch deshalb, weil aufgrund der Papierknappheit ein großer Teil der Dichtung nur mündlich verbreitet werden kann. Unser Rundfunk bringt jeden Tag eine volle Stunde neue Literatur, und diese Sendung zählt zu unseren beliebtesten.“ Xuan Dieu fügt hinzu: „Für uns ist die Literatur immer eine Waffe, nicht unbedingt eine Waffe, um damit Flugzeuge abzuschießen. Aber unsere Leser stellen dieselben Anforderungen. So wie sie ihren Waffen vertrauen, wollen sie der Aussage eines Buches vertrauen. Es soll sie stärken, ihnen Kraft geben und neue Einsichten vermitteln. Das kann gewiß zu gelegentlichen Verengungen führen, aber jetzt, da wir den Frieden erobert haben, wird der Raum größer für unsere Phan-

tasie. Wir können jetzt beginnen, unserem Volk den ganzen Reichtum unserer Kultur zu erschließen.“

Als ich mich von meinen Freunden verabschiedete, fällt mein Blick auf zwei Porträts, die im kahlen Empfangsraum hängen. Das eine ist das vertraute Bild des vietnamesischen Nationalhelden Nguyen Van Troi, eine Fotografie, die mich fortwährend an das Märtyrerbild des Hamburger Widerstandskämpfers Fiete Schulze erinnert. Nach dem anderen Bild muß ich fragen. „Sie kennen ihn nicht? Es ist Morrison, der junge Amerikaner, der sich aus Protest gegen den Vietnamkrieg auf den Stufen des Kapitols verbrannt hat. Bei uns kennt ihn jedes Kind. Wenn Van Troi unser nationaler Held ist, dann ist Morrison sein internationaler Zwillingsbruder.“

Realismus-Diskussion im Werkkreis

Im Oktober 1972 veranstaltete der WERKKREIS LITERATUR DER ARBEITSWELT im Springener Schulungsheim der IG Druck und Papier das zweite Herbstseminar, und zwar unter dem Thema „Realistisch schreiben“. Die Ergebnisse hat der Werkkreis inzwischen in einer Broschüre veröffentlicht („Realistisch schreiben“, Springener Protokolle und Materialien, zu beziehen durch: Werkkreis, 5 Köln, Postf. 180 227). Auf welche Weise diese Ergebnisse in drei Arbeitsgruppen entstanden sind, soll mit den folgenden Auszügen aus dem Tonbandprotokoll der Arbeitsgruppe 2 dokumentiert werden.

Die Arbeitsgruppe 2 hatte das Thema „Was ist Realismus und realistisch schreiben?“. Als Diskussionsvorlage diente Margot Schröders Text „Ich stehe meine Frau“ (enthalten in der Springener Broschüre, siehe oben, und im 2. Band der Werkkreis-Reihe „Liebe Kollegin“, Fischer Taschenbuchverlag), ferner Brechts Definitionen von „realistisch“ und „volkstümlich“ (Gesammelte Werke, Bd. 19, S. 324—326). Wolfgang Röhner

H. H.: Ich würde also diese Begriffe etwa nehmen: Einmal die realistische Erfassung der Wirklichkeit. Zweitens die realistische oder reale Phantasie. Drittens die mögliche Phantasie, wie Du sie beschrieben hast unter dem Gesichtspunkt der Veränderbarkeit. Und als vierten Gesichtspunkt eine realistische Einplanung der Aufnahme des Kunstwerkes. Das heißt also, daß ich als Autor die Aufgabe hätte, wenn ich letztlich auch ein realistischer Autor sein will, daß ich die Spanne zwischen beschriebener Realität und möglicher Realität, daß ich die realistisch einschätze. Daß ich zum Beispiel nicht meinetwegen so einen „sozialistischen“ Schluß da mache, obwohl das Klassenbewußtsein der Arbeiter erst auf so einem kleinen Stand ist, wo das als völlig lächerlich empfunden wird. Daß also diese Spanne zwischen beschriebener Realität und Perspektive realistisch ist. (. . .)

H. B.: Ich würde Deine vier Punkte zu abstrakt finden, weil Du alle vier Punkte, die Du aufgezählt hast, wiederum neu definieren und belegen müßtest. Das wäre einfach für unsere Bedürfnisse, für die Bedürfnisse der Werkstatt viel zu kompliziert. Ich würde darum dafür plädieren einfach zu sagen, daß Realismus das ist, wenn sich der Arbeiter oder der Lohnabhängige in diesen Texten wiedererkennen kann, mit diesen Texten identifizieren kann.

W. R.: Ich will noch mal auf ein ganz wichtiges Moment zurückgehen, was zuerst von Horst genauer angesprochen worden ist als Frage, und jetzt noch einmal von R. als Parteilichkeit im gewerkschaftlichen Kampf, im alltäglichen Kampf um Verkürzung der Arbeitszeit zum Beispiel oder um mehr Pausen. Du Horst, hast vorhin gesagt: man weiß

nicht, wegen seiner bürgerlichen Erziehung und Beeinflussung und der Indoktrination von den Massenmedien und so weiter, was realistisch ist.

H. Bu.: Die herrschende Ideologie ist die der herrschenden Klasse.

W. R.: Ist klar. Aber nun, mein ich, ist die Arbeiterklasse trotz aller Versuche des Kapitals, sie zu integrieren in die pluralistische Gesellschaft, in die Wohlstandsgesellschaft, in die Partnerschaftsabhängigkeit mit dem Kapital, doch nicht völlig diesem Einfluß erlegen. Und es gibt tatsächlich ein proletarisches Bewußtsein, ein Bewußtsein, das sich der Ausbeutungssituation, in der der Arbeiter sich befindet, bewußt ist. Das ist mehr oder weniger vorhanden, Du siehst das an den Streiks, seit '67 siehst Du das immer mehr. Ich wollte damit jetzt sagen, daß es tatsächlich eine Möglichkeit gibt, einen Standpunkt — Du hattest damit nämlich die Standpunkt-Frage angeschnitten — von dem aus man die Realität erkennen kann. Und zwar die Realität, die für die Mehrheit der Bevölkerung gültig ist. Das hat Margot Schröder mal als Einschätzung des Sonderinfos geschrieben: Es gibt zwei Realitäten. Einmal die Realität des Unternehmers, der zum Beispiel den Umweltschutz als Profitminderung sieht. Und auf der anderen Seite eben die Mehrheit der Bevölkerung, die den Umweltschutz als Notwendigkeit, als Überlebenschance erkämpfen muß. Es gibt tatsächlich eben eine Verbindung zwischen dem Standpunkt, von wo aus Du die Realität betrachtest — nämlich vom Standpunkt der Mehrheit der Bevölkerung, der Arbeiter und Angestellten — und der Parteilichkeit. Daß Du auch in der dritten Ebene der Realität, der erwünschten Realität, ganz klar die Parteilichkeit — wie sie Rainer gerade ganz gut dargestellt hat — mit einbeziehst. Parteilichkeit für Dich selbst, das heißt also: für die arbeitende Klasse.

H. Bu.: Nein nein, nicht allgemein für die arbeitende Klasse, das heißt Parteilichkeit nicht.

W. R.: Das ist ein Mißverständnis, wenn man den Begriff Parteilichkeit so versteht, daß er gleichlautend ist mit der Mitgliedschaft in einer Partei.

Die anderen: Ist nicht gleich! Ist ein Unterschied.

J. K.: Das hieße parteipolitisch, das andere ist parteilich.

H. Bu.: Lenin hat doch unter Parteilichkeit auf jeden Fall eine Parteizugehörigkeit verstanden.

Die anderen: Nein! Auf keinen Fall!

W. R.: Parteinaahme für die Arbeiterklasse heißt das für uns.

H. B.: Das meint Lenin: es gibt zwei Parteien, die Kapitalisten und wir, die Proleten. Und die eine Partei sind wir hier. Und das ist die Parteilichkeit, die Wolfgang meint.

E. S.: Parteilichkeit heißt ja nichts anderes als Einnehmen des Klassenstandpunktes.

Die anderen: Genau! Ja!

R. H.: Wobei Du Dir nicht immer im klaren bist, daß das ein Klassenstandpunkt sein muß.

L. R.: Also ich möchte zunächst erstmal darauf antworten, was Du eben sagst: daß man sich beziehen muß auf den Standpunkt der Mehrheit. Das ist unrealistisch. Der Standpunkt, den wir einnehmen, der ist in der Mehrheit durchaus noch nicht vertretbar. Darum ist es unsere Aufgabe, unseren Standpunkt zu verallgemeinern. In der Weise, wie es in dieser Kurzgeschichte von Margot wahrscheinlich nicht anders hat geschildert werden können, das erscheint mir wesentlich, fehlt die Motivation. Wir können eine Bewußtseinsveränderung nicht darstellen, ohne gleichzeitig darzustellen das Interesse an der Veränderung der Vorfälle, die Bewußtsein hervorgerufen haben. Wenn sie zum Beispiel so geschrieben hätte: Das Unwohlgefühl in solch einer Arbeitssituation ist bei jedem da, aber es ist wahrscheinlich insofern nicht bewußt, daß ja immer bei einem „Versagen“ ein gewisses Schuldgefühl vorhanden ist. Daraus resultiert dann: der andere schafft das, der andere bringt die Leistung, Du mußt das auch bringen. Also er wagt gar nicht einzustehen, daß er nicht mehr mitkommt. Wenn ich aber jetzt darstelle, wie eine Frau zum Beispiel durch Überlastung im Betrieb und natürlich zusätzlich im Haushalt, was ja auch sehr oft ist, Schwächeanfälle erleidet, daß sie krank ist, daß sie, trotzdem sie sich nicht

gut fühlt, zur Arbeit kommt und so weiter — wenn ich solche Vorfälle bringe, und die handelnde Person geht dann immer wieder hin zu den einzelnen Kollegen und sagt: Siehst Du, wie's Dir geht, so geht's uns ja allen. Und darauf müssen wir hinweisen, und zwar so, daß sich das dann logisch entwickelt, nicht wahr, daß ich dann aufgrund solcher Logik zu einer Übereinstimmung kommen kann. Aber nicht ohne weiteres nur weil ich die Meinung habe: Also das können wir ändern und bitte schließt Euch meiner Meinung an. So kommtt unmöglich was zustande, nicht. Und das ist sehr wichtig, das einzufügen, wie das Mardhwitz in seinem Buch macht, das wir zugeschickt bekommen haben, „Schlacht vor Kohle“. Das ist da sehr gut aufgezeigt, er geht von einzelnen individuellen Erfahrungen aus und steigert das dann, wie im Drama erzeugt er Entsetzen und Mitleid. Und das ist so ungeheuer spannend gemacht. Und das ist durchaus logisch, daß nach diesem Grubenbrand etwas geschehen muß, daß der Mensch dann endgültig bewußt wurde. Nicht wahr, so müßte man das aufbauen, daß die Einzelschicksale dargestellt werden und durch die Gleichheit der Schicksale, die Gleichheit der daraus resultierenden Interessen, sich das gemeinsame Bewußtsein entwickelt und die gemeinsame Handlung dann zustande kommt.

W. R.: Solidarität, nicht?

L. R.: Ja. Und das muß aufgebaut werden.

L. R.: Ich wäre dankbar, wenn mal jemand dagegen spricht.

E. S.: Das ist schon alles richtig, ich glaube, wir sind uns schon einig in dieser Frage. Wenn wir sagen, daß wir die Interessen und die Meinung der Mehrheit ausdrücken in unseren Texten, so heißt das nicht, daß das schon die offensichtliche Meinung ist. Aber wir sind doch überzeugt, daß wir bei den Interessen der Mehrheit anknüpfen und sie mit unseren Texten vertreten. Und wir müssen solche Wege finden, solche Vorfälle finden, wo wir zeigen können, daß es gemeinsame Interessen sind, nicht. Und insofern sind wir nicht eine Minderheit, das ist gefährlich zu sagen. Wir sind nicht in der Minderheit, wir gehören durch die Klassenzugehörigkeit zu der großen Mehrheit. Und man darf sich nicht davon jetzt einschüchtern lassen, daß das Bewußtsein der ganzen Klasse nicht auf einem gleichen Standpunkt ist. Aber sonst ist alles richtig, was Du gesagt hast.

L. R.: Ja, aber die Bereitschaft, die Bereitschaft ist noch nicht so allgemein vorhanden. Und das meinte ich eigentlich vorhin.

E. S.: Vorhin hast Du den Brecht vorgelesen und hast gesagt, und auch Manfred hat es gesagt, daß wir uns nicht mit so abstrakten Begriffen abgeben sollen. Was Du von Brecht gesagt hast über die Weite und Vielfalt und so weiter — das betrifft ja den Realismus als Ziel gesehen, während wir hier die ganze Zeit reden über den Realismus als Methode. Und ich glaube, wir müssen das systematisch sehr klar auseinanderhalten. Das ist sozusagen wie in der Mathematik eben ein Koordinatensystem: Da ist ein Parameter, der sozusagen das beschreibt, was die Methode des Realismus ist, nicht. Auf der einen Koordinate liegen diese drei Ebenen, die ich genannt habe (tatsächliche, mögliche, erwünschte Realität). Auf der anderen Koordinate, oder vielleicht sind es noch mehr, liegen andere Begriffe wie etwa die Frage der Standpunktes, also Realität des Unternehmers, Realität der Bevölkerung. Das ist ja auch zu fragen, wie man diese Realität methodisch in den Griff bekommt. Und da ist eine andere Realität sozusagen gefragt als da, wo wir sprechen von der tatsächlichen, möglichen und erwünschten Realität. Und das gehört, etwa Realität des Unternehmers — Realität der Bevölkerung, in jeden dieser drei anderen Begriffe hinein, nicht. Sowohl bei der tatsächlichen Realität gibt es da drin wieder eine Realität des Unternehmers und eine der Mehrheit, und auch bei der erwünschten und auch bei der möglichen. Ich meine, das kann man also nicht gegeneinander setzen, sondern wir müssen es zusammen in Beziehung setzen. Und im Zusammenhang damit steht noch, daß Du gesagt hast, Manfred, daß wir durch Beschreibung der komplexen tatsächlichen Realität zur erwünschten kommen. Das hast Du vorhin so etwa gesagt, in bezug auf die Geschichte von der Margot: da fehlen die Gegenmaßnahmen der Unternehmer, oder so.

M. S.: Mhm.

E. S.: Das ist unter Umständen eine richtige Feststellung in bezug auf diese Geschichte, daß man sagt, das ist nur ein Ausschnitt der tatsächlichen Realität. Wenn die Unternehmer-Realität, dieser andere Ausschnitt, mit drin wäre, dann wär das Bild komplexer. Aber ich glaub nicht, daß sich daraus schon notwendig dann auch das ergäbe, was am Ende der Auseinandersetzungen zu stehen hat.

M. S.: Nee, nee.

E. S.: Hab' ich Dich falsch interpretiert? Dann sag's doch nochmal.

M. S.: So einfach hab ich's also nicht gemeint, daß man da nur die andre Hälfte dransetzen muß. Ich wollte auf diese widersprüchliche Einheit von Wesen und Erscheinung raus. Und das Wesen, das eben tatsächlich die Realität ausmacht, das Wesen einer Sache setzt eben nicht nur die Beschreibung der Oberfläche voraus, sondern auch die rationale Durchdringung, eben das Erkennen der Strukturen. Und wenn man das erkannt hat, das tatsächliche Kräftespiel, dann erkennt man auch die Richtung der Bewegung und damit ist also auch das Ziel, das mögliche Ziel mit in die Realität eingeschlossen.

E. S.: Du meinst also, es müßte durch eine wirklich realistische Beschreibung schon herauskommen, daß die Tendenz der Auseinandersetzung, der Klassenauseinandersetzung, dahin führt, daß der Kapitalismus überwunden wird und der Sozialismus an seine Stelle tritt. Und das ist natürlich, kann man sagen prinzipiell richtig —

R. H.: Das muß aber erst erarbeitet werden.

E. S.: — aber an uns eine ungeheuer hohe und harte Forderung.

G. K.: Eben. Aber notwendig.

E. S.: Ich meine, wir sollten das auch mit aufnehmen in die Überlegungen.

M. S.: Die Realität ist ja in der möglichen Zukunft, die liegt ja in den Komponenten der Gegenwart begründet. Es gibt ja keine Zukunft, die man nicht aus den Bestandteilen und der Entwicklungsrichtung der Gegenwart als Realität erkennen könnte.

E. S.: Aber das ist wirklich das Schwerste und Größte ... Ich weiß nicht, ob man das überhaupt in den kurzen Formen so machen kann, das ist dann wirkliche Meisterschaft, wenn das gelingt. In einem Roman wohl eher.

(...)

R. C.: Ich habe eben Deine Formulierungen, wie ich sie so verstanden habe, versucht ein bißchen umzuschreiben mit einfachen Worten, und ich glaube, das vergröbert nicht mal. Ich habe hier drei Dimensionen. Wie man die erste Realität nennen könnte: Einfach wie es ist. Das heißt die Spielarten des Kapitalismus aufzeigen, nämlich die Ausbeutung, der wir täglich begegnen. Also Spielarten des Kapitalismus, oder wie es einfach ist, beispielsweise im Betrieb. Die zweite Dimension hieße: Die Strategie, also vom Realismusbegriff her die Strategie der Befreiung. Das heißt Möglichkeiten aufzeigen zur Überwindung des Tages, zur Überwindung der Gegenwart innerhalb und außerhalb des Betriebes.

H. Bi.: Kannst Du nicht einen einfachen Satz daraus machen?

R. C.: Ja. Möglichkeiten aufzeigen zur Überwindung der Gegenwart, das heißt: wie — H. Bi.: Wie es sein könnte.

R. C.: Ja. Wie konkret ich jetzt arbeite, um diese Gegenwart, die Scheiße, die im Betrieb ist, die ich wegradieren will, wie ich die wegbekomme. Einfach zur Strategie der Befreiung, das heißt also: wie man da arbeitet, um sich zu befreien. Und zur dritten Dimension: Es wären also Möglichkeiten aufzuzeigen im Schreiben, wie es sein könnte, ja. Und ich meine, dann kommen wir von den Realismus-Begriffen da ein bißchen runter. (...) Das heißt nichts anderes als das, was Liselotte gesagt hat: daß Geschehnisse, Ereignisse auf den Menschen einwirken und sein Bewußtsein verändern und er aus diesem Bewußtsein heraus anders agieren wird, sich anders verhalten wird. Also ein Prozeß in ihm stattgefunden hat, der wiederum dem Gesamtprozeß als Bewegkraft dient. Das heißt die Widersprüche, die gelösten Widersprüche als Prozeß, als Entwicklung auf-

zeigen. Ich weiß nicht, ob ich das ein bißchen klarer gemacht habe als die vier Punkte, die eben von einigen als sehr abstrakt empfunden worden sind.

H. Bi.: Den ersten schon, den dritten auch. Der zweite ist mir zu kompliziert.

R. C.: Ja, Strategie der Befreiung, also Möglichkeiten aufzeigen zur Überwindung dessen, was uns nicht gefällt im Betrieb. Die Scheiße im Betrieb, Möglichkeiten, wie man das ändern kann: Wo kann man drehn? Durch Solidarität einmal und so weiter und so fort.

H. Bi.: Ist klar. Ich stoße mich nur an der Formulierung.

R. C.: Ja, das wär also die mögliche Realität, wie es der Kollege vorher gesagt hat. Und dann die dritte Dimension, die die Möglichkeit aufzeigt, wie es sein könnte, wenn ...

H. Bi.: Darf ich da mal einen Vorschlag machen, ob Du damit einverstanden sein kannst? Zuerst: Wie es ist. Zweitens: Wie es sein könnte. Und als dritte Dimension: Wie es sein müßte, wie es einmal kommen muß.

R. C.: Nein die erste, wie es ist. Und dann die Möglichkeiten, wie man es ändern kann, aufzeigen.

E. S.: Also: wie es ändern, praktisch.

R. C.: Wie es ändern. Was machen wir jetzt, damit wir es ändern können. Und dann die dritte Dimension: wie es sein könnte.

H. H.: Vor allem aufzeigen, welche Veränderungen irgendwie kurzfristig möglich sind.

G. Kr.: Und in welche Richtung.

R. C.: Ich meine, wir brauchen nicht zu betonen, in welche Richtung wir das versuchen. (...)

E. S.: Also, Kollegen, für uns ist, glaub ich, jetzt noch das Problem: Wenn man sagt, wie es ändern, also zum Beispiel Mitbestimmung, da muß man gleichzeitig und nicht nachgeordnet das Ziel schon kennen.

M. S.: Ja, genau.

E. S.: Bei dieser Formulierung, so wie Du es hinstellst, ordnest Du aber systematisch jetzt das Ziel, also wie es sein könnte, nach. Und das macht uns, glaub ich, ein bißchen Schwierigkeiten.

L. R.: Ja, weil die Fragestellung vielleicht nicht richtig ist.

E. S.: Irgendwie müßte deutlich werden, daß das beides eigentlich voneinander abhängig ist.

R. C.: Ja selbstverständlich, da besteht eine Wechselwirkung auch mit dem Ersten. Zwischen allen drei Dimensionen besteht eine Wechselwirkung, die zweite ist ohne die erste nicht möglich, ist ganz klar.

G. Kl.: Und die dritte nicht ohne die zweite.

W. R.: Man darf das nicht starr, mechanisch verstehen, sondern dialektisch.

B. W.: Da war jetzt Lilo dran —

(...)

L. R.: Ich meine, wir sollten viel öfter nach dem Warum fragen. Warum ist das so? Genau wie Kinder immer, wenn sie etwas begreifen wollen, fragen: Ja, warum, warum ist das so? Weniger: Was ist das? Aber: Warum ist das? Ich weiß nicht, ob ich da richtig liege. Und ich meine, das sollte man bei der Konzeption eines Stoffes mit berücksichtigen. Und dann ist mir noch etwas aufgefallen bei einem Kollegen, der zur Zeit einen Roman schreibt — ich halte das für verantwortungslos, wenn wir ihn in dieser Manier weiter schreiben lassen — da stellt er nämlich den Helden des Bundes, der er selber ist, als fertige Person hin. Also man kann schon sagen eindimensional. Er ist also der wirklich marxistisch bewußte Mensch, und aufgrund der Vorfälle im Betrieb, nicht wahr, entwickeln sich dann Diskussionen, und seine Partner beziehungsweise Gegner haben alle einen falschen Standpunkt. Und durch Reden und durch Beeinflussung in Diskussionen entwickelt sich da plötzlich ein anderes Bewußtsein. Ich halte das für absolut unrealistisch. Und vor allen Dingen, der Held des Buches wird dadurch völlig unsympathisch, daß er anscheinend makellos, fehlerlos ist. Das kann kein Mensch vertragen.

Ich halte es für sehr sehr wichtig, daß der Held im Buch tatsächlich auch wirklich ein Mensch ist mit allen Fehlern behaftet, mit Schwächen und mit Anfechtungen, und daß die Entwicklung auch des Helden sichtbar wird. Sonst ist die Figur von vornherein nicht akzeptabel, und der Leser verliert wahrscheinlich das Interesse. Nicht wahr, das sollten wir doch weitgehend verhindern. Und daß wir doch tatsächlich auch an uns selber unsere Schwächen zeigen, unsere Anfechtungen und was damit alles zusammenhängt. Und daß wir selber zur Klarheit kommen im Laufe der Zeit aufgrund der Vorfälle, aufgrund der Dinge, die wir schildern. Ich habe immer wieder festgestellt in Diskussionen, wenn man mit einer fix und fertigen Figur ankommt, wird gesagt: Ja, haben Sie denn alleine das Rezept, das alleinseligmachende Rezept? Von vornherein geht der Vorhang zu. Ich komme mit anderen Methoden viel besser an den Menschen ran.

P. N.: Ja, wenn Leute nun sech- bis siebenmal ihre Arbeitsstelle verlieren, dann müsste man ja beim Helden immer bei der Kindheit anfangen, sicher. Ich hab zum Beispiel sechsmal in meinem Leben meine Arbeitsstelle durch meine Motzerei verloren.

L. R.: Und darum ist ja die Frage nach dem Warum berechtigt: Warum ist das so? Und dazu gehört eben, was auch erwähnt wurde, daß ich die Gegenseite darstelle, die Argumente der Gegenseite ins Spiel bringe und dann durchleuchte, nicht wahr, wie fadenscheinig diese Argumente aufgebaut sind, wie leicht wir die durchleuchten können und was daraus sichtbar wird. Und welche Erkenntnisse sich daraus für uns ergeben. Das ist durchaus machbar. Das kann man auch in eine Erzählung einbauen, nicht.

W. R.: Das war erstmal ein Hinweis darauf, daß man mal die formale Seite von Margot Schröders Text unter dem Gesichtspunkt des Gestaltens beurteilt. Also: Wie gestaltet Margot Schröder diese Putzfrau? Das ist doch sehr wichtig.

J. R.: Darauf wollte ich auch hinaus.

(...) Wie Lilo eben schon angesprochen hat: Den Menschen mit seinen Fehlern und Schwächen zu zeigen — auch das gehört zum realistischen Schreiben. Und das haben wir bisher überhaupt nicht angesprochen. In dem Sonderinfo steht das auch, daß wir also zum Beispiel unter keinen Umständen Gefühle oder Psychologie und Emotionen und so weiter und auch Witz und Satire und Sinnlichkeit außer acht lassen sollten.

Kollegen: Genau,

J. K.: Bisher wurde immer nur die tatsächliche Situation im Betrieb dargestellt, ohne den Menschen dahinter zu sehen.

Kollegen: Das stimmt!

J. K.: Und das ist's eben genau auch: auf den Leser oder Hörer wirkt die ganze Sache unglaublich, wenn wir nicht den Menschen auch als Menschen sehen, der eben auch Fehler hat und Schwächen.

R. C.: Joke, Du, ganz kurz: Wir haben immer von einer Entwicklung gesprochen und von einem Prozeß. Und das schließt eben Für und Wider immer ein.

J. K.: Ja, aber ich meine, das ist eben das. Wenn wir realistisch schreiben — um auf den Begriff, von dem wir ausgegangen sind, noch mal zurückzukommen — können wir nicht nur einen bloßen Tatsachenbericht bringen, sondern müssen die Entwicklung vielleicht auch der Gefühle und der ganzen Sinnlichkeit miteinbeziehen.

(Copyright bei Werkkreis, Textdienst)

Beilagenhinweis:

Auf folgende Beilagen möchten wir unsere Leser hinweisen: Werbekarte für die „Deutsche Volkszeitung“, Prospekte des Aufbau-Verlages (DDR) und des pläne-Verlages, auf den Spendenaufruf der DKP und eine Erklärung „Freiheit für Amalrik? — Freiheit wofür?“



wird noch in diesem Jahr Tageszeitung

Ich bestelle die UZ – UNSERE ZEIT – Zeitung der DKP – zum vierteljährlichen Bezugspreis von DM 6,50.

Sobald die UZ als TAGESZEITUNG erscheint, abonniere ich sie zum monatlichen Bezugspreis von DM 7.—.

Name, Vorname

Straße und Hausnummer

Unterschrift

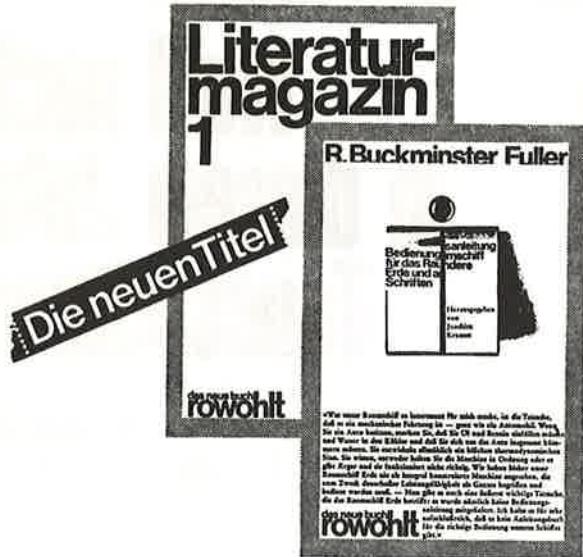
Datum

Geworben durch

Wenn Ihre Bestellung für die Tageszeitung bis zum 30. 9. 73 vorliegt, wird sie Ihnen einen Monat gratis geliefert.

Einsenden an:

DR.-WENZEL-VERLAG GMBH
41 Duisburg 12, Pothmannstraße 12



Literaturmagazin 1
Zeitschrift für literarische Praxis, Theorie und Kritik
[38 / DM 8,- / Oktober 73]
Das »Literaturmagazin« ist als Autorenzeitschrift im Buchformat konzipiert. Das erste Heft wird mit einer Kritik der Kritik beginnen. Dabei ergeben sich vor allem neue Beiträge zu Problemen des Realismus heute. Mitarbeiter sind: Jürgen Alberts, Nicolas Born, Hans Christoph Buch, Manfred Esser, Ludwig Fels, Hubert Fichte, Max von der Grün, Wolfgang Harich, Ludwig Homann, Heinz Knappe, Hartmut Lange, Gert Loschütz, Oskar Negt, Hermann Peter Piwitt, Peter Rühmkorf, Michael Schneider, Peter Schneider, Robert Wolfgang Schnell, Klaus Stiller, Karin Struck, Jürgen Theobaldy, Guntram Vesper und andere.

das neue buch
rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey

Michael Schneider
Neurose und Klassenkampf
Materialistische Kritik und Versuch einer emanzipativen Neubegründung der Psychoanalyse.
[26 / DM 10,-]

Hartmut Lange
Die Revolution als Geisterschiff
Massenemanzipation und Kunst
[36 / DM 8,-]

Renate Rasp
Chinchilla
Leitfaden zur praktischen Ausübung
[39 / DM 6,-]

Rolf Hochhuth
Lysistrata und die Nato
Komödie
[46 / DM 7,- / Oktober 73]

Klaus Staech
Die Reichen müssen noch reicher werden
Politische Plakate
[40 / DM 10,- / November 73]

Thomas Pynchon
Die Versteigerung von № 49
Roman
[42 / DM 8,- / November 73]

Maurice Godelier
Anthropologie und Ökonomie
Kritische Analyse zum Begriff der sozialen Struktur primitiver Gesellschaften
[43 / DM 10,- / November 73]

Gustav von Wangenheim
Da liegt der Hund begraben und andere Stücke
Mit einem ausführlichen Kommentar des Autors
[44 / DM 8,- / Dezember 73]

John Berger
Picasso
Aufstieg und Fall
[45 / ca. DM 8,- / Dezember 73]

Studienliteratur. Wissenschaftliche Informationen zu Taschenbuch-Preisen.

Norbert Dittmar
Soziolinguistik
408 Seiten, DM 14.80 (FAT 2013)

Wolfgang Klein/
Dieter Wunderlich (Hg.)
Aspekte der Soziolinguistik
340 Seiten, DM 9.80 (FAT 2017)

Helen Leuninger/Max H. Miller/
Frank Müller
Psycholinguistik
Ein Forschungsbericht
244 Seiten, DM 8.80 (FAT 2018)

Diese Titel sind gleichzeitig in einer Leinenausgabe im Athenäum Verlag, Frankfurt, erhältlich.

Weitere Titel bieten wir in den folgenden Fachbereichen an:

Erziehungswissenschaft,
Sozialwissenschaften,
Wirtschaftswissenschaft,
Rechtswissenschaft und
Grundlagenforschung.

Ausführliche Verzeichnisse erhalten Sie in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim Verlag.

Udo Gerdes/Gerhard Spellerberg
Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch
Grammatischer Grundkurs zur Einführung und Textlektüre
178 Seiten, DM 7.80 (FAT 2008)

Ekkehard König/
Lienhard Legenhausen
Englische Syntax 1
Komplexe Sätze
120 Seiten, DM 7.80 (FAT 2009)

Ekkehard König
Englische Syntax 2
Die Struktur des einfachen Satzes
120 Seiten, DM 7.80 (FAT 2048)

Gerhard Nickel
Reader zur kontrastiven Linguistik
186 Seiten, DM 9.80 (FAT 2010)

Karl-Dieter Bünting
Einführung in die Linguistik
220 Seiten, DM 8.80 (FAT 2011)

Athenäum Fischer
Taschenbuch Verlag
6 Frankfurt am Main
Postfach 2829

Deutsche Volkszeitung

ein
demokratisches
Wochenblatt -
unentbehrlich
für
den
kritischen
Zeitgenossen

Probeexemplare unverbindlich und kostenlos durch
MONITOR-VERLAG GmbH, 4 Düsseldorf, Oststr. 154,
Postfach 5707 — Anforderungskarten liegen dieser
Ausgabe bei —

Spannung.
Engagement.
Kritik.
Vergnügen.

AutorenEdition:

AutorenEdition
Uwe Wandrey
Lehrzeit-
geschriften

AutorenEdition
Gisela Elsner
Herr Leiseltzheim
und weitere
Versuche,
die Wirklichkeit
zu bewegen.

AutorenEdition
Richard Hey
Ein Mord
am Lietzensee.
Roman

AutorenEdition
Christian Geissler
Das Brot
mit der Feile.
Roman

AutorenEdition
Gerd Fuchs
Beringer und
die lange Wut.
Roman

Das sind Lehrzeit-
berichte, die kein
Meister unterschreiben
dürfte. Dass sind
Geschichten von Arbeit
und Arbeitern —
aus der Sicht eines
Betrachters aus der
Sicht eines Menschen,
dem Arbeit mehr ist
als ein literarischer
Gegenstand.
100 Seiten, 10 DM

Es sind keine sozio-
ökonomischen Glücksfälle,
sondern realen Szenarien,
die Gisela Elsner hier
schildert. Eine
Verbindung zwischen
Unternehmern und
Unternehmenden,
die zweitlichtige Lage
der Arni Brün, die
Mutterabholung, eine
mißglückte Abtreibung
und Leiseltzheims
zeitgenössige Menschen-
fiktion...
118 Seiten, 12 DM

Mord, Raubüberfall
und Bankenraub,
Rockerkunde und
Aversheim — die
„Zutaten“ stimmen.
Doch vor Klischees
wird gewarnt.
Richard Hey spielt mit
ihnen. Sein Krimi hat
einen doppellösen Boden.
Ca. 208 Seiten, 14 DM.

Geissler schreibt von
Leuten, die er kennt:
von Hamburger Leuten
zwischen Hafen und
Fernsehstudios,
zwischen Knast und
Autofax, von Leuten,
die sich das Leben
schräver machen, weil
ihnen das Leben schwer
genacht wird.
478 Seiten, 20 DM.

Die Geschichte eines
bürgerlichen Hafelte-
ellen, ein Entwicklungs-
roman, der spannend
und mit Witz aus der
Sicht eines Brüderlig-
tums erzählt, warum bei
uns junge Menschen
auf die Straße gehen.
Ca. 295 Seiten, 18 DM.

ROMAN RITTER (siehe KÜRBISKERN 2/73) hat zum Thema dieses Heftes aus seinen Gedichten ausgewählt, die er im Laufe der letzten Jahre geschrieben hat. Für das Gedicht NACHRUF, wenige Tage nach der Ermordung Benno Ohnesorgs (2. Juni 1967) geschrieben, hatte er einen Lyrikpreis erhalten. GODEHARD SCHRAMM (siehe KÜRBISKERN 1/73) schrieb — wie KLAUS KONJETZKY (siehe KÜRBISKERN 2/70, mit Manfred Bosch Herausgeber des bei Piper erschienenen Bandes FÜR WEN SCHREIBT DER EIGENTLICH? Gespräche mit lesenden Arbeitern) — die in diesem Heft veröffentlichten Gedichte zum Thema Realismus.

Der Roman UWE TIMMS (siehe KÜRBISKERN 1/72 und 2/69) wird in der Autorenedition bei Bertelsmann erscheinen.

HEINER DORROCH (siehe KÜRBISKERN 4/70 und 2/71). Dieser sich auf ein Tonband-Protokoll stützende Report ist Auszug aus einem umfangreichen Reportageband des Autors, der 1974 im Fischer-Verlag erscheinen wird.

HERBERT ACHTERNBUSCH, Jahrgang 1938, im Bayerischen Wald aufgewachsen, in Nürnberg und München studiert, jetzt in Gauting als freier Schriftsteller. IM TAL DES TODES ist ein Ausschnitt des Romans DER TAG WIRD KOMMEN, der Ende September bei Suhrkamp erscheint.

MANFRED BOSCH (siehe KÜRBISKERN 4/70 und 2/72); arbeitet an einem POLITISCHEN LESEBUCH (mit H.-D. Bamberg im Raith Verlag, Herbst 1973) sowie einer Analyse von Managerliteratur (für Fischer-Taschenbuchverlag); der vorliegende Auszug stammt aus einem in Arbeit befindlichen Roman.

JÜRGEN-PETER STÖSSEL (siehe KÜRBISKERN 2/70), war bis Ostern 1973 Redakteur des Arztemagazins „euromed“. Der Verleger des Magazins kündigte Stössel fristlos nach Erscheinen des Buches PSYCHOPHARMAKA — DIE VERORDNETE ANPASSUNG, Serie Piper. JP Stössel ist Mitherausgeber der „Literarischen Hefte“. Im Frühjahr 1973 erschien der Gedichtband „Friedenserklärung“ (DVA). GERM FUCHS, geboren 1932, Studium der Germanistik und Anglistik, nach dem Vorbereitungsdienst für das Lehramt an höheren Schulen und dem zweiten Staatsexamen im Frühjahr 1963 freiberuflicher Schriftsteller, später Feuilletonredakteur bei WELT, Literaturredakteur beim SPIEGEL, heute freier Autor in Hamburg. Veröffentlichungen in Funk, Presse, Zeitschriften, 1966 Erzählungsband „Landrou und andere“. (Siehe auch Besprechung von D. Ploetz des Romans „Beringer und die lange Wut“ in diesem Heft.)

GÜNTHER HERBURGERS Beitrag war 1971 geschrieben worden.

ANNA SEGHERS Rede entnehmen wir A. Seghers, Über Kunstwerk und Wirklichkeit. Die Tendenz in der reinen Kunst, Berlin 1970 (Akademie-Verlag).

FRANK BENSELER ist ordentlicher Professor für Soziologie an einer westdeutschen Hochschule, Herausgeber der Gesamtausgabe Georg Lukács. Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um ein gekürztes Kapitel aus dem vorbereiteten Roman DER KADAVERSINGER.

ELISABETH SIMONS (siehe KÜRBISKERN 1/67), Berlin, DDR, ist mit vielen publizistischen und wissenschaftlichen Beiträgen über Theorie und Geschichte der Literaturbewegung der revolutionären deutschen Arbeiterklasse hervorgetreten. Ihr Beitrag ist für das vorliegende Heft geschrieben worden.

ROMANE IM UMBRUCH — Heinrich Böll: Gruppenbild mit Dame; Martin Walser: Der Sturz; Max von der Grün: Stellenweise Glatteis; Gerd Fuchs: Beringer oder die lange Wut — wir haben diese Beispiele ausgewählt, weil sie uns für die neuesten realistischen Tendenzen charakteristisch erscheinen und auch Entwicklungen von Autoren vermitteln, die mit ihrem Werk Gesellschaft und Geschichte unseres Landes in Dimensionen der Epoche widerspiegeln. Wir sind bestrebt, der literarischen Kritik künftig verstärkte Aufmerksamkeit zu widmen.

DAGMAR PLOETZ (siehe KÜRBISKERN 1/72) ist mit M. Bosch, K. Konjetzky, J. P. Stössel, U. Timm, R. Ritter, Mitglied der „Wortgruppe München links“.

ERASMUS SCHÖFER (siehe KÜRBISKERN 2/69 und 2/72) hat KOLLEGIN ZANDER GREIFT EIN, aus dem wir einige Szenen vorstellen, als Hörspiel für WDR und HR produziert. Schöfer schreibt dazu: „Ursprünglich sollte in einem letzten Akt gezeigt werden, wie die Arbeiter selbst versuchen, den Betrieb weiterzuführen, und welche Schwierigkeiten dabei unter den herrschenden Verhältnissen auftreten“ (der Chef hat sich in die Schweiz abgesetzt. Anm. d. Red.). „Das alles aber kann nur in einem zweiten Stück gezeigt werden, weil es zu umfangreich wäre — hier wird der Ausgang der Sache, sozusagen für die Diskussion des Publikums, offen gelassen. Nun kann man sich auf den Standpunkt stellen, daß die Personen des Stückes, se, wie sie hier im Text entwickelt sind, mehr Träger bestimmter Funktionen im Stück sind als individuell geprägte Personen. Daß die Charaktere zu wenig ausgearbeitet sind. So weit dies, bei einzelnen Personen, zutrifft, halte ich das nicht unbedingt für ein Handicap — zumindest nicht für ein Publikum von „Betroffenen“. Denn für die sind die verhandelten Probleme konkret und unmittelbar anschaulich. Denkt man allerdings an das normale bürgerliche Theater und seine Gewohnheiten, könnte eine größere szenische Vielfalt, eine ausführlichere Darstellung des Lebenshintergrundes der Hauptpersonen, nützlich sein. Kurz: ich will, nachdem die Handlung des Stücks herausgearbeitet ist, noch etwas in dieser Richtung weiterarbeiten.“

PETER SCHUTTS Beitrag ist einem Reisebericht „Vietnam, dreißig Tage danach“ entnommen, der im Weltkreis-Verlag, Dortmund, erscheint (Herbst 1973).

kürbiskern. Zeitschrift für Literatur und Kritik. Verlegt von Hannes Stütz (GBR). Herausgeber: Walter Fritzsche, Friedrich Hitler, Oskar Neumann, Conrad Schuhler, Hannes Stütz. Redaktion: Walter Fritzsche, Friedrich Hitler (verantwortlich), Elvira Högemann-Ledwohn, Oskar Neumann. Erscheinungsweise vierteljährlich (März, Juni, September, Dezember), Einzelheft DM 4,80, Jahresabonnement DM 16,— zuzüglich Porto. Bestellungen über den Buchhandel oder direkt bei Verlag und Redaktion: 8 München 40, Hohenzollernstraße 144, Telefon 30 37 83. Druck: F. C. Mayer, 8 München 40, Künigundenstraße 19. © Copyright kürbiskern. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Postscheckkonto München 333 81. Deutsche Bank, Zweigstelle Kurfürstenplatz, Konto Nr. 35/00832. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Bestellungen bitte an Redaktion kürbiskern, 8 München 40, Hohenzollernstraße 144 (nicht an Verlagsanschrift).

Kürbiskern und Tendenzen

MARXISTISCHE ÄSTHETIK UND KULTURPOLITIK

Eine neue Reihe, herausgegeben von KÜRBISKERN und TENDENZEN

Moissej Kagan:

Vorlesungen über marxistisch-leninistische Ästhetik. — Das erweiterte und ergänzte Standardwerk des bekannten sowjetischen Wissenschaftlers

„Somit zeigt sich, daß das Problem der relativen Selbständigkeit der künstlerischen Entwicklung durchaus kein rein theoretisches Problem ist. Seine jeweilige Lösung dient als theoretische Begründung für die reale Tätigkeit, welche die Beziehungen zwischen dem sozialen Leben und der Bewegung der künstlerischen Kultur reguliert.“

Werner Mittenzwei:

Brechts Verhältnis zur Tradition

Der Autorarbeitet die Gegensätzlichkeit der Brechtschen Position zu der von Lukács, von Adorno und Marcuse heraus, um Brechts Erbkonzeption und die Traditionslinie seines Werkes verständlich zu machen.

Fritz Mierau:

Revolution und Lyrik

Muß sich das Gedicht mit der Rolle eines „Ornaments der Wirklichkeit“ begnügen? Mierau sucht Antworten am Beispiel der sowjetischen Lyrik der 20er und 30er Jahre. Weltverhältnis, Erbebegriff und Gedichtformen Alexander Bloks, Sergej Jessenins, Demjan Bednys, Wladimir Majakowskis, Michail Issakowskis, Alexander Twardowskijs u. a. stehen im Mittelpunkt der Untersuchung.

Kaspar Maase:

Volkspartei und Klassenkultur

Grundlagen, Konzeptionen und Perspektiven der SPD-Kulturpolitik seit Mitte der 50er Jahre.

Der Autor untersucht den Widerspruch sozialdemokratischer Kulturkonzeptionen, die einerseits kulturelle Bedürfnisse und Forderungen der Arbeiterklasse ansprechen, andererseits Teil einer systemstabilisierenden Politik sind: Die vorliegende Untersuchung läßt zukünftige Schwerpunkte des ideologischen und kulturellen Klassenkampfes in der Bundesrepublik erkennen.

Freiheit für Amalrik? Freiheit wofür?

Der Generalsekretär des westdeutschen P. E. N.-Zentrums – Thilo Koch – hat unter Freunden und Mitgliedern des P. E. N.-Clubs Unterschriften für eine Resolution mit der Forderung „Freiheit für Amalrik“ gesammelt. Mit dieser Resolution soll „gegen die Unterdrückung sowjetischer Schriftsteller“ protestiert werden. Diese Aktivität fügt sich in den Rahmen einer neuen, internationalen antisowjetischen Kampagne. Ihre Initiatoren behaupten, aus Sorge zu handeln, aus Sorge um die Politik der Entspannung und aus Sorge um die Ziele der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa.

Selbstverständlich respektieren wir alle Bemühungen, die den Frieden sicherer machen, gleichgültig, woher solche Bemühungen kommen. Geschieht das mit dieser P. E. N.-Resolution?

In Amalriks Buch „Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben?“ * heißt es: „Vor fast zehn Jahren schrieb ich eine Arbeit über die Kiever Rus‘; aus von mir unabhängigen Gründen war ich gezwungen, meine Untersuchungen der Anfänge des russischen Staates abzubrechen. Als Historiker hoffe ich nun, dadurch hundertfach entschädigt zu werden, daß ich Zeuge seines Endes werde.“ Dieses Ende soll durch einen Krieg zwischen China und der Sowjetunion zustande kommen. Amalrik empfiehlt deshalb eine Partnerschaft zwischen dem „demokratischen Amerika“ und dem maoistischen China. Er wendet sich gegen die friedliche Koexistenz zwischen der UdSSR und den USA: „Was gibt es schon Gemeinsames zwischen einem demokratischen Land mit seinem Idealismus und seinem Pragmatismus und einem Land ohne Glauben, ohne Tradition, ohne Kultur und ohne die Fähigkeit, irgend etwas richtig zu tun.“ Das „demokratische Land“ ist wohlgemerkt das Amerika des Vietnam-Krieges und der Watergate-Affäre. Mit seiner „Prophezeiung“ hofft Amalrik auf einen Krieg, der die Gefahr in sich birgt, die Menschheit zu vernichten. Muß sich nicht jeder von uns fragen, ob er eine Propagierung solcher Thesen mit allen ihren Konsequenzen befürworten will oder nicht?

Man sagt uns: Warum fordert ihr nicht „Freiheit für Amalrik“? Wir antworten: Freiheit ist als soziale und moralische Verantwortung für die Mehrheit der Bevölkerung definiert. Wir sind gegen die Freiheit für jene, die mit Militarismus, Faschismus, Rassismus und Völkerhetze den Frieden gefährden. Hier zählt das Lebensinteresse der Völker und nicht ein bloß formaler Begriff von Meinungsfreiheit. In diesem und jedem anderen Land.

* Der Titel erschien als Taschenbuch (detebe 5) bei Diogenes, Zürich. Die Folge eines Krieges zwischen der UdSSR und China für die Bundesrepublik beschreibt der Autor so: „Es ist schwer zu sagen, ob sie (die Wiedervereinigung) auf dem Wege der Einverleibung Ostdeutschlands durch Westdeutschland vor sich gehen wird oder ob sich die nachulbrichtschen Führer der DDR, die reale Lage in Rechnung stellend, auf eine freiwillige Wiedervereinigung einlassen werden, um damit einen Teil ihrer Privilegien zu retten. In jedem Fall würde ein wiedervereinigtes Deutschland mit genügend starker antisowjetischer Orientierung eine völlig neue Lage in Europa schaffen.“ (Seite 73) Weitere Zitate auf der letzten Seite.

Eine Kampagne, die Amalrik zum Kronzeugen für Freiheit machen will, richtet sich unmittelbar gegen die Lebensinteressen der Völker. Ihre Initiatoren kümmern sich nicht um die Aufgaben und Ideale der Schriftsteller, vor allem derer, die sich ernsthaft zur P. E. N.-Charta bekennen.

Eine dpa-Meldung in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 16. 8. 1973 („Moskau nennt Amalrik Verbrecher“) beruft sich zum Beispiel auf einen Bericht in der „Literurnaja Gasa“ vom 15. 8. 1973 („Wonach Mr. Shaw trachtete?“).

Von dpa erfährt der westdeutsche Leser, daß dem Moskauer „Time“-Korrespondenten John Shaw „verleumderische Behauptungen“ und „böswillige Erdichtungen“ unterstellt werden, und daß Amalrik als „Verbrecher, Schieber und Verleumder“ bezeichnet wird. Warum das geschieht, erfährt der Leser nicht. TASS-Korrespondent Kornilow führt in etwa 6700 Anschlägen aus, daß der Amerikaner Shaw die Antworten der TASS auf Shaws Anfrage zu Amalrik entstellt beziehungsweise gefälscht wiedergegeben hat (die dpa-Meldung bestand aus etwa 880 Anschlägen). Dem deutschen Leser wird auch verschwiegen, daß Amalrik als Wiederholungstäter nach Artikel 190, Absatz 1 Strafprozeßordnung der RSFSR (Russische Sozialistische Föderative Sowjetrepublik) verurteilt wurde; daß der Prozeß im Juli dieses Jahres öffentlich war; daß Amalriks Frau vom Prozeß nicht „ausgesperrt“, sondern anwesend war; daß der Anwalt Amalriks, den dieser selbst bestellt hatte, die Verteidigung führte und beim Obersten Gerichtshof der RSFSR Berufung gegen die dreijährige Freiheitsstrafe eingelegt hat. Warum werden diese Angaben nicht wenigstens als sowjetische Darstellung des Falles ange deutet?

Selbstverständlich ist die Frage, ob die Verurteilung Amalriks richtig ist oder nicht, berechtigt, vor allem, solange die Informationen über den Sachverhalt aus zweifelhaften Quellen stammen. So zweifelhaft diese Quellen sind, so anfechtbar sind auch die Versuche, Amalrik als Märtyrer zu benutzen. Die Initiatoren dieser Kampagne – David Carver, Generalsekretär des internationalen, und Thilo Koch, Generalsekretär des westdeutschen P. E. N.-Zentrums – haben noch nie Proteste gegen die politischen Gefangeneneinlager in den USA, die Lage der Farbigen in den Ghettos, die Bombardierungen der US-Luftwaffe, den Einsatz der britischen Armee in Nordirland, die Berufsverbote in der Bundesrepublik usw. organisiert. Ihr Freiheitsbegriff ist unglaublich. Das trifft auch für das Demokratieverständnis von Thilo Koch zu, der es sich offenbar leisten kann, eine solche Kampagne zu starten, ohne sie vorher mit dem Präsidium des westdeutschen P. E. N.-Clubs zu beraten.

Wir wenden uns gegen eine Kampagne, die darauf angesetzt ist, die beginnende Einigkeit der Einzelgänger zu belasten. Wir brauchen den Erfahrungsaustausch mit den Schriftstellern aus den sozialistischen Ländern, auch das Streitgespräch. Deshalb treten wir dafür ein, die Kontakte zwischen Verbänden und Personen und zwischen allen Institutionen, die auf realistischer Grundlage den Austausch voranbringen können, zu intensivieren.

In der P. E. N.-Entschließung wird dagegen die Forderung nach Freiheit vorgeschoben, um der Politik der friedlichen Koexistenz zu schaden. Das erinnert an den „Kongreß für die Freiheit der Kultur“, der zu Beginn der 50er Jahre das ideologische Startzeichen für Antisowjetismus und Kalten Krieg werden sollte. Diese Politik scheiterte. Die Kräfte, die jetzt den Kalten Krieg in den Kalten Frieden verwandeln, versuchen nun, etwa das Engagement eines Heinrich Böll und vieler Kollegen zu mißbrauchen.

Kritik ist für uns die Verpflichtung, den gesellschaftlichen Fortschritt nach unseren Möglichkeiten weiterzubringen. Wie dieser Fortschritt zu machen sei – hier wie dort –, welche Erfolge, Mängel und Konflikte zu verzeichnen sind, darüber wäre zu reden. Dazu brauchen wir friedliche Koexistenz, die sich aber nur entfalten kann, wenn wir jede Art von Demagogie zurückdrängen. Wir versuchen, uns an den Interessen der arbeitenden Menschen zu orientieren. Die Hoffnungen Amalriks sind nicht ihre Hoffnungen.

(Unterzeichner, Stand 5. 9. 73)

Jürgen Alberts
H. P. Alvermann
Erdmute Beha
Manfred Bosch
Josef Büscher
Peter O. Chotjewitz
Klaus Eder
Gerd Fuchs
Joachim Fuhrmann
Max von der Grün
Joachim Hackethal
Renate Häfner
Günter Herburger
Rainer Hirsch
Friedrich Hitzer
Elvira Högemann-Ledwohn
Agnes Hüfner
Christian Kneifel
Klaus Konjetzky
Regina Korn
Franz Xaver Kroetz
Richard Limpert

Peter Maiwald
Kaspar Maase
Oskar Neumann
Thomas Neumann
Dagmar Plötz
E. A. Rauter
Roman Ritter
Wolfgang Röhner
Erika Runge
Monika Sperr
Erasmus Schöfer
Godehard Schramm
Peter Schütt
Jürgen-Peter Stössel
Dieter Süverkrüp
Volker von Törne
Artur Troppmann
Helmut Walbert
Uwe Wandrey
Theodor Weißenborn
Clemens Wlokas
Klaus-Peter Wolf

Zitatenlese zur P. E. N.-Resolution August 1973

„Wenn man als kürzeste Frist fünf und als längste zehn Jahre annimmt, ergibt sich, daß der Krieg zwischen der UdSSR und China irgendwann in der zweiten Hälfte der 70er Jahre beginnen dürfte.“ (A. Amalrik, *Kann die Sowjetunion das Jahr 1984 erleben?*, Zürich 1970, S. 60)

„Es ist allerdings eine andere Frage, ob die Chinesen in Asien Handlungsfreiheit gewinnen können, solange die USA ihre Machtstellung dort behaupten. Offensichtlich versuchen die USA, China in jedem Fall daran zu hindern, seinen Einfluß merklich nach Süden auszudehnen, was zu zermürbenden lokalen Kriegen nach der Art des Vietnamkrieges führen kann.“ (A. Amalrik, a. a. O., S. 57)

„Wenn die USA während des Bürgerkrieges Mao-Tse-Tsung unterstützt hätten, so wäre durch sie die Annäherung zwischen China und der UdSSR verhindert, der Koreakrieg vermieden und vielleicht wesentlich zu einer Mäßigung des kommunistischen Regimes in China beigetragen worden.“ (A. Amalrik, a. a. O., S. 69)

„Wahrscheinlich würden umgekehrt die ‚entsowjetisierten‘ osteuropäischen Länder wie Pferde ohne Zügel vorwärtsstürmen und angesichts der Schwäche der UdSSR in Europa ihre unvergessenen, wenn auch lange verschwiegenen territorialen Forderungen anmelden: Polen auf Lemberg und Wilna, Deutschland auf Königsberg, Ungarn auf die Transkarpaten und Rumänien auf Bessarabien. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch Finnland seine Ansprüche auf Wiborg und Petsamo vorbringt. Auch ist es wahrscheinlich, daß Japan, je mehr die UdSSR sich in den Krieg verstrickt, seinen territorialen Anspruch laut werden läßt – zuerst auf die Kurilen, dann auf Sachalin und schließlich, wenn China Erfolge erringt, auch auf einen Teil des sowjetischen Fernen Ostens.“ (A. Amalrik, a. a. O., S. 75)

„Bei der Warnung vor einer Annäherung zwischen Ost und West ohne Demokratisierung in der Sowjetunion nahm Sacharow zu seiner früheren These Stellung, daß es zwischen den Großmächten entweder eine Konvergenz oder einen Atomkrieg geben werde. Eine Annäherung ohne Demokratisierung komme einer Kapitulation vor ‚unserer wirklichen oder übertriebenen Stärke‘ gleich.“ (nach: *Süddeutsche Zeitung* v. 23. 8. 73)

„Sacharow übte auch Kritik an westlichen Geschäftsleuten, die sich darauf konzentrierten, aus der Sowjetunion Erdöl und Erdgas zu beziehen, und dabei alle anderen Aspekte des Problems vernachlässigten.“ (nach: *Süddeutsche Zeitung* v. 23. 8. 73)

„Wir müssen daneben mit offenen Augen die Gefahr sehen, daß diese wirtschaftliche Zusammenarbeit den kommunistischen Regierungen auch die Möglichkeiten bietet, ihre Regime zu konsolidieren und die Bevölkerung mit den harten Bedingungen der Diktatur eher zu versöhnen. Unser Bestreben muß darauf gerichtet sein, eine dort in den ersten Ansätzen erkennbare Entwicklung zu fördern und zu dem Punkte zu bringen, von dem aus es keine Rückkehr mehr zu den alten Methoden des Terrors gibt, wie er zu Zeiten Stalins praktiziert wurde.“ (F. J. Strauß, *Herausforderung und Antwort*, Stuttgart 1968, S. 123)

„Und vor allem erteilen sie jener westlichen Linken eine Lektion, die, wie Solschenizyn mit beißender Ironie sagte, die Unterdrückung in der Sowjetunion immer mit dem Zusatz verurteilt: ‚Genau wie in Griechenland, Spanien, in der Türkei.‘ Solschenizyn verwies darauf, daß die gewaltsame Unterdrückung in keinem dieser Länder das Niveau der ‚psychiatrischen Gefängnisse‘ („die Gaskammern unserer Zeit“) erreiche, und daß Griechenland keinen tödlichen Eisernen Vorhang errichtet habe.“ (in: *Die Tat*, Zürich, nach: *Süddeutsche Zeitung* v. 1./2. 9. 73)